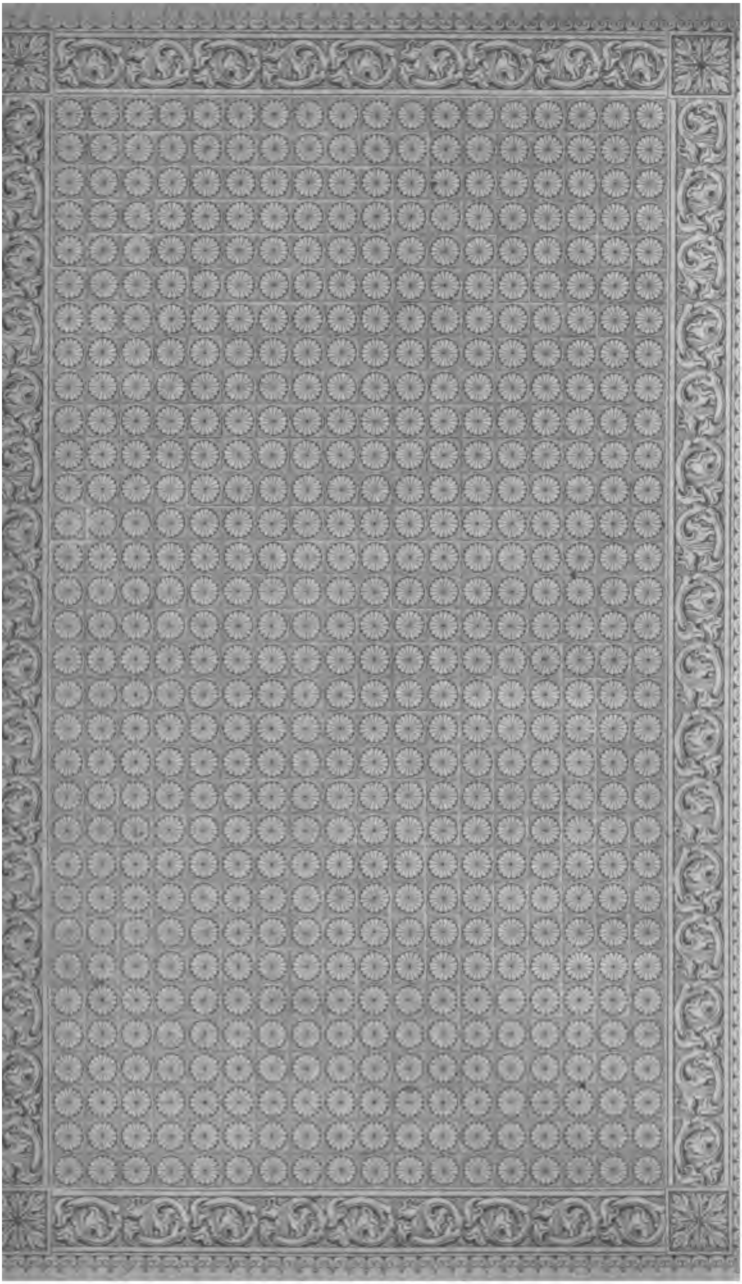


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Nur zum Schein“ von A. Oskar Klaußmann. (S. 97)
Originalzeichnung von R. Gutschmidt.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.
Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Spätes Recht.

Kriminalroman

von

Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Der Mond stand voll und glänzend über einer wilden Gebirgslandschaft.

Noch war die Nacht nicht hereingebrochen, aber tiefer hätte ihr Schweigen nicht sein können in der todten Stunde, als die Einsamkeit dieser schroffen zerklüfteten Felsen und der regungslos emporragenden Baumriesen.

Nur ein wenig betretener Saumpfad zog sich am Grat des Gebirges in die Schlucht und kletterte wieder über brüchiges Gestein zu dem nächsten Porphyrkegel, auf dessen Scheitel ein altes lichtloses Gemäuer stand. Die kleine Schänke, deren Schindeldach im tiefsten Grunde dieser Schlucht am grauen Felsen klebte, war so sehr von den hochstämmigen Kiefern und einem überhängenden Granitblock beschattet, daß der Mond auch am Gipfel seiner Bahn keinen Strahl in die runden Bleifenster zu senden vermochte.

Unter dem niedrigen, rauchschwarzen Deckbalken des Schänkzimmers schwelte eine düstere Hängelampe, und an

dem rohen Tisch von Fichtenholz saß ein einzelner Mann in tiefen Gedanken; er nahm von Zeit zu Zeit einen bedächtigen Schluck von dem feurigen rothen Ungarwein, der in einem großen Humpen vor ihm stand, und wenn die schweren, dunkel glänzenden Tropfen in seinen blonden Vollbart niederrannen, dann glitt ein stilles, zufriedenes Lächeln um den schweigsamen Mund.

Der einsame Zecher war Felix Kern, und die verborgene Waldschänke lag mitten im entlegensten Winkel des Karpathengebirges.

Die Gedanken des jungen Arztes wanderten über den Kamm des Hochlandes und durch die Pußta der ungarischen Tiefebene bis hinauf in seine deutsche Heimath, und er schüttelte nahe am Ziele den Kopf über das wunderliche Schicksal, das ihn in diese weltentlegene Einöde verschlagen hatte.

Es war in der That eine sonderbare Fügung gewesen.

Jene stumme Mahnung, die in der letzten Nacht auf Schloß Griesheim aus einem längst vergessenen Schreibtischfach zu ihm geredet, hatte zwar seinen weiteren Nachforschungen ein Ziel gesetzt, aber der geheimnißvolle Reiz, den die unvollkommene Lösung in seiner Seele zurückließ, war für ihn die Ursache eines neuen Entschlusses geworden.

Er wollte sich zunächst überzeugen, ob der verstoßene und verschollene Sohn Heidrich's noch am Leben sei, und wenn dies der Fall, ihm Nachricht über die Angelegenheit zukommen lassen. In erster Linie hielt er es für seine Pflicht, dem Unglücklichen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß der Vater kurz vor seinem plötzlichen Ende den Gedanken der Versöhnung gefaßt, und ihm Ausdruck verliehen habe; die Kunde, welche Felix durch einen Zufall geworden war, dünkte ihm wie ein heiliges Vermächtniß, dessen Vollstreckung unter dem Gebot der christlichen Liebe stand und nicht vernachlässigt werden durfte.

Vielleicht löste sich auch noch der Schleier von anderen Zweifeln.

Felix wußte nicht in klaren Gedanken ihren Inhalt zu fassen, er ahnte nur, daß noch irgendwo ein Geheimniß ruhe, das seinen Schatten in das Leben der Geliebten warf — und dieses dunkle, unbestimmte Gefühl leitete seine ersten Handlungen.

Er hatte sich nach seinem Fortgang von Griesheim vorläufig in Hegenau eingemiethet und von dort aus an die Komitatsverwaltung von Zemplin eine telegraphische Anfrage gerichtet, ob in dem Kloster Zemplin ein Deutscher, der ursprünglich Heidrich heiße, unter dem Namen eines Pater Anselmo lebe.

Die Antwort war umgehend eingelaufen und hatte bejahend gelautet.

Das war mehr, als Felix zu hoffen gewagt, und er hätte sich nunmehr schriftlich an den Oheim Wanda's wenden können.

Allein bei näherer Ueberlegung erschien dieser Weg nicht unbedenklich. Man konnte nicht wissen, ob die Klosterverfassung den Mitgliedern des Ordens eine Korrespondenz mit der Außenwelt gestatten werde, es erschien sogar zweifelhaft, ob ein Brief jemals in die Hände des Empfängers gelangte.

Vielleicht hätte Kern sich über diese Erwägungen hinweg gesetzt, allein er fühlte, daß die Ereignisse der letzten Zeit ihn angegriffen hatten und eine gründliche Zerstreuung forderten; eine angeborene, aber lange zurückgedämmte Reiselust kam plötzlich zum Durchbruch, und kurz entschlossen machte er von seinem kleinen Vermögen einige hundert Thaler flüssig, um schon Tags darauf mit dem Orientexpreßzug nach Süden zu fahren.

Die Reise glich fast einer Flucht.

Niemand wußte von seinem Unternehmen, am wenigsten

die beiden einzigen Personen, welche ihm nahe standen. Wanda hätte es sicherlich gebilligt, davon war Felix überzeugt, allein er wollte das Mädchen nicht vor der Zeit beunruhigen; Assessor Rabe aber befand sich gerade auf Urlaub.

Und nun saß der junge Mann in der einsamen Schänke, trank zur Stärkung für kommende Dinge nach guter deutscher Sitte einen tiefen Trunk und starrte nachdenklich in das zitternde Licht der düsteren Lampe. Hinter dem Bretterverschlage, der wahrscheinlich ein Buffet vorstellen sollte, hockte der Wirth und hantirte geräuschlos mit seinen Flaschen und Gläsern. Ein grauer, am Kinn gescheitelter Bart umrahmte das scharf geschnittene Gesicht. Gott allein mochte wissen, wo dieser Mann sich in der Welt herumgetrieben hatte, bevor sein Leben in dieser Einöde versandete, aber er verstand etwas Deutsch und hatte den blonden Fremdling in dieser Sprache angeredet.

Den besten Wein hatte er herbeigeschafft, und sogar ein Nachtlager wollte er dem gnädigen Herrn gewähren, denn es sei weit und breit keine „Csarda" im Gebirge, und bei den Vätern da drüben würde der gnädige Herr wohl auch keine Unterkunft finden.

„Warum nicht?" hatte Felix gefragt.

Dann kam das Gespräch auf das Kloster und seine Insassen, von denen der Wirth nur Gutes zu berichten wußte.

„Ich habe gelegen krank und ohne Hilfe," sagte er, „da ist gekommen der Eine von ihnen, der große Mann mit den blauen Augen und dem ernsten Gesicht — der hat mich gepflegt, und er hat zu mir geredet in derselben Sprache, welche spricht der gnädige Herr, und die da ist die Sprache meiner Mutter."

„Ein Deutscher — wie ist sein Name?" frug Felix aufhorchend.

„Ihre Namen stehen nur im Kalender," murmelte der

Wirth, „ich weiß nicht, wie geheißen hat sein Vater — aber er nennt sich Pater Anselmo —"

Felix Kern stand auf und trat an das niedrige Fenster der Csarda. Da oben, kaum eine halbe Stunde entfernt, lag das Kloster auf dem Basaltkegel. Die Mondstrahlen glitten über seine düsteren Mauern, als suchten sie vergeblich einen Weg in die Kreuzgänge des Innern, wo vielleicht gerade um diese Stunde schwarze Gestalten zur Hora schritten. Es fiel kein Lichtschein nach Außen, der Bau glich einem Sarg, von dem die Erdhülle niedergefallen ist.

Der junge Mann, dem das Leben in seiner vollen Pracht blühte, empfand ein unendliches Mitleid mit jenem einsamen, namenlosen Büßer, der vielleicht Gott auf seinen Knieen dankte, wenn er von der Bergeslast des Vaterfluchs ein Sandkorn abbröckeln konnte.

Der Wirth schien zu errathen, daß die Gedanken seines schweigsamen Gastes sich mit dem Landsmann beschäftigten.

„Er wird vielleicht kommen hierher," sagte er. „Ich sah ihn heute früh vorbeiwandern, er wird haben gebracht einem Sterbenden die letzte Oelung, und ist noch nicht zurück —"

Dann fuhr sein grauer Kopf plötzlich herum: „Gott der Gerechte, was ist das?!"

Ein Faustschlag donnerte gegen die morsche Thür, dann noch einer, und rauhe, fluchende Stimmen begehrten in ungarischer Sprache Einlaß.

Der Wirth eilte, um zu öffnen, und zwei wilde Gestalten drängten sich in die Schänke. Es waren Czikos, jene unheimlichen Gestalten, die, halb Pferdehirten, halb Räuber, die Pußta und das angrenzende Karpathengebirge unsicher machen, und wahrscheinlich in den Besitz einiger Geldmittel gekommen waren, deren schleunige Umsetzung in Slibowitsch*) unbedingt nothwendig erschien.

---

*) Pflaumenbranntwein.

Felix Kern verstand nicht ihre Sprache, desto besser aber die tückischen Seitenblicke und das plötzliche gedämpfte Flüstern, mit dem sie sich am anderen Ende des Tisches niederließen, und er nahm deshalb seinen Revolver aus der Tasche, um scheinbar unabsichtlich dessen Ladung zu prüfen.

Das half.

Die Kerle wandten sich ab, riefen sich lachend einige Worte zu, die der Wirth mit bedeutsamem Kopfnicken begleitete, und begannen dann eines jener halb wilden, halb schwermüthigen Lieder zu singen, die von Räuberleben und Räuberliebe handeln:

„Ich Betjâr bin ein armer Wurm,
Ertragen muß ich Regen, Sturm,
Der Hitze viel, der Kälte viel,
Bin böser Zungen Lästerspiel.
Geliebt hab' ich so inniglich,
Und Du hast schnöd' betrogen mich."

Es war ein düsteres, aber malerisches Bild. In schweren Wolken zog der Rauch aus den kurzen Pfeifen der Czikos durch das niedrige Gemach, und lagerte sich grau um das rothe zuckende Licht der Hängelampe am schwarzen Deckbalken; die Züge der wetterharten Gesellen verschwammen in nebelhafte Umrisse, und das Gesicht des alten Wirths zerfloß zu einem wesenlosen Schatten — Felix Kern hätte ein Maler sein mögen, um das unheimlich bewegte Gemälde festhalten zu können.

Und als ob der wüste Lärm in den schweigenden Felswänden des einsamen Gebirges einen nächtlichen Spuk geweckt hätte, so erschien urplötzlich und geräuschlos eine neue düstere Gestalt unter dem Rahmen der niedrigen Thür.

Es war ein Mönch, und er mußte seine hagere Gestalt bücken, um nicht mit dem Schädel, zwischen dessen wirren grauen Haaren eine breite Tonsur glänzte, an die roh behauenen Fichtenstämme zu streifen.

Der Gesang brach plötzlich ab. Die beiden zerlumpten Burschen starrten finster auf das dunkle geistliche Gewand, dessen Anblick sie an die zahlreich begangenen Missethaten und gleicherweise an die längst vergessene Beichte mahnen mochte. Der Wirth aber kam eilfertig hinter seinem Verschlage hervor, begrüßte mit demüthiger Verbeugung den neuen Gast und frug in deutscher Sprache, womit er dem ehrwürdigen Pater Anselmo dienen könne.

Bei Nennung dieses Namens hob Felix den Kopf und betrachtete aufmerksam das Gesicht des Mannes, um den er die weite Reise unternommen hatte, und der nun unter so seltsamen Verhältnissen vor ihm stand.

Er konnte in diesen stillen, ernsten Zügen keine Aehnlichkeit mit Wanda entdecken, aber sie waren freilich von Gram und Nachtwachen so tief durchfurcht, daß es schwer gewesen wäre, daraus auch nur die leiseste Erinnerung an Jugend und Glück loszulösen.

Wie oft mochten sich diese hageren durchsichtigen Hände um Mitternacht während der Zeit kurz bemessener Ruhe über dem Rosenkranze gefaltet, wie oft mochten sie die niedrigste Büßerarbeit verrichtet haben, niedriger als selbst der Orden sie heischte, um dann müde und hoffnungslos herabzusinken!

Und in diesem Augenblick hoben sie sich im heiligen Zorn.

Doch in demselben Moment ließ er sie wieder sinken, neigte das Haupt auf die Brust und sagte: „Ich vernahm das Toben in Eurer Behausung, und ich weiß, daß Ihr ein furchtsamer Alter seid, der nicht gerne mit dem Gesindel zu schaffen hat. Wer ist der fremde Mann? Könnt Ihr für seine Sicherheit einstehen?“

„Es ist ein Deutscher, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete der Gefragte halblaut. „Er hat gefragt nach dem Kloster, nehmt ihn mit Euch, ich bitte darum, denn ich will nicht, daß um seinetwillen komme ein Fluch über mein Haus!“

Pater Anselmo wandte sich zu Kern: „Es sind gefährliche Leute, Herr,“ sagte er, auf die Czikos deutend, „ich kenne ihresgleichen und bin vielleicht zur rechten Zeit eingetroffen. Wenn Sie für diese Nacht die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch nehmen wollen, so sind seine Pforten Ihnen geöffnet.“

Felix erhob sich in schweigendem Einverständniß und zog aus seiner Börse ein Geldstück für den Wirth, als einer der Pferdehirten ein neues Lied begann. Der junge Arzt konnte die Worte nicht verstehen, aber aus dem spöttischen Tone und den unzweideutigen Gesten entnahm er leicht, daß es einen Hohn auf den Mönch enthalten mußte.

Vielleicht einen bitteren, tödtlich verletzenden Spott, denn Anselmo wurde todtenblaß, richtete sich plötzlich hoch auf und rief den Frechen ein drohendes Wort entgegen.

Im Nu veränderte sich die Scene.

Die beiden Raubgesellen schienen nur auf eine Gelegenheit gelauert zu haben, ihr Müthchen an dem verhaßten Ordensgewand zu kühlen, und zugleich über den Fremden herzufallen, dessen unvorsichtig gezeigte Börse ihre Habgier reizen mochte.

Sie sprangen mit einem wilden Ruf über den Tisch, Messer blitzten in ihren Fäusten, und vielleicht wäre der zunächst stehende Mönch das erste Opfer geworden, wenn Felix sich nicht dazwischen geworfen, den vordersten Angreifer mit kräftiger Faust zurückgeschleudert, und den Pater mit seinem Leibe gedeckt hätte. Der Revolver in seiner Rechten scheuchte die feigen Gesellen zurück; sie krochen wie geschlagene Hunde hinter den Tisch und stießen nur ohnmächtige Flüche aus, während die beiden Männer das Zimmer verließen.

Eine Weile schritten sie stumm, und von Zeit zu Zeit zurückhorchend, nebeneinander durch die Nacht; dann

athmete der Mönch tief auf und sagte: „Sie haben mir das Leben gerettet, mein junger Freund; es wäre vielleicht besser gewesen, wenn das Messer der Banditen diesem traurigen Dasein ein Ende gemacht hätte, aber Gott hat es anders gewollt, und ich danke Ihnen. Sie sind ein Deutscher wie ich, darf ich Ihren Namen wissen?"

Felix nannte ihn, und der Pater fuhr fort: „Es ist selten, daß Landsleute sich in diese Einöde verirren; Sie dürfen von Glück sagen, daß unser Kloster in der Nähe liegt, denn jene Csarda ist, wie alle hier zu Lande, ein Schlupfwinkel für Räuber und Gesindel."

Kern schwieg einen Augenblick, dann entgegnete er zögernd: „Das Kloster ist mein Ziel. Ich suche dort einen Mann, dessen Name längst verschollen ist, am längsten vielleicht in dem Gedächtniß seines Trägers."

„Sie sind Alle namenlos," entgegnete der Mönch düster, „und es ist nicht gut, die Todten wachzurufen. Wen suchen Sie, Herr?"

„Hans Heidrich, Anna v. Osten's Bruder."

Unter den Füßen des gebeugten Mannes rollte ein Stein abseits vom Saumpfad in die Tiefe.

Der Mönch blieb stehen und lauschte mit vorgeneigtem Haupt auf seinen Klang. „O, daß ich ihm folgen dürfte," sagte er leise, „Herr, mein Gott, warum lässest Du es geschehen, daß ich jetzt noch einmal diesen Namen hören muß! Anna v. Osten's Bruder sagen Sie? Warum sagen Sie nicht: Jakob Heidrich's Sohn? Ist es nicht natürlicher, daß man den Sohn nennt anstatt des Bruders?"

Der junge Arzt betrachtete den gealterten Mann mit einem Ausdruck tiefen Mitleids. „Ich verstehe Ihre Frage, Pater Anselmo," entgegnete er leise, „Sie selbst sind jener Unglückliche, der ein namenloser Mann wurde, weil eine Hand, die nun längst erkaltet ist, Sie aus dem Vaterhause in die Welt stieß. Aber wenn ich

die Beweise bringe, daß jene Hand Ihnen dennoch verziehen hat —"

Der Mönch hatte sich wieder aufgerichtet und seine Schwäche überwunden. Er setzte seinen Bergstock zwischen das Geröll und stieg langsam weiter aufwärts. „Ich habe diesen Weg tausendmal gemacht," sagte er finster, „und ich weiß, daß jene Felsen fester stehen, als eine Mauer von Granit. Aber sie werden eher zusammenbrechen, als daß die Centnerlast von meiner Seele genommen wird. Sie scheinen mein Schicksal zu kennen, Herr, wissen Sie nicht, welche Verheißung auf den Fluch eines Vaters gelegt ist? Er soll im Stande sein, Häuser niederzureißen, Herr, und ich habe keine Mutter, deren Segen sie wieder aufbaut."

Felix schüttelte unmuthig den Kopf. „Die Einsamkeit macht tiefsinnig, Pater. Glauben Sie denn, daß ich die weite Reise in dieses Karpathennest unternommen habe, um mich mit Pferdedieben herumzubalgen? Da müßte ich, bei Gott, toller sein, als es meiner Mutter Sohn zukommt. Kopf hoch, alter Herr, ich werde wohl meine Gründe haben, aber die Geschichte ist ein bischen weitläufig, und es kommen da allerlei Dinge zur Sprache —"

Sie standen auf der Höhe des Bergkegels dicht an der Mauer des Klosters. Pater Anselmo lehnte sich auf seinen Stab und sah hinunter in das Thal. Es war vom Mondlicht angefüllt, nur seine tiefsten Gründe lagen im Schatten.

„Nicht hier," sagte er kopfschüttelnd, „nicht hier. Was Sie mir mitzutheilen haben, vermag ich nicht zu ahnen. Es kann Wichtiges sein, denn um einer schattenhaften Idee halber würden Sie schwerlich einen begrabenen Mann aufgesucht haben. Vielleicht wird es auch in dieses umdüsterte Leben einen Lichtstrahl fallen lassen, aber in der Tiefe bleibt das Dunkel — wie da unten. Ich will in meiner Zelle Ihren Bericht entgegennehmen, unter dem Bilde des Gekreuzigten und umgeben von den Zeugen meiner Buße wird

es mir leichter werden, in die Vergangenheit hinabzusteigen. Kommen Sie, mein Freund."

— — — — — — — — — — — —

Die Mitternacht war heraufgekommen, und der Mond stand tief am Himmel. Sein blasses Licht fiel durch ein vergittertes Fenster auf die nackten, weißen Wände der engen Zelle, in welcher Pater Anselmo und Felix Kern im ernsten Gespräch beisammen saßen.

Der Mönch hatte den Kopf in die Hände gelegt und schweigend zugehört, während der junge Arzt ihm über die Ereignisse der letzten fünfundzwanzig Jahre Bericht erstattete, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen.

Kein Zucken in dem durchfurchten Antlitz des alten Mannes verrieth seine innere Bewegung, die Gewohnheit der Selbstzucht war mächtiger, als die natürliche menschliche Regung.

Aber als Felix mit einem tiefen Athemzug geendet hatte, hob der Mönch langsam das blasse Gesicht zu dem Bilde des Erlösers, das über seiner harten Lagerstätte hing und seltsam in den zitternden Mondstrahlen schwankte.

„Du weißt es," sagte er leise, „was ich gelitten habe, und ich danke Dir, daß ich diese Stunde erleben durfte. Aber auch unser Glück trägt eine Dornenkrone." Dann wandte er sich zu Felix und fuhr lauter fort: „Seit jenem Augenblick, wo meine Füße über die Schwelle dieses Klosters traten, und die eiserne Pforte sich hinter mir schloß, habe ich keine Verbindung mit der Welt unterhalten. Es ist mir nichts von alledem bekannt gewesen, nicht einmal die schreckliche Thatsache, daß mein Vater durch Mörderhand sein Leben enden mußte. Ich habe nur annehmen können, daß er nach den Gesetzen der Natur längst heimgegangen sein müßte, und weil ich keine Antwort auf meinen Brief erhielt, so glaubte ich, daß der Fluch noch immer auf mir laste. Nun weiß ich, daß mein

Vater durch die Hand eines Verruchten gehindert wurde, seine Verzeihung auszusprechen, und daß der Mordstahl auch mein Herz getroffen hat. Aber der da oben hat uns gelehrt, daß wir auch für unsere Mörder beten sollen. Und ich will es versuchen, wenn ich gleich nicht weiß —"

Er brach ab, und sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Ich muß Ihnen ein Bekenntniß ablegen, Herr Doktor, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie sich von mir abwenden, selbst auf die größere hin, daß eine neue Unruhe und ein neuer Schatten in Ihr Leben geworfen wird. Sie lieben das Kind meines Schwagers, und ich sollte vielleicht schon um deswillen schweigen, aber es läßt sich nicht das Eine sagen ohne das Andere.

Ich muß in meine frühe Jugend zurückgreifen, um Ihrem Verständniß nahe zu treten. Wir waren nur zwei Kinder, meine Schwester Anna und ich, und meine Mutter starb schon bald nach der Geburt Anna's. Vielleicht um deswillen schloß sich mein Vater enger an die Tochter, deren Wesen ihn an die verstorbene Gattin erinnerte, vielleicht stießen ihn Charaktereigenschaften ab, deren Nachtseite sich schon früh bei mir entwickelte.

Habsucht und Hinterlist, mein Freund. Ich habe sie mit Gottes gnädigem Beistand abgelegt, und ich darf davon reden, wie von einem Schatten, der nur in den einsamen Nachtstunden zuweilen an mein Lager tritt.

Als meine Schwester dem Vater das erste schwere Leid zufügte, an dem doch ihr Wille die geringste Schuld trug, als sie ihr Herz einem Manne schenkte, der wohl nur nach ihrem Reichthum trachtete, da beging ich das erste schwere Unrecht meines Lebens. Anstatt zu vermitteln, oder meine Schwester dem Willen des Vaters gefügig zu machen, begünstigte ich das Verhältniß mit dem Baron und brachte es schließlich so weit, daß mein Vater glaubte, sein Jawort geben zu müssen.

Und als die eheliche Verbindung geschlossen war, da begann ich meinen unseligen Einfluß geltend zu machen. Ich bewog meinen Vater, ein Testament zu entwerfen, in dem meine Schwester auf den Pflichttheil gesetzt wurde. Es war nur vorläufig ein Entwurf, und dieser deckte sich natürlich nicht mit jener letzten Willensbestimmung, die nach Ihrer Mittheilung auf dem Amte zu Hegenau liegt; die Benachtheiligung meiner Schwester war vielmehr zu meinem eigenen Gunsten ausgesprochen, wie dies auch in meiner erbschleicherischen Absicht begründet lag.

Es hat dem alten Mann Kämpfe gekostet, bevor er sich zu diesem Schritte entschloß, und er fügte dennoch eine Klausel des Inhalts bei, daß etwa aus der Ehe meiner Schwester hervorgehende Töchter in das volle Erbrecht der Mutter eintreten sollten. Sie wissen, daß er damit vor allen Dingen den ihm verhaßten Schwiegersohn treffen wollte, dem hauptsächlich an der Bereicherung seines Mannesstammes gelegen sein mußte.

Zur Zeit, als jener Testamentsentwurf angefertigt und auch zur Kenntniß des Barons v. Osten gebracht wurde, befand sich meine Schwester bereits in gesegneten Umständen, und Sie können sich denken, mit welcher Spannung Lutz v. Osten erwartete, ob ihm ein Sohn oder eine Tochter geboren würde. Seine Erwartung wurde von mir getheilt, aber natürlich im entgegengesetzten Sinne, denn die von ihm gewünschte Geburt eines Mädchens würde mich um einen Theil meines erschlichenen Erbes gebracht haben.

So standen die Sachen, als ich an einem stürmischen Frühlingsabend — es sind nun fünfundzwanzig Jahre seitdem verflossen — von einem Jagdausflug nach Hause zurückkehrte, und in der Nähe des Schlosses Griesheim von einem Unwetter überrascht wurde. Ich mochte mich nicht in das Schloß begeben, da natürlich zwischen dem

Ehepaar und mir eine Spannung bestand, und flüchtete mich deshalb in eine alte Rindenhütte, die am Ende der Ihnen bekannten Tannenallee stand und zur Aufbewahrung von Futtervorräthen für das Wild benutzt wurde.

Ich warf mich in einer dunkeln Ecke in das aufgeschichtete Heu, und während draußen der Regen niederströmte, betraten plötzlich zwei Personen die Hütte. Es war mein Schwager Lutz und sein Kammerdiener Schwartz, ein unangenehmer Mensch, der aber, wie ich bereits verschiedentlich beobachtet hatte, das ganze Vertrauen seines Herrn besaß, und jedenfalls der Genosse seiner wüsten Junggesellenzeit gewesen war.

Die beiden Männer schienen sich mit Absicht hier zusammengefunden zu haben, um vor jedem Lauscher gesichert zu sein, denn sie begannen eine Unterhaltung, deren Inhalt mir jedes Haar auf dem Haupte emporsträubte.

Es handelte sich um —"

Der Mönch machte eine Pause, erhob sich und trat an das Fenster seiner Zelle.

„Wenn man in dem Frieden dieser stillen Mauern lebt," fuhr er leise fort, „so verlernt man zu begreifen, wohin der unersättliche Durst nach Gold den Menschen treibt. Nur an einer Stunde des Tages vermag ich es wieder zu fassen. Sehen Sie, da draußen liegt unser Friedhof, auf dem auch ich einmal ruhen werde.

Der Gedanke an das Grab macht den Menschen fromm, der Gedanke an das Grab macht ihn schlecht, es kommt nur darauf an, was wir uns jenseits desselben vorstellen: Nacht oder Gericht.

Wer nur an die Nacht glaubt, der klammert sich an das Leben, und sucht sich ohne Furcht vor der Verantwortung das Dasein behaglich zu gestalten.

Das ist die Wurzel aller Verbrechen."

Die beiden Männer standen nebeneinander und sahen

hinaus auf die schweigende Todtenstätte — dann streckte Pater Anselmo die Hand aus und sagte feierlich: „Bei dem Schweigen des Grabes beschwöre ich Sie, das Geheimniß zu bewahren, weiß ich doch nicht einmal, ob jener Gedanke zur That geworden ist — jener Gedanke —" Er bog sich zu dem Ohre des Arztes nieder und flüsterte ein Wort —

Es war dunkel in der Zelle geworden, denn der Mond stand hinter einer Wolke.

Pater Anselmo tastete nach der Hand seines Gastes und fuhr fort: „Ich wiederhole es Ihnen, mein Freund, es ist mir nicht bekannt, ob der Anschlag, den die beiden Männer an jenem Abend beriethen, wirklich zur Ausführung gelangt ist, oder ob Gottes gnädiger Wille es anders beschlossen hat, ich weiß nur zu berichten, daß die böse Saat von dem Säemann geerntet wird.

Als Lutz und sein Kammerdiener sich entfernt hatten, ohne meine Anwesenheit zu entdecken — ich lag für diesen Fall mit dem Jagdgewehr im Anschlag — eilte ich zu meinem Vater, um das Vernommene zu verrathen.

Es war die zweite Lüge meines Lebens, denn ich verflocht Anna's Namen mit in das Verbrechen, um desto sicherer den Zorn des Vaters und eine Abänderung der Testamentsklausel zu erzielen.

Der alte Mann schenkte mir keinen Glauben. Es mochte ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen fallen, denn er nannte mich einem Verleumder, einen Erbschleicher, einen Schurken.

Ich hätte das wahre Wort hinnehmen sollen, aber der Satan thut keine halbe Arbeit. Eine Rede gab die andere, und da geschah das Entsetzliche, ich beging die Sünde, für welche es keine Sühne gibt auf Erden.

Was später geschehen ist, als der unselige Schlag gefallen war, und nachdem mein Vater seinen Fluch aus-

gesprochen hatte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Es ist Alles dunkel in meiner Erinnerung bis zu jenem Augenblick, wo ich nach ruhelosem Umherirren eine Zufluchtsstätte in den Mauern dieses Klosters fand.

Von hier aus schrieb ich alsdann jenen Brief, der durch einen seltsamen Zufall zu Ihrer Kenntniß gelangt ist. Ich bin bis auf den heutigen Tag in Ungewißheit geblieben, ob mein Vater ihn erhalten, oder ob er die erbetene Verzeihung verweigert habe; an einen Zusammenhang, wie er jetzt in dunkeln Umrissen vor mir liegt, habe ich freilich niemals gedacht. Wenn jene Notiz auf meinem Briefe, woran ich kaum zweifeln darf, von der Hand meines Vaters herrührt, so hat er offenbar nach Empfang des Schreibens das mich enterbende Testament abgeändert; Gott ist mein Zeuge, daß ich diesen Erfolg nicht herbeiführen wollte, denn ich hatte mit der Welt abgeschlossen und dachte nicht mehr an Hab und Gut — aber dennoch segne ich die Stunde, wo ich diese Vermuthung hegen darf, denn sie gibt mir die Hoffnung, daß mein Vater verzieh oder wenigstens nicht mehr zürnte. Wann, sagten Sie, ist sein Todestag?"

Felix nannte ihn, und Anselmo nickte traurig.

„So hat mich die Hand des Mörders um meinen Seelenfrieden gebracht. Nach meiner Berechnung muß der Brief wenige Tage vor der Unthat in die Hände meines Vaters gelangt sein. Der alte Mann hat, vielleicht unter dem Druck jener Todesahnung, die uns Menschen so oft beschleicht, und die heute auch durch meine Seele geht, zuerst dasjenige gethan, was ihn das Wichtigste dünkte — er hat seinen letzten Willen geändert. Bevor er das Wichtigere thun konnte, nämlich an mich schreiben, trat die Geburt des Enkelkindes dazwischen, und der Schatten des Todes. Also in der Nähe von Griesheim geschah die unselige That?"

„Dicht neben jener Rindenhütte, von der Sie redeten," sagte Felix. „Nach den Zeugenaussagen hat der alte Mann sich noch wenige Minuten zuvor in freundschaftlicher Weise von dem Baron verabschiedet."

Der Mönch schüttelte den Kopf. „Seltsam — fast unglaublich. Indessen ist es ja möglich, daß die beiden Männer sich über der Leiche meiner Schwester die Hand zur Versöhnung gereicht haben. Und diesem Bode ist die That allerdings zuzutrauen. Er hatte stets einen tückischen Charakter, und war von meinem Vater schimpflich fortgejagt worden. Sie mögen aneinander gerathen sein, ich will's glauben. Aber es bleibt noch Manches dunkel."

„Am dunkelsten der Platz, wo der Testamentsnachtrag sich befindet," warf Felix ein.

Da glitt ein müdes Lächeln über die blassen Züge des Paters. „Wie nichtig dünkt mich das Alles in dieser Stunde. Daß Lutz v. Osten, nachdem er in der Hinterlassenschaft meines Vaters jenen Brief mit der Bleistiftnotiz gefunden hatte, nach dem Schriftstück forschte, erscheint mir begreiflich. Es läge in seinem Interesse und in seinem Charakter, dieses Zeugniß zu vernichten. Aber warum forschen Sie darnach?"

„Es soll an der Hand meiner zukünftigen Gattin kein unrechtes Gut kleben," entgegnete Felix ernst.

Anselmo lächelte abermals. „Sie denken edel, mein junger Freund, aber ich trachte nicht mehr nach irdischen Schätzen. Und Sie werden das Schriftstück niemals finden, denn wenn es selbst in jenem Geheimfach nicht enthalten war, dessen Entdeckung mühsam genug gewesen sein wird —"

„Sie kennen es?" unterbrach Felix lebhaft den Redenden.

„Gewiß. Ich habe oft genug die Kunst des Tischlers bewundert. Die Meisten würden sich durch das obere Scheinfach täuschen lassen."

Kern legte seine Hand auf den Arm des Paters. „Das obere Scheinfach, sagen Sie? Ja, mein Gott, gibt es denn noch ein zweites darunter? Ich habe lediglich durch einen Druck auf das Drachenauge das Getäfel zurückgeschoben und darunter eine Vertiefung gefunden, in welcher jener geheimnißvolle Zettel lag."

Und zum dritten Male lächelte der Mönch. „Dann hat sich die List des alten Meisters abermals bewährt. Jene Vertiefung, von der Sie reden, ist nur ein fest eingefugtes Kästchen, das sich herausheben läßt. Darunter befindet sich eine kleine Leiste, und wenn man kräftig an dieser zieht, öffnet sich das eigentliche Geheimfach in Gestalt einer Schieblade. Aber mein Freund, wessen Hand auch jenen Zettel geschrieben haben mag, befolgen Sie seine Warnung und lassen Sie die Todten ruhen. Es ist Mitternacht vorüber, wir wollen auch schlafen gehen. Ich habe von dem Prior die Erlaubniß erbeten, Sie in meiner Zelle beherbergen zu dürfen, denn wir besitzen sonst im Kloster keinen Raum. Nehmen Sie auf meinem Lager Platz, für mich genügt jener Strohsack unter dem Bilde meines Erlösers, ich habe schon härter geruht, und wer weiß, wie bald ich mit einem noch engeren Platze vorlieb nehmen muß." —

Nun war die Wolke vorbeigezogen, die den Mond verhüllt hatte, aber er selbst stand nicht mehr am Himmel, sondern tief unten hinter dem Kamm der Karpathen.

Ein trübes Dämmerlicht, der Vorbote des kommenden Tages, durchzog die Zelle und hüllte das spärliche Geräth in fahles Grau.

Felix Kern lag auf der harten Holzpritsche und suchte vergeblich den Schlaf; er mußte immer wieder die eingefallenen Züge des alten Mannes betrachten, der ihm gegenüber auf der Erde ruhte.

Und als ob die Stille der Nacht jene geheimnißvollen

Stimmen wecke, von denen wir nicht wissen, ob sie aus unserem Herzschlag reden, oder aus dem unbekannten Reiche der Geister, überkam ihn eine fast grauenvolle Ahnung von Ereignissen, die in ihrem lautlosen Herannahen noch lähmender wirken, als eine gramvolle Erinnerung an die fruchtlose Sühne eines Menschenalters.

So kam der Tag langsam herauf.

Neuntes Kapitel.

Es war in diesem Sommer eine Zeit angebrochen, wo die Stürme kein Ende nehmen zu wollen schienen.

Tags über schwiegen sie zumeist und schöpften Athem, aber wenn es dunkel wurde, dann begann das unheimliche Rauschen in der Luft, und um die Wende der Mitternacht zog der wilde Jäger durch den Tannenforst.

Schon gesunde Menschen spüren bei solcher Unnatur mitten im Schoße der Familie ein leises Frösteln, Kranke und Einsame aber sehen Gespenster und denken an den Weltuntergang oder an das eigene Ende.

Lutz v. Osten war einsam und krank.

Er hatte niemals viel Verkehr mit seiner Tochter gepflogen und war oft unwirsch aufgefahren, wenn Wanda unvermuthet in sein Zimmer trat und ihn freundlich nach dem Grunde seiner Verstimmung frug; jetzt schien die Vergeltung eingetreten zu sein.

Wanda ging ihrem Vater aus dem Wege und blieb stundenlang auf ihrem Zimmer, oder machte lange einsame Spaziergänge in die Umgegend, insbesondere nach dem Krähenhorst, an dessen öde Felsen sich eigenthümliche Erinnerungen für sie knüpften.

Sie waren theils freudiger, theils unheimlicher Art.

Wenn sie, das Haupt an die Granitwand lehnend, das Bild des fernen Geliebten herbeirief, dann trat wie ein

finsterer Schatten die Gestalt jenes unheimlichen, verkommenen, und dennoch so erbarmungswürdigen Mannes dazwischen, der in dem Leben ihrer Familie schon einmal eine düstere Rolle gespielt hatte. Es war aber sonderbar und unerklärlich, daß sie nach solchen Erinnerungen auch die Züge ihres eigenen Vaters in Nacht versinken sah — dann ging es wie ein Fieberfrost durch ihre Glieder, und sie sehnte sich haltlos und rathlos nach einer Stütze. —

Einsamer war Lutz v. Osten geworden und krank.

Die innere Unruhe, seltsam gesteigert seit jenem Augenblick, wo er von der Entlassung Klaus Bode's aus dem Zuchthause Kenntniß erhalten hatte, begann an seinem Körper sichtbare Spuren zu hinterlassen; er schlich gebeugt umher, vermied es, die Räume des Schlosses zu verlassen, und fand doch in keinem derselben Ruhe.

Die Anwesenheit des jungen Arztes war ihm schließlich unbequem geworden; nun ängstigte es ihn, daß er mit Niemand über seinen körperlichem Zustand reden konnte — von dem geistigen suchte er, wie vor einem Gespenst, die Gedanken loszureißen.

Aber das Gespenst ging doch auf seinen Fersen, sobald um die Abendstunde der Sturm anhub.

Eines Abends trieb es ihn an einen Ort, den er seit vielen Jahren nicht betreten hatte.

Das Thurmgemach, welches Felix Kern zum Aufenthalt gedient hatte, stand seit der Abreise des jungen Arztes unberührt und unverändert. Wanda war einige Male oben gewesen, aber sie hatte die Anordnung getroffen, daß kein Stück von seinem Platze entfernt werde, sie hoffte im Stillen darauf, daß über kurz oder lang der alte Bewohner wieder seinen Einzug halten müsse, und seine Erinnerungen sollten auch äußerlich keine Veränderung erfahren.

Dorthin begab sich Lutz v. Osten an einem Abend, wo er ganz allein im Schlosse weilte, weil Wanda in Geschäften

nach Hegenau gefahren war und erst spät zurückerwartet wurde.

Der Baron stand mitten in dem hohen düsteren Gemach und blickte scheu nach allen Seiten, wie Jemand, der eine verlorene Erinnerung sucht und sich dennoch fürchtet, ihre schattenhaften Züge in irgend einer Ecke hervortauchen zu sehen. Er hatte die auf dem Tische stehende Lampe angezündet, trat vor die alte Stutzuhr, deren Zeiger wieder stille standen, wie sie es seit Jahren gethan, ging an den Schreibtisch, strich mit der hageren Hand über die leere glänzende Platte desselben, und ließ endlich seine Augen auf dem Platze ruhen, wo jetzt ein ziemlich neues und von der sonstigen Einrichtung sonderbar abstechendes Sopha stand.

„Das ist neu hinzugekommen, Herr Baron," sagte plötzlich eine halblaute Stimme hinter ihm.

Der Kammerdiener Schwartz war in seiner geräuschlosen Weise eingetreten und betrachtete den in Gedanken versunkenen Herrn mit lauernden Augen. Als dieser sich bei dem Laut der Stimme umdrehte und eine zornige Bewegung machte, lächelte er in frecher Weise und fuhr fort: „Das alte Himmelbett machte sich zu häßlich, und ich dachte, an die Stelle, wo 'mal Jemand gestorben ist, soll man keinen Anderen legen, damit es ihn nicht mit hinunterzieht. Es hätte mir leid gethan um den armen jungen Mann."

„Du lügst!" sagte der Baron rauh.

„Glauben Sie, gnädiger Herr? Nun ja, wir lügen Alle. Aber die Todten lügen nicht, und ob sie schweigen, das wissen wir auch noch nicht so genau. Es ist doch gut, daß ich das alte Gerümpel bei Seite geschafft habe. Denken Sie nur, wenn die gnädige Frau 'mal bei Nacht — wie sie damals war, Herr Baron, und wie sie wieder heute zu kommen scheint — ich meine, wenn die gnädige

Frau 'mal um Mitternacht in ihrem weißen Gewand durch das Zimmer ginge und sich an ihr altes Bett setzte, in dem ein Anderer schläft? Was müßte der wohl für merkwürdige Träume haben!"

Der Baron setzte sich müde auf einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand. „Laß Dein thörichtes Geschwätz," entgegnete er, „Du glaubst ebensowenig daran wie ich. Du weißt recht gut, daß es nicht die Todten sind, die da reden könnten, sondern die Lebenden."

„Oder Diejenigen, die vom Tode wieder aufgestanden sind, Herr Baron. Leute, die lebenslänglich Zuchthaus haben, oder die verrückt geworden sind, solche Leute nennt man todt. Die Verrückten bleiben verrückt, aber das Zuchthaus hat Thüren. Meinen Sie nicht so, Herr Baron?"

Der alte Mann bog sich noch tiefer zusammen. „Jakob, ich fürchte mich. Du weißt, daß er wieder da ist; das nimmt kein gutes Ende."

„Man soll sich niemals fürchten, Herr Baron, das geht immer weiter, bis die Gedanken sich verwirren, und der Mund anfängt zu schwatzen."

„Ich glaube, es wird mit mir bald so weit sein," murmelte Lutz. „Diese greuliche Angst hält kein Mensch auf die Dauer aus. So lange er im Zuchthaus saß, hatte er keinen Glauben bei den Leuten, und es brachte ihm auch keinen Vortheil, sonst würde er wohl schon längst sein Schweigen gebrochen haben. Jetzt ist das wohl etwas Anderes."

Der Kammerdiener schürzte verächtlich die Lippen.

„Beweise, gnädiger Herr, Beweise! In fünfundzwanzig Jahren wächst viel Gras, und wer wird ein Gewicht auf das Geschwätz eines Zuchthäuslers legen? Uebrigens vermag ich nicht einzusehen, welchen Nutzen es ihm jetzt bringen sollte, die alten Geschichten aufzurühren?"

„Das Geld," sagte der Baron nachdenklich. „Er kann

mich mit Erpressungen verfolgen, und vielleicht, Jakob — vielleicht geht sein Haß noch weiter, als seine Habsucht."

Der Diener blickte sich scheu um. „Teufel, Herr Baron, das wäre eine schöne Geschichte. Ich befasse mich nicht gerne mit den Gesetzen, und weiß in der That nicht, was sie über die Verjährung sagen. Geben Sie ihm Geld, viel Geld, damit er nach Amerika auswandert, Sie haben ja, Dank unserer Fürsorge, genug von dem Mammon — Sie, oder was dasselbe ist, unser gnädiges Fräulein."

Er lachte sonderbar bei den letzten Worten auf, aber der Laut schien ihm nur aus der Kehle und nicht aus dem Herzen zu kommen.

Lutz v. Osten wiegte rathlos den Kopf. „Ich möchte es schon, Jakob, aber er darf nicht um meine Sorge wissen, sonst dehnt er seine Forderung in's Ungemessene. Und wer weiß, wie lange ich noch im Besitze des Vermögens bleibe? Ich habe nach dem Testament gesucht und nichts gefunden. Es kann einmal durch einen Zufall an's Licht kommen. O, ich weiß ganz bestimmt, daß es sich plötzlich zu einer Zeit findet, wo wir nicht mehr in der Lage sind, die Gefahr abzuwenden."

Der Diener lehnte am Schreibtisch und klopfte jetzt mit dem Knöchel der Hand auf die Platte. „Hier liegt es nicht, gnädiger Herr, das ist schon 'was werth. Es war ein Glück, daß wir das Geheimfach fanden, so sind wir wenigstens die Sorge los. Ob Sie gesucht haben, Herr Baron! Na, ich weiß es am besten, denn ich bin doch auch nicht taub und blind. In all' den Jahren hatte es ja auch nichts zu sagen, aber daß Sie noch bis in die letzte Zeit diese fruchtlosen Nachforschungen fortsetzten, noch zuletzt, wo wir nicht mehr allein waren — verzeihen Sie, gnädiger Herr, aber das war nicht recht. Dem Doktor habe ich niemals getraut, der steckte mit dem Assessor in Hegenau zusammen, und Juristen sind des Teufels Brüder."

„Glaubst Du, daß er mich beobachtete?“ frug Lutz mißtrauisch.

„Sie hatten ihn ja extra dazu bestellt,“ entgegnete der Diener frech. „Er schnüffelte mir zu viel herum, und wenn ich ihn nicht glücklich fortgegrault hätte, dann säße er uns wohl noch heute auf der Nase.“

Ueber das Gesicht des Barons glitt der Schatten eines flüchtigen Lächelns. „Wanda hat mir davon erzählt, daß der Doktor von allerlei Spuk geneckt werde. Also hast Du den Geist gespielt, Jakob?“

„Wozu sind die geheimen Thüren, gnädiger Herr? Fremde Leute passen nicht hierher, ich habe es gleich gesagt, als der Doktor auf Bitten des gnädigen Fräuleins ausgeschrieben wurde. Aber Sie haben nicht auf meinen Rath gehört, es scheint überhaupt, als ob ich hier überflüssig geworden bin und demnächst mein Bündel schnüren kann. Ein paar Thaler Reisegeld werden Sie mir alsdann wohl nicht versagen, gnädiger Herr —?“

Wie er gekommen war, einem dunkeln Schatten gleich, glitt der Mensch aus dem Zimmer, und Lutz v. Osten blieb allein zurück.

„Sie verlassen mich Alle,“ sagte er leise. „Es wird ihnen unheimlich in meiner Nähe, denn sie sehen den Augenblick herankommen, wo der Irrsinn ausbricht und die Angst sich nicht mehr bändigen läßt. Ich fühle ihn selbst herannahen, diesen entsetzlichen Augenblick. Wie ein Gespenst kriecht es über meinen Weg und streckt die Arme nach mir aus —“

Er sah nach der Thür und hob die Hand.

„Meinetwegen könnte der Teufel den Spitzbuben holen, lieber heute als morgen, und auf eine Handvoll Gold sollte es mir nicht ankommen. Aber ich muß ihn an mich fesseln, damit er nicht plaudert. Wer will ihm beweisen, daß er den Rath ertheilt und seine Hand mit im Spiele

gehabt hat? Ich bin und bleibe der Schuldige, ich — ich — und abermals ich —"

Eine Gardine rauschte, und der Baron wandte den Kopf rückwärts mit jener eigenthümlichen Bewegung, die schon Felix an ihm beobachtet hatte.

Es war nichts — das Fenster mußte nicht ordentlich schließen, und der Wind mochte in dem dunkeln Stoff sein Spiel treiben, aber Lutz v. Osten verharrte athemlos in seiner Stellung.

Als kein weiteres Ereigniß eintrat, erhob er sich schwerfällig von seinem Sitz und verließ, die Lampe mit sich nehmend und halb rückwärts schreitend, das Gemach.

Er schien einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben, denn seine Haltung wurde allmälig sicherer und sein Schritt fester.

Er schellte nach der Kammerzofe seiner Tochter und frug, wann das gnädige Fräulein zurückerwartet würde.

„Um zehn Uhr, gnädiger Herr," sagte das Mädchen. „Der Kutscher will einen Umweg machen, er meinte, es sei bei dem Sturm gefährlich, durch den Wald zu fahren."

„Der Kutscher ist ein Narr," murmelte der Baron. Und laut fügte er hinzu: „Das bischen Wind wirft die Bäume noch lange nicht um. Ich will selbst noch einen Pürschgang machen, sage das dem gnädigen Fräulein, wenn ich noch nicht zurück sein sollte."

Er blickte auf seine Uhr — es war Acht vorbei. Das Mädchen sah dem Davonschreitenden nach und schlug leise die Hände zusammen.

„Einen Pürschgang bei dem Wetter? Na, gesegne es Gott, das wird alle Tage schöner mit dem Herrn; ich glaube, es rappelt ein bischen bei ihm." In seinem Zimmer angelangt, öffnete der Baron ein Fach seines Schreibtisches und nahm einige Rollen Gold heraus. Erst zwei, dann mit zögernder Hand noch eine dritte.

In demselben Fach lag auch ein Revolver; Lutz nahm ihn, prüfte sorgfältig die Ladung und steckte dann die Waffe in seine Brusttasche.

Darauf zog er seine Jagdjoppe an, knöpfte die Gamaschen um, hing Flinte und Jagdtasche über die Schulter und verließ das Zimmer.

Auf dem Hausflur streifte der Kammerdiener an ihm vorüber und sagte: „Gut Heil, Herr Baron; gilt es einem Fuchsbau?“

Die Dunkelheit war inzwischen vollständig hereingebrochen, aber hinter den treibenden Wolken stand die schmale Mondsichel und streute ein spärliches, unsicheres Licht zwischen die rauschenden Tannen.

Der erste Hauch des kommenden Herbstes wehte durch den Wald, und der Baron schlug, obgleich es nicht eigentlich kalt war, fröstelnd seinen Mantel um die Schultern.

Er ging die lange Tannenallee hinauf und blieb einen Augenblick neben der zusammengebrochenen Wildhütte stehen, deren Trümmer noch immer nicht entfernt worden waren.

Dabei stieß sein Fuß an das steinerne Kreuz.

„Immer wieder die alten Erinnerungen,“ sagte er leise. „Ich habe damals den Gedenkstein selbst setzen lassen, weil es Mode ist. Eine verdammte Mode. Die Hütte hat der Sturm umgeworfen; ich wollte, er könnte auch dieses häßliche Zeichen aus der Erde reißen.“

Das Gewehr schien ihm unbequem zu sein, und es ward jetzt klar, daß er nicht ausgegangen war, um zu pürschen. Er nahm Flinte und Jagdtasche, schob beide Gegenstände unter das zusammengebrochene Dach der Rindenhütte, griff noch einmal tastend nach seinem Revolver und schlug einen Fußpfad ein, der quer durch den Wald nach der Richtung führte, wo Klaus Bode's einsame Behausung am Felsenabhang lag.

Der Sturm war, wie schon seit Tagen, mit dem Vorschreiten der Nacht im Wachsen begriffen; über dem Kopfe des einsamen Wanderers knirschte das dürre Geäst aneinander, und von Zeit zu Zeit klang aus der Ferne ein dumpfes Krachen herüber.

Lutz v. Osten blickte über sich und lachte. „Ihr thut mir nichts," sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, „wenn ich erschlagen werden soll, dann geschieht es von Menschenhänden. Aber noch sind wir nicht so weit — noch nicht."

Zuweilen schrak er zusammen.

Dann hatte es im Gebüsch gerauscht, und irgend ein Wild oder ein Vogel huschte quer über den Pfad. Lutz v. Osten griff jedesmal nach seinem Revolver, um sofort mit einem leisen Fluch die Hand wieder sinken zu lassen. Es war, als ob ein böses Gewissen hinter ihm ginge und die Faust in seinen Nacken drückte.

Endlich schimmerte ein mattes Licht durch die Bäume.

Der Baron war auf den nackten Felsrücken hinausgetreten, der da, wo er sich thalabwärts neigte, die Hütte des Zuchthäuslers trug, er sah im fahlen Mondlicht die dunkeln Umrisse des niedrigen Baues und durch das einzige kleine Fenster das unstäte Flackern einer Flamme.

„Er ist noch wach," murmelte Lutz, „es ist gut. Wenn er schliefe, dann würde ich mich fürchten, ihn aufzuwecken. Die Menschen sind unwirsch, wenn man ihnen den besten und seltensten Freund verjagt."

Dann schritt er, immer die Hand am Revolver, vorsichtig den schmalen Pfad am Abhang entlang, lauschte athemlos, ob er auch nicht das Knurren von Hunden vernehme, und lugte, bei der Hütte angelangt, durch die halbblinden und unverhüllten Scheiben in das Innere.

Er sah nur das flackernde Feuer und die Gestalt eines Weibes. Es war möglich, daß sich noch eine zweite Person in der Hütte befand, denn das am Feuer hockende Weib

bewegte die Lippen. Aber diese Bewegung war so lautlos und mechanisch, wie das Hin- und Herwiegen des Oberkörpers und das nervöse Spiel der Hände, die sie um die heraufgezogenen Kniee gefaltet hatte.

Diese automatenhafte Bewegung verlieh dem starren, von grauen Haarsträhnen halbverdeckten Gesicht ein unheimliches Leben, und das zeitweise blitzartige Aufzucken der Herdflamme trug noch dazu bei, den unsäglich düsteren Eindruck des Bildes zu erhöhen.

Offenbar stand Martha Bode wieder unter dem Einfluß eines jener Anfälle, die ihr den Namen einer Irrsinnigen eintrugen und ohne Zweifel auch eine jedesmalige geistige Trübung zur Voraussetzung oder zur Folge hatten, aber Baron Lutz wußte entweder nichts davon, oder es war ihm gleichgiltig, denn er stieß nach kurzem Zögern die Thür der Hütte auf und betrat das Innere.

Ein flüchtiger Blick überzeugte ihn, daß keine dritte Person anwesend sei, und halb erleichtert, halb enttäuscht zog er die Hand aus der Brusttasche, um seinen Mantel von der Schulter zu nehmen.

Martha Bode hob ihre starren Augen zu dem Manne empor, und streifte gleichgiltig seine Züge. Obgleich sein Eintritt in später Abendstunde und vollkommen unvorbereitet erfolgt war, schien sie doch nicht zu erschrecken, und machte nicht einmal Miene, sich zu erheben.

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?“ frug sie mürrisch. „Ich bin eine alte, einsame Frau, ich habe Euch nichts zu geben. Es ist spät —“

„Ja, Martha,“ entgegnete Lutz einen Schritt vortretend mit halblauter Stimme, „ich komme spät. Es ist eine lange Zeit vergangen, seitdem wir uns zum letzten Male sahen, wir waren damals Beide jünger. Aber nun wir alt geworden sind, wird wohl Keiner nach der Stunde zu fragen haben.“

Seine Augen ruhten einen flüchtigen Moment theilnehmend auf den Zügen Martha's, denen auch die Furchen des Alters und des Grams nicht ganz die Spuren früherer Schönheit hatten nehmen können, und er fügte hinzu: „Kennst Du mich nicht mehr, Martha? Wir haben uns wohl Beide gemieden, und es ist möglich, daß Du mich in den langen Jahren niemals sahest — aber ich meine, daß die Verbindung zwischen Dir und mir dennoch niemals abgebrochen wurde."

Martha Bode hielt ihre dürren Hände über das Feuer und nickte. „Ja," sagte sie wie aus einem Traum heraus, „nun meine ich fast, Deine Stimme zu kennen."

Die Alte befand sich offenbar in dem Zustande tiefster geistiger Umnachtung, in welchem sie, durch einen äußeren Anlaß angeregt, nur einem bestimmten Gedanken zu folgen vermochte, ohne im Uebrigen durch den Anlaß selbst in Bewegung zu gerathen.

Der Baron hatte einen Holzklotz an das Feuer geschoben, und sich auf demselben niedergelassen.

Auf seinen Zügen spiegelten sich die verschiedensten Empfindungen wieder, und es blieb ungewiß, ob ihm die Wendung des seltsamen Gesprächs behagte oder nicht. Jedenfalls nahm er noch einmal den Faden auf.

„Es war unser Geheimniß, Martha," sagte er unsicher, „Du wirst zu keinem Dritten davon reden."

Die alte Frau schüttelte den Kopf..

„Keine Sorge," entgegnete sie. „Das Grab kann nicht verschwiegener sein, als mein Mund."

„Seitdem Dein Mann wieder frei ist —" fuhr der Baron zögernd fort.

Martha Bode richtete sich hoch auf. Sie griff mit beiden Händen an die Stirn, bewegte lautlos die Lippen und brach dann plötzlich mit einem irrsinnigen Schrei zusammen.

Lutz v. Osten kannte aus den Erzählungen seiner Tochter diesen Zustand. Er wußte, daß den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Krämpfen ein Zustand geistiger Umnachtung vorausgehe, und daß alsdann durch eine mächtige Erschütterung der Druck vom Hirn sich löste; er wußte, daß Martha Bode nach Verlauf einer Viertelstunde im Besitz ihres Verstandes sein werde, und hatte absichtlich die Erschütterung herbeigeführt.

Er legte den Kopf des bewußtlosen Weibes in seinen Schoß, netzte ihr die Schläfen mit Wasser aus einem in der Nähe stehenden Gefäß und vergaß in seiner ruhigen Thätigkeit nicht einmal, auf das nahezu erlöschende Feuer einige Stücke Tannenholz zu legen.

Mit der neu emporzüngelnden Flamme kam auch Martha langsam wieder zu sich.

Sie richtete den Kopf auf, strich das Haar aus der Stirn und blickte sich um. Die Anwesenheit des Barons schien das Einzige zu sein, was sie aus dem einen Geisteszustand in den anderen als Erinnerung herübernahm, denn sie zeigte kein Erstaunen, wohl aber eine tief innerliche Scheu, die seltsam gegen das vertrauliche Wesen von vorhin abstach.

„Also endlich kommen Sie zu der Martha, Herr Baron," sagte sie finster. „Natürlich, es lag ja bis heute keine Veranlassung vor, sich um ein einsames, zertretenes Weib zu kümmern. Dem Weibe war der Mund sicher genug geschlossen, Herr Baron! — Stille, von Ihrem verfluchten Mammon will ich nichts wissen, das müßte Ihnen wohl bekannt sein. Sie suchen auch gar nicht mich, Herr Baron, und Sie suchen auch nicht den Joseph, obgleich darin wohl ein Sinn läge, sondern den Klaus. Habe ich nicht Recht?"

Ihre feindselige Miene gab dem Anderen seine Ruhe zurück. „Du hast Recht, Martha," sagte er, die frühere

Anrede beibehaltend, „wozu soll ich ein Hehl daraus machen. Ich suche Deinen Mann. Wo ist er?“

„Meinen Mann!“ entgegnete sie höhnisch. „Ein schöner Mann, der seine Frau im ersten Jahre der Ehe verläßt, um erst nach fünfundzwanzig Jahren zurückzukommen. Das ist wohl so gut wie eine Scheidung, Herr Baron, und Sie haben das Beste dabei gethan. Was reden Sie von meinem Manne?“

„Schweig, Martha, ich will davon nichts hören. Nicht von Dir. Was ich mit dem Klaus abzumachen habe, das geht uns Beide allein an. Wo ist er, frage ich noch einmal?“

„Weiß ich es?“ entgegnete sie trotzig. „Er hat lange genug zwischen den Mauern gesessen, um es in dieser Hütte zu eng zu finden. Er treibt sich herum, Tage lang, halbe und ganze Nächte lang, just wie — wie der Joseph. Verdenken kann ich es ihm nicht, und ich wollte, daß er überhaupt nicht wiederkäme.“

„Das ist es,“ sagte Lutz eifrig. „Wir haben den gemeinsamen Wunsch —“

„Ich will nichts mit Ihnen gemeinsam haben,“ murmelte das Weib. „Dann mag er lieber zurückkommen und Sie hier finden und Sie todtschlagen — es ist ja sein Metier, das Todtschlagen.“

Der Baron blickte sich scheu um, aber er versuchte trotzdem zu lächeln.

„Man schlägt nicht zweimal einen Menschen todt,“ entgegnete er dann, „verlaß Dich darauf. Schon der Gedanke an das erste Mal läßt die Hand zittern. Ich weiß, Martha, daß es dem Klaus nicht anders geht, und deshalb findet er auch keine Ruhe in dieser Gegend. Das Kreuz da oben im Walde, Martha, das steht ihm vor Augen. Es wäre schon für ihn das Beste, wenn er weit fortkäme von hier, etwa nach Amerika, oder noch weiter. Und zu diesem Behuf habe ich ihm Geld mitgebracht.“

Er nahm eine der Geldrollen aus der Tasche und zeigte sie dem Weibe. Als Martha Bode sich nicht regte, zerbrach er die Papierhülse und ließ die blitzenden Goldstücke mit leisem Klingen durch die Finger gleiten.

„Ich sehe ja schon," sagte Martha verächtlich, „es ist Gold. Sie brauchen nicht damit zu klimpern, Herr Baron, das hilft bei mir nichts. Was ich gethan, das geschah nicht um Geld, das wissen Sie recht gut. Und mit dem Klaus ist das nicht anders gewesen. Die Richter haben ihn ja doch wegen Todtschlag verurtheilt, weil er mit dem Alten in Streit gerathen ist. Gewissen Leuten kam's vielleicht gelegen, aber ich weiß nichts weiter, und will nichts weiter wissen."

Sie sah den Baron mit ihren stechenden Augen an und stützte den Kopf in die Hände. Dann fuhr sie nach einer Pause fort: „Also Gold wollen Sie ihm geben, daß er sich fortmacht? Nun, vielleicht ist es das Beste, und ich will meine Hand nicht dazwischen halten. Aber dann auch genug, Herr Baron, und nicht so eine lumpige Handvoll — oder zwei. Dann gleich soviel, daß er den Joseph mit sich nehmen kann. Ich sollte meinen, das könnte Ihnen nicht schwer werden."

„Genug für euch Alle, Martha," sagte Lutz beschwichtigend.

Da lachte das Weib wild auf und hob die Arme. „Also ich soll auch fort, Herr Baron?! Und Sie wagen mir das in's Gesicht zu sagen? Ich sollte fünfundzwanzig Jahre in dieser elenden Hütte gesessen haben, um mich schließlich hinausjagen zu lassen, wie man einen Hund hinausjagt? Fünfundzwanzig Jahre, und das Alles nur, um dann und wann einen Tag, ja, was sage ich, um nur eine armselige Stunde dieselben Rechte zu besitzen, wie sie jedes Weib und jede Mutter beanspruchen darf! Und wenn Sie mir das Dach über dem Kopfe zusammenbrechen,

Herr Baron, so will ich liegen bleiben auf diesem Fleck, und wenn Sie mich mit Pferden fortschleifen, so will ich mich mit den Nägeln in die Erde krallen! Ich will —"

Das erschöpfte Weib brach ab und kauerte sich im ohnmächtigen Zorn neben dem Feuer auf die Erde nieder.

Der Baron stand auf — er war blaß geworden. „Still, Martha," sagte er gedämpft, „was soll das Geschrei nützen? Du weißt, daß ich nicht daran denke, Dein Leben anders zu gestalten, so oder so. Einmal habe ich es versucht, ich thue es nicht wieder. Es handelt sich nur um Deinen Mann, meinetwegen — nun ja, meinetwegen auch um den Joseph —"

Er blickte düster in das Feuer, und die Gluth überloderte sein Gesicht mit einem rothen Schein — vielleicht war es auch eine Blutwelle, die ihm in die Schläfen stieg.

„Also Du weißt, wie ich das meine," fuhr er dann fort. „Ich muß mit Deinem Manne reden, und zwar sobald als möglich. Kannst Du es vermitteln, Martha, daß wir uns an irgend einem Orte treffen? An einem Platze, wo die Wände keine Ohren haben, oder besser noch, wo keine Wände sind."

„Ich will es thun," entgegnete sie ruhiger. „Ich werde Ihnen Nachricht geben über Ort und Zeit. Vielleicht morgen schon. Und nun gehen Sie. Es ist eine schlimme Nacht, und wenn man allein ist, dann kommen die Gedanken, aber ich will doch lieber mit meinen Gedanken beisammen sein, als mit Ihnen — ich habe ein Grausen, wenn ich Sie ansehe."

Sie nahm einen Feuerbrand vom Herde und leuchtete ihm vor die Thür. —

Der Sturm brauste unablässig weiter durch den Forst. Bis um die Mitternacht wuchs er, und ward dann mit der Geisterstunde müde. Aber als er endlich eingeschlafen war, und als schon die Vorboten des kommenden Tages

über die Wipfel der Bäume strichen, saß Martha Bode noch immer an dem erloschenen Feuer und starrte in die Asche, aus deren glimmendem Schoß von Zeit zu Zeit ein mattes Leuchten auffuhr.

So waren auch ihre Gedanken.

Und als letzten Ausdruck derselben nahm sie endlich aus einer alten vermorschten Truhe ein winziges Kinderjäckchen und strich es mit liebkosenden Händen über ihren Knieen glatt.

Man konnte nicht an der Form erkennen, ob es dereinst den zarten Leib eines Knaben oder eines Mädchens umschlossen hatte, aber der Name, den die alte einsame Frau mit unendlicher Zärlichkeit murmelte, während sie die Wange an den weichen Stoff schmiegte, dieser Name hatte einen Klang, der unter dem niedrigen Dach der Waldhütte vielleicht niemals laut genannt worden war.

— — — — — — — — — — — —

Der Tag war anders heraufgekommen, wie seit langer Zeit die übrigen Tage — fast wie ein Raubthier, lauernd und schläfrig.

Es lag etwas in der Luft, was aus heißem Süden herüber geweht sein mußte und nun brütend über den Bäumen hing und seinem Ausbruch entgegenträumte. Die Zeit der Gewitter war eigentlich bereits verstrichen, aber die Arbeiter auf dem Felde und die Holzfäller im Forst blickten häufig kopfschüttelnd nach oben und theilten einander mit halblauter Stimme ihre Muthmaßung mit, daß es auf den Abend „etwas geben werde“.

Sie sagten nicht, was es sei, denn es stand so unheimlich und schwarz im Westen, daß Jeder wußte, was kommen werde, wenn es auch Keiner aussprechen mochte — es würde für sich selbst reden, laut und vernehmlich genug. Ob sonst noch ein außerordentliches Ereigniß eintreten werde, das konnte Keiner wissen, aber die Leute deuteten

es in ihren abgerissenen Unterhaltungen ebenfalls mit einem gewissen sicheren Ahnungsvermögen an.

Der Waldwärter sagte zu dem ihm begegnenden Oberförster: „Passen Sie auf, Herr Oberförster, diese Nacht steckt unser Herrgott Lichter an, wo kein Staatsanwalt was dagegen haben kann."

Und der Angeredete entgegnete kopfnickend: „Spät' Gewitter, schlimm' Gewitter."

Und der Waldwärter erwiederte abermals: „Just wie bei den Menschen, Herr Oberförster, denen es zu lange gut gegangen ist."

Es war eine Redensart, und Keiner von den beiden Männern dachte daran, auf eine bestimmte Person und auf ein bestimmtes Gottesgericht hinzudeuten — wir denken nur bewußt an den da oben, wenn er seine Hand aus den Wolken streckt, und wir wissen, daß es viel heimliche Schuld auf Erden gibt.

Auch Lutz v. Osten wußte es, und die Stunden gingen ihm hin, als ob die bleischwere Luft sich an ihre Sohlen geheftet hätte.

Die Unruhe, welche ihn niemals verließ, stand heute in einer fast greifbaren grauen Gestalt hinter ihm und trieb ihn aus dem Schloß in das Freie, und wiederum aus der dumpfen Waldluft in die dumpfere der Mauern.

In den Nachmittagsstunden brachte Schwartz einen zusammengeknitterten schmutzigen Zettel herein, der mit einem groben Lacksiegel ungeschickt zusammengeklebt war. Man sah darauf den Abdruck eines Daumens, und der Kammerdiener sagte: „Es ist just kein adeliges Wappen, gnädiger Herr, ich möchte wohl wissen, ob der Ueberbringer es selber zusammengepappt hat."

„Wer war es?" frug Lutz hastig.

„Jemand, der natürlich kein Anrecht besitzt, anders zu

siegeln," entgegnete Schwartz grinsend. „Ein Ritter von der Landstraße, Herr Baron, der Joseph Bode."

Der Baron öffnete den Zettel; seine Hand zitterte dabei.

Es standen nur wenige Worte halb verwischt auf dem Papier.

„Kommen Sie heute Abend um acht Uhr nach dem Krähenhorst, ich werde dort sein. Aber allein."

Eine Unterschrift fehlte, der Schreiber schien sie nicht für nöthig gehalten oder aber gefürchtet zu haben, daß der Zettel in unrechte Hände gerathen möchte.

Lutz v. Osten aber kannte diese Hand. Vielleicht hatte er niemals einen Federzug von ihr gesehen, aber es gibt eine Schrift, zu der wir nicht Feder und Tinte gebrauchen, die aber dennoch unauslöschlich ist, und niemals dem Vergessen anheimfällt —

„Ist der Bote noch da?" frug der Baron nach einer Pause.

„Nein, gnädiger Herr. Er blieb ein paar Minuten im Hausflur stehen, und sah sich Alles so recht frech an, als ob jedes Stück ihm gehöre. Da hat ihn die Kammerzofe des gnädigen Fräuleins hinausgewiesen und gemeint, man könne nicht wissen, ob der Mensch nicht die Gelegenheit zu einem Einbruch auskundschaften wollte. Ein hübscher Gedanke, Herr Baron, nicht wahr?"

Lutz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und durchmaß nachdenklich das Zimmer. Er hörte offenbar nur halb auf die Worte seines Dieners, und schien mit einem Entschluß zu kämpfen.

Endlich reichte er Schwartz den Zettel und sagte unsicher: „Ich habe versucht, mich mit Klaus Bode in Verbindung zu setzen, und er scheint auf eine Unterredung eingehen zu wollen. Aber der von ihm bestimmte Ort paßt mir nicht recht."

„Dann bleiben Sie fort, gnädiger Herr."

„Du weißt recht gut, daß mir viel daran gelegen ist. Du könntest mich begleiten, Jakob."

Es klang nicht wie ein Befehl, sondern wie eine Bitte, und der Diener faßte es auch offenbar als eine solche auf, denn er schüttelte mit einem scheuen Blick den Kopf.

„Gnädiger Herr, das dürfen Sie nicht von mir verlangen. Ich würde vor Grausen umkommen, wenn ich mit dem Menschen bei Dunkelheit und vielleicht bei Gewitter da oben zusammentreffen sollte. Denn es gibt ein Gewitter auf die Nacht, Herr Baron, verlassen Sie sich darauf. Und dann steht ja auch auf dem Zettel, daß Sie allein kommen sollen. Klaus Bode will es so, gnädiger Herr, und Klaus Bode hat zu befehlen in dieser Sache."

„Geh' zum Teufel, alte Memme," sagte Lutz. „Glaubst Du, daß ich mich fürchte, und deshalb Deine Begleitung wünsche? Ich möchte nur einen Zeugen haben für unsere Verhandlung."

Der Kammerdiener lächelte. „Gott soll uns behüten, Herr Baron, daß die Verhandlung jemals vor Gericht käme. Sie wissen ja, daß ich ein ehrlicher Mann bin, aber da könnte ich doch in die Versuchung kommen, von nichts zu wissen und einen Meineid zu schwören. Nein, gnädiger Herr, wenn Sie einen Beistand brauchen, so möchte ich Ihnen rathen, da im Gewehrschrank nach einem solchen zu suchen. Wenn es dann da oben 'mal zufällig blitzen und knallen sollte, dann könnte man später sagen, es wäre ein Blitzschlag gewesen."

Die beiden Männer blickten aneinander vorüber. Sie machten den Versuch, sich gegenseitig in den Augen zu lesen, und es hatte den Anschein, als ob Keiner von ihnen es wage.

Endlich sagte Lutz: „Jakob — Jakob — es sollte genug sein! Freilich, wenn man die Sache überlegt, dann wäre das die einfachste Lösung, und es würde nur geschehen,

was die Gerichte vor fünfundzwanzig Jahren versäumt haben. Ich werde mich jedenfalls vorsehen, man kann nie wissen, ob es nicht schließlich auf einen Akt der Nothwehr hinausläuft. Und da ist es freilich besser, daß ich allein gehe, sonst stehen Zwei gegen Einen, und die Richter möchten schwerlich an eine Nothwehr glauben."

Das Gespräch war zu Ende, jedenfalls schien Keiner von den beiden Männern das Bedürfniß zu empfinden, die halben und dunkeln Andeutungen durch fernere Worte zu vervollständigen.

Jakob Schwartz schlich sich auf den Fußspitzen hinaus, und als er, in die Nische eines Fensters tretend, die Blicke nach dem dunkel umwölkten Himmel richtete, da ging ein unheimliches Zucken über sein Gesicht, als ob das Wetter schon losgebrochen sei und den Widerschein seiner Blitze in das düstere Gemäuer des einsamen Waldschlosses sende.

— — — — — — — — — — — —

Es kam erst um die Abendstunde herauf, und nicht plötzlich, sondern langsam und schleichend.

Zunächst zeigte es sich als ein fernes Leuchten über dem schwarzen Wolkenrand, in dessen nachtgleiche Tiefe die verschleierte Sonne blutroth hinabgesunken war, und man konnte zweifelhaft sein, ob die aufschießende Feuergarbe ein letztes Zucken des sterbenden Lichtes sei, oder ein Vorbote des aufflammenden Gewitters.

Nur Martha Bode wußte es genau, denn sie verhängte das einzige Fenster ihrer Hütte und suchte auf dem kalten Herde die letzten Funken zum neuen Feuer anzufachen.

Dabei sagte sie, ohne den Kopf zurückzuwenden: „Das ist noch immer die alte Angst und die alte Erinnerung. Hast Du sie auch gespürt, Klaus, wenn das Wetter über dem Zuchthaus heraufzog?"

Klaus Bode kauerte, seine Pfeife rauchend, in dem äußersten Winkel der Hütte und hob auf die Anrede den Kopf.

„Wir hatten Blitzableiter, Martha," entgegnete er, „die Regierung trug Sorge, daß die Strafe nicht vor der Zeit zu Ende ging. Ich hätte mich oft am liebsten an so einen Blitzableiter gestellt, und die Stirn an den Draht gelegt — dann wäre die Geschichte aus gewesen."

„Das kannst Du jetzt bequemer haben," entgegnete die Frau, während sie starr in die leise emporzüngelnde Flamme blickte.

„Richtig, Martha, aber weißt Du: jetzt fürchte ich mich oft vor dem Ende. Es ist so wunderlich, wenn man seine Freiheit hat, ich glaube, das ist wie bei den reichen Leuten, die ihr Geld hüten müssen. Man findet keine Ruhe — nirgends."

„So geh' dahin zurück, wo Du hergekommen bist."

„Sie wollen mich nicht mehr," entgegnete Klaus kopfschüttelnd. „Manchmal denke ich auch, es müßte das Beste sein. Was soll ich denn hier?"

Die Frau sah mit einer halben Wendung über die Schulter. „Du wirst heute noch Geld bekommen — viel Geld. Damit gehst Du nach Amerika, und wenn das viele Wasser zwischen hier und dort fließt, dann hat es alle Erinnerung hinweggewaschen. Nimm den Joseph auch mit Dir, mit dem vielen Geld kannst Du Dich drüben Baron nennen und Deinen Sohn zum Baron machen, und wenn ich dann einmal abgefahren bin, dann schickst Du einen Thaler herüber, damit sie mich ehrlich einscharren können."

Klaus Bode erhob sich und legte seine Pfeife bei Seite. Der furchtbare Hohn seiner Frau schien spurlos an ihm vorüberzugehen, denn er erwiederte nur: „Ich habe manchmal das Gefühl, als ob ich wo anders hinginge. Wo ist Joseph?"

„Er schläft im Schuppen bei den Hunden. Das ist sein Platz."

„Es ist gut. Ich glaube, die Zeit ist gekommen, man

hat die Uhr so im Kopfe, wenn man ein Menschenalter hindurch darnach leben mußte."

Klaus Bode setzte seinen Hut auf und langte den Knotenstock aus der Ecke. Dann trat er neben die Frau hin und sagte zögernd: „Martha, Du könntest mir eigentlich die Hand geben. Als ich aus dem Zuchthaus zurückkam, hast Du es nicht gethan. Ich habe damals geschwiegen, denn ich dachte, das müßte erst allmälig wiederkommen. Kommt es nicht wieder, Martha?"

„Was?"

„Das Gefühl. Ich weiß es nicht anders auszudrücken, denn von Liebe darf ich wohl eigentlich nicht mehr reden. Nenne es meinetwegen Mitleid."

Das Weib blickte starr auf die Hand des Mannes nieder, und über ihren Leib ging es wie ein Fieberfrost.

„Was willst Du mit dieser Hand thun, Klaus?" sagte sie leise. „Du hast Deinen Knotenstock genommen; warum thust Du das?"

„Ich bedarf einer Stütze, um den Berg hinanzuklimmen, Martha."

„Nur deshalb? Klaus, Klaus, ich kann Dir die Hand nicht geben, ich fürchte mich vor Dir!"

Er ging ohne ein Wort der Entgegnung. Martha Bode lauschte hinter ihm drein, und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Und wenn er es thäte," stöhnte sie, „dann wäre es gerecht. Er kann es, denn er hat es schon einmal vollbracht. Aber, allmächtiger Gott im Himmel, gib, daß er es nicht thut!" —

Klaus Bode stieg über das Geröll den Berg hinan. Von Zeit zu Zeit blieb er athemlos stehen und blickte sich um, und so lange er von unten das kleine Licht heraufschimmern sah, eilte er jedesmal hastig weiter.

Dann war der unstäte Schein plötzlich verschwunden,

stumm und düster lag der mächtige Wald vor ihm, und dann zuckte über den Himmel ein anderes Licht.

„Nun kommt es," sagte er leise, und schloß die Faust um den schweren Stock, „nun kommt es. Da geht der erste Strahl in das Thal nieder!"

Klaus Bode blickte sich scheu um, es hatte im Gebüsch gerauscht, vielleicht war es ein Wild — vielleicht auch etwas Anderes.

Und dann regte es sich in den Wipfeln. Es war wohl der Vorbote des kommenden Sturmes. Er streifte nur leise, wie ein Gespenst, über das Geäst und durch die Kiefernnadeln, aber was da kommen mußte, das kam nun doch — unaufhaltsam und unabwendbar.

Endlich hatte der alte Mann die Höhe erreicht und blieb lauschend stehen.

Es war nicht so dunkel, daß man die nächste Umgebung nicht hätte erkennen können; rechts das aufstrebende Gestein und die an den Felsen befestigte Bank, links der Abgrund, aus welchem die Tannen emporwuchsen und über den Rand des Plateau's hinausragten.

Der Baron mußte von der entgegengesetzten Seite heraufkommen, wenn er überhaupt kam, aber bis jetzt war von ihm noch nichts zu sehen und zu hören.

Klaus Bode trat hart an den Rand des Abhangs und blickte hinunter; von unten leuchtete in dem Zwielicht ein heller Streifen herauf, das war die nach Hegenau führende Chaussee. Der Fels mußte bis dicht an den Saum der Landstraße rücken, vielleicht war er sogar von ihr abgesprengt.

Und nun entsann sich der Zuchthäusler auch der Stelle. Das Volk nannte sie die „weiße Wand", und an derselben, einige Fuß über der Chaussee, was das Bild des Gekreuzigten angebracht, damit fromme Wanderer ihr Gebet im Vorbeigehen verrichten konnten.

Klaus Bode dachte an das Kreuz, und dann gingen seine Gedanken weiter und blieben an einem anderen Kreuze haften.

Er hatte es einmal in den letzten Tagen entdeckt, als er sich in die Nähe von Griesheim geschlichen, und dann war er waldeinwärts gelaufen, so weit, bis die Füße ihn nicht mehr trugen, und er zusammenbrach. —

Immer höher kam das Gewitter herauf, und als der erste laute Donnerschlag über die Berge hinrollte, stand plötzlich wie aus dem Felsen gewachsen eine dunkle Gestalt neben der flüchtig erhellten Bergwand.

„Sind Sie es, Herr Baron?“ sagte Klaus, sich umwendend.

„Ich bin es,“ entgegnete Lutz v. Osten. „Wir wollen rasch miteinander verhandeln, das ist kein Wetter, bei dem man sich gerne im Walde aufhält.“

Der Zuchthäusler schüttelte den Kopf. „Sie haben es gewollt, nicht ich. Mir wäre es recht gewesen, wenn unsere Wege sich nicht wieder gekreuzt hätten, aber wenn es sein muß, dann ist mir dieses Wetter just gut genug. Was wollen Sie von mir?“

Der Baron setzte sich auf die Bank. „Hier ist es geschützter, Klaus, komm an meine Seite.“

Bode lachte. „Sie fürchten sich wohl gar vor mir? Nun, meinetwegen können wir auch zusammen sitzen; es kommt zwar fünfundzwanzig Jahre zu spät, aber ich will Ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn ich hätte ja das Maul aufthun können.“

„Still!“ sagte der Baron. „Ich will ganz offen mit Dir reden, Klaus, es ist besser, wenn ich anfange, als wenn Du es thust. Du mußt fort von hier — nach Amerika —“

Bode stemmte die Hände auf seinen Stock und sah vor sich nieder. „Ganz schön, Herr Baron. Sie denken,

vielleicht thut das Meer Ihnen einen Gefallen und schluckt mich hinunter. Es wäre freilich Schade um das Reisegeld, was Sie mir vermuthlich geben wollen, aber Sie denken weiter, daß die paar tausend Mark doch gut angewandt sind. Habe ich Recht?"

„Mit dem Gelde — ja. Es soll so reichlich ausfallen, Klaus, daß Du Dir das größte Dampfschiff aussuchen kannst — die gehen nicht so leicht unter. Und drüben magst Du Dir eine Farm kaufen, oder —"

„Oder einen Strick, Herr Baron. Wenn man ein dummer Teufel ist, dann verdient man den Strick. Ihr Geld will ich schon nehmen, das kommt mir just zu paß, aber mit dem Hinübergehen ist das eine andere Sache."

„Aber das Eine ist die Bedingung des Andern," sagte Lutz finster.

„Sie wissen recht gut, daß dem nicht so ist, Herr Baron. Soll ich auch 'mal offen reden, wie Sie es nennen?"

Der Baron nickte, und der Alte fuhr fort:

„Sehen Sie, Herr Baron, Sie haben da eine große Dummheit begangen, und die Dummheit hat mich klug gemacht. Das geht unter Leuten unseres Schlages — oder sagen wir, meiner Art, oft so. Als ich in Waldberg saß, Herr Baron, und keine Aussicht hatte auf ein anderes Ende meiner Strafe, als das, was wir 'mal Alle erleben müssen, da war ich nicht viel besser, als ein Stück Holz. Meine Strafe hatte ich ja weg, und sie war zum Mindesten gerecht, oder noch zu milde, wie man das nehmen will. Wenn ich die ganze Wahrheit hätte berichten wollen, so würde es mir keinen Nutzen eingetragen haben, aber das Andere, warum ich es gethan und gelitten habe, das hätte an's Licht müssen, und die ganze Arbeit wäre umsonst gewesen, und die ganze Sünde. Darum schwieg ich still, und Sie waren vor mir so sicher, wie vor einem Todten, der das

Maul nicht mehr aufthun kann, und das haben Sie auch recht gut gewußt. — Dann kam meine Begnadigung, wo ich niemals mehr daran gedacht hatte. Herr, wenn der Blitz vor Einem niederfährt, dicht vor die Füße, wie er jetzt da drüben hinter dem Gockelberg eben niederflutschte, dann stehen wir da, und können weder sehen noch hören. So war's auch mit mir. Ich wußte ja recht gut, daß ich's nicht verdient hatte, und es ging plötzlich vor mir auf, wie ein großes, großes Licht. Ich glaube, Herr Baron, ich bin damals beinahe ein guter Mensch gewesen, was man denn so gut sein nennt mit allerlei schönen Vorsätzen. — Wissen Sie, was gute Vorsätze sind, Herr Baron? Dreck sind sie, und die Leute treten darauf herum, und schütteln sie dann von den Stiefeln. Andere thun es, Herr Baron, wenn man selbst es auch nicht möchte. — Ich bin nun ein paar Wochen heraus, aber Gott soll mich verdammen, wenn sie nicht Alle miteinander Lumpen sind. Einer vielleicht ausgenommen, und der ist erst recht ein Lump. Dabei soll man gut bleiben, Herr Baron, und brav? Wie ein Thier betrachteten mich die Leute, ich hätte schon können verhungern, wenn ich nicht ein paar Thaler Ueberverdienst gehabt hätte, und da wird man selbst wieder zum Thier. Man will nur leben — leben, und auf alles Uebrige dort pfeifen. Es ist mir Alles einerlei geworden, Herr Baron, Alles — Alles! Und nun kommen Sie mit Ihrer Dummheit, und drücken mich gewissermaßen mit der Nase auf die Spur. — Sie haben Angst vor mir, Herr Baron, nun weiß ich es. Ich hätte es nimmer geglaubt, daß noch einmal in meinem Leben der Augenblick kommen könnte, wo man Angst vor mir hat. Aber es thut gut, Herr Baron, glauben Sie mir. Wenn man fünfundzwanzig Jahre hindurch Angst hatte — vor dem Wort eines Aufsehers, vor dem Blick des Direktors — ja vor dem Schlagen einer Uhr und dem Rasseln eines Schlüssels — Himmel und Hölle, Herr,

dann ist es Balsam, wenn man den Spieß 'mal umwenden kann.

Wenn ich nun hingehe auf's Gericht, Herr Baron? Mir können sie nichts mehr anhaben, mein Urtheil ist gesprochen, meine Strafe ist abgesessen. Und das Andere ist längst verjährt. Wir studiren auf dem Zuchthause das Strafgesetzbuch, glauben Sie mir, Herr Baron, für Sie ist noch nichts verjährt, oder wenigstens nicht Alles. Sie denken, ich werde es so wenig thun, wie ich es im Zuchthause gethan habe, weil dann Alles umsonst sein wird? Aber ich sagte Ihnen schon, daß mir die ganze Welt einerlei ist, bis auf den eigenen Hals. — Und nun heraus mit Ihren Goldrollen, Herr Baron. Ich bin kein Räuber, Herr, und ich nehme mir nichts, auch hier nicht, wo wir allein sind, Gott soll mich bewahren! Aber Sie werden es mir freiwillig geben. Ich mache es billig, jedes Jahr tausend Thaler, pünktlich und in guter Münze. Und hier will ich sie verzehren, nicht drüben. Ich will doch auch meine Freude haben an Ihrer Angst und an Ihrer Sorge. Denn daß Sie es nur wissen, Herr Baron, wenn ich einen Menschen auf der weiten Erde hasse, dann sind Sie dieser Mensch, und wenn ich noch einmal einen Mord begehen möchte, dann wären Sie es!"

Klaus Bode hatte sich seltsam unheimlich verändert. So müde und stumpf seine Rede begonnen hatte, so wild und grollend endigte sie. Mit jedem kurz herausgestoßenen Satze wuchs seine Erregung, wie die Fluth, wenn sie den Damm durchbrochen hat, und ihre eigene Kraft zu spüren beginnt. Vielleicht trug auch das Gewitter seinen Antheil an dem Ausbruch dieser thierischen Wildheit.

Die Luft war vollständig gesättigt von elektrischem Fluidum und prickelte die Nerven; unaufhörlich flogen mit unheimlichem Knattern die Blitze von Wolke zu Wolke und übergossen die scharfen Umrisse der Waldberge mit

blauem Licht — aber es stürmte noch nicht, und es regnete noch nicht.

Das Verhalten der Lösung macht den Menschen wahnsinnig. —

Die beiden Männer waren aufgesprungen und standen einander gegenüber.

Da zuckte ein neuer Blitz, heller als die anderen, über den Wald.

Zehntes Kapitel.

In der Frühe des folgenden Tages gingen der Oberförster und der Forstwart die nach Hegenau führende Chaussee entlang.

Sie hatten den Schaden besichtigt, den das heftige Gewitter im Walde angerichtet. und gefunden, daß er wesentlich hinter ihren Befürchtungen zurückblieb.

Aber eine rechte Waidmannsfreude schien dennoch bei den beiden Männern nicht aufkommen zu können, es lag ihnen trotz der frischen Morgenluft wie Blei auf den Nerven.

„Es ist sonderbar, Herr Oberförster," sagte der Forstwart, „als das Gewitter gestern am Himmel stand, und wir bei der großen Eiche auseinander gingen, da hatte ich eine Ahnung. Und Sie wissen, daß Ahnungen selten trügen. Nun ist rein gar nichts passirt, es ist nicht einmal ein Feuer irgendwo aufgegangen, aber die Ahnung steckt mir noch immer in den Knochen. Gott straf' mich, ich wollte fast, daß ein paar Bäume mehr umgerissen wären, dann wüßte man doch, was das Gefühl bedeutet hätte."

Der Oberförster schüttelte den Kopf. „Sie sind ein komischer Kauz, Roberts, das ist doch Alles ganz natürlich zugegangen. Es hat ja gar nicht so arg gestürmt, wo soll denn da der Bruch herkommen?"

„Gewitter ohne Sturm ist ein Unding, Herr Oberförster," beharrte Jener. „Mein Kauz hat heute früh auch

schon geschrien, als ich fortmachte. Passen Sie auf, es ist doch was passirt, und wir wissen es nur noch nicht."

Sie gingen schweigend eine Strecke weiter, dann deutete der Oberförster nach dem Felshang, wo das grüne Dach von Bode's Hütte auftauchte.

„Das steht auch noch, Roberts. Wenn der Blitz die Mörder nicht findet, dann können die ehrlichen Leute ruhig sein. Ich wollte, ich könnte das alte Gerümpel wegreißen, und das Gesindel fortjagen. Aber das ist dem Baron seine Sache."

Der Forstwart nickte. „Die alte verrückte Frau thut wohl Keinem was, und der Klaus wird vorläufig genug haben. Aber dem Joseph traue ich nicht, Herr Oberförster. Er treibt sich wieder in der Gegend herum, ich hörte gestern seine Hunde heulen. Um Griesheim hat er sich auch herumgeschlichen, vielleicht plant er was. — Was hat denn nur der ‚Nimrod' vor?"

Sie waren in die Nähe der „weißen Wand" gekommen, und der Jagdhund des Oberförsters war vorausgelaufen. Jetzt kam er heulend zurück und umsprang ängstlich seinen Herrn.

„Kusch' dich," sagte dieser, und dann nahm er sein Gewehr von der Schulter. — „Sonderbar, der kann doch kein Wild aufgespürt haben, sonst würde er anders Laut geben. Sehen Sie 'was, Roberts?"

„Das Kruzifix, Herr Oberförster, sonst nichts. Oder doch — da liegt 'was!"

Die beiden Männer eilten nach der Stelle hin, wo sich ein dunkler Gegenstand von der weißen Chaussee abhob. Der Hund folgte ihnen mit eingeklemmtem Schwanz.

„Das ist ein Mensch, Herr Oberförster!"

Es war eine menschliche Gestalt, die lang ausgestreckt auf dem Rücken lag. Die Arme waren auseinander gebreitet und der Kopf ruhte im Staube der Chaussee, während die Füße sich im Chausseegraben befanden.

Der Forstwart war vorausgeeilt und winkte nun hastig mit der Hand; ein halbe Minute später stand auch der Oberförster an seiner Seite, und beide Männer blickten dem Todten in das Gesicht.

Es war Lutz v. Osten.

Kein Laut unterbrach die Stille des Morgens — nur der Hund winselte leise. Dann sagte der Oberförster gedämpft: „Der ist abgestürzt."

„Oder erschlagen."

„Vom Blitz, meinen Sie?"

„Kann sein, kann auch nicht sein. Jedenfalls ist er todt."

Der Oberförster beugte sich nieder.

„Ja, die Leichenstarre ist bereits eingetreten. Aber der Blitz hat es nicht gethan, Roberts, ich kenne das. Warum sollte er nicht abgestürzt sein? Da oben liegt der Krähenhorst, und es führt ein Weg hinüber. Es sollte schon längst ein Geländе angebracht werden, aber der Baron wollte es ja nicht. Nun hat er selbst daran glauben müssen."

Der Forstwart schüttelte den Kopf. „Das meinen Sie so, Herr Oberförster, aber ich habe eine andere Meinung. Es ist gar nicht besonders dunkel gewesen in der verflossenen Nacht, und der Baron ist ein alter Jäger, der sein Revier kennt. Aber noch Eins, Herr Oberförster, was sollte er denn auf dem Krähenhorst gemacht haben? Ein Anstand ist das nicht, und er hat ja gar kein Gewehr bei sich."

„Und doch ist es so," entgegnete der Oberförster. „Sehen Sie dort hinauf — jene junge Fichte ist geknickt, und hier befindet sich in den zusammengeballten Fingern der Leiche ein abgebrochenes Tannenreis."

Die beiden Männer unterhielten sich leise, aber mit vollkommen ruhiger Stimme. Sie mochten schon mehr als einen Verunglückten oder von Wilddieben Ermordeten unter

den Händen gehabt haben und an einen solchen Anblick gewöhnt sein. Aber auch die Person des Betroffenen flößte keine besondere Theilnahme ein.

Der Baron hatte einsam und ohne Anhang gelebt; man kannte ihn nur als einen stolzen, verschlossenen Mann, über dessen Leben und Vergangenheit ein Schleier lag — wer mochte um ihn trauern?

Vielleicht ward die Neugier rege, und sie schien schon jetzt, unter den starren Augen des Todten ihr Haupt zu heben.

„Ich habe doch richtig geahnt, Herr Oberförster," sagte der Forstwart, und zündete seine erloschene Pfeife wieder an, „es lag so 'was in der Luft. Und ich bleibe dabei, das ist kein Unglück, sondern ein Verbrechen. Wenn ich nur gleich wüßte, auf wen ich spintisiren soll, es sind da so Viele, die dem Baron nicht grün waren. Aber am Ende wird es doch nur Einer gewesen sein — einer, der es schon gelernt hat."

Seine Augen glitten mit einem halb scheuen, halb listigen Ausdruck an dem Vorgesetzten vorbei zwischen die Berge, wo man einen schmalen Rauchstreifen aufsteigen sah, und der Oberförster entgegnete verweisend: „Man soll keinen Menschen leichtsinnig verdächtigen, Roberts, und wenn er auch schon im Zuchthause gesessen hat. Wie ist es doch, erwähnten Sie nicht vorhin, daß der Joseph Bode sich gestern in verdächtiger Weise bei Griesheim umhergetrieben hätte? Wenn Uhr und Börse bei der Leiche fehlen sollten —"

Da waren nun schon zwei Verdächtige, obwohl der biedere Forstmann in einem Athem vor leichtfertigen Anschuldigungen gewarnt hatte.

Und er bog sich auch schon nieder, um Nachforschungen anzustellen, als der Beamte plötzlich in ihm rege wurde.

„Wir müssen die Leiche doch wohl unberührt lassen, und

dem Gericht Anzeige erstatten," sagte er nachdenklich. „Der Baron liegt zwar auf der Chaussee, und da steht nicht mir die polizeiliche Kompetenz zu, sondern dem Landrath, aber das wird für den vorliegenden Fall wohl nicht in Betracht kommen. Also, Roberts, bleiben Sie hier bei der Leiche, ich werde indessen nach Hegenau gehen und das Amt benachrichtigen. Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß inzwischen an dem Befund nichts geändert wird. — Komm, Nimrod!"

Der Forstwart blickte seinem hastig davonschreitenden Vorgesetzten eine Weile nach, dann ließ er sich gemächlich auf einem Prellstein nieder und blies den Rauch seiner Pfeife langsam vor sich hin.

„Also verantwortlich hat er mich gemacht," murmelte er in den grauen Bart. „Na, die Verantwortung will ich schon auf mich nehmen. An dem da wird wohl Keiner mehr sich vergreifen, es müßten denn die Krähen sein. Aber eine andere Verantwortung möchte ich nicht auf dem Gewissen haben, nee, meiner Treu, nicht um die ganze Welt!"

Da flog schon eine Krähe über die Chaussee.

„Kraah — kannst Du nicht warten, verdammte Bestie!" brummte der Alte. „Denkst wohl, weil die Leute nicht mehr gehangen werden, bist Du um Dein gutes Recht gekommen? Na, sei man still, alter Bursche, die Gerechtigkeit ist noch nicht todt, wer vor fünfundzwanzig Jahren nicht gehangen wurde, obgleich er es verdiente, der kann nach fünfundzwanzig Jahren noch geköpft werden — dann kommt die Sache auf Eins hinaus."

— — — — — — — — — — — —

Der Assessor Rabe war schon auf seinem Bureau, als der Oberförster eintrat und den Vorfall zur Anzeige brachte.

Er hörte den Bericht kaum bis zu Ende, riß heftig an der Schelle und bestellte sofort einen Wagen.

Das Zittern seiner Stimme verrieth, daß er einen lebhaften Antheil an dem Ereigniß nahm, und daß neben allen möglichen Kombinationen, die sofort in seinem erfindungsreichen Kopfe aufschossen, auch eine rein persönliche Empfindung rege ward.

Er dachte an Wanda!

Schon nach einer Viertelstunde fuhr er in Begleitung des Oberförsters und des benachrichtigten Kreisphysikus zur Stadt hinaus und passirte bei dieser Gelegenheit den Bahnhof.

Es war gerade ein Zug angekommen, und unter den wenigen aussteigenden Passagieren befand sich auch Felix Kern.

Als Rabe des Freundes ansichtig wurde, befahl er zu halten, verließ den Wagen und trat an den jungen Arzt heran.

„Du kommst schon von Deiner Erholungreise zurück?" frug er hastig.

Felix nickte mit einem auffallend ernsten Gesicht. „Ich bringe wichtige Nachrichten," entgegnete er geheimnißvoll; „hast Du im Laufe des Tages Zeit für mich übrig?"

„Nein. Hier ist Wichtigeres geschehen. Der Baron v. Osten ist diese Nacht erschlagen, ermordet, verunglückt — was weiß ich! Ich fahre soeben hinaus an den Thatort. Willst Du mich begleiten? Wir haben noch Platz im Wagen."

Kern packte den Freund am Arm. „Ermordet, sagst Du? Mein Gott, wie ist das möglich! Oder doch, es ist Alles möglich — Alles. Und Du fährst nach Griesheim?"

„Nein; die Leiche ist auf der Chaussee gefunden worden."

„Und Wanda ist schon benachrichtigt?"

„Wanda?"

Der Assessor betrachtete den jungen Arzt mit verwunderter Miene; er sah dessen erregte Züge und schüttelte mißtrauisch den Kopf.

„Ich weiß es nicht," entgegnete er dann kühl, „ob Fräulein v. Osten bereits eine Nachricht erhalten hat, allein ich vermuthe, daß es noch nicht der Fall ist. Es wird mir die schwere Pflicht zufallen, dem armen Mädchen die erste Kunde von dem schrecklichen Ereigniß beizubringen."

Felix wandte sich hastig ab. „Du irrst, Hugo, diese Pflicht gehört mir. Ich werde mich sofort nach Griesheim begeben; auf Wiedersehen — alles Weitere später."

Er war schon fort, bevor Jener noch ein Wort zu entgegnen vermochte, und dieses Wort wäre vielleicht auch dann ausgeblieben, wenn er darauf gewartet hätte.

Hugo Rabe war vollkommen starr; als er langsam an seinen Wagen zurückkehrte und dem Kutscher einen Wink zum Weiterfahren gab, waren seine Mienen so verstört, daß der Oberförster sagte: „Ja, ja, Herr Assessor, Sie sind noch jung, und das ist wohl der erste Kapitalfall in Ihrem Leben. Na, warten Sie nur, es wird auch für Sie die Zeit kommen, wo Sie zwischen Frühstück und Mittagsessen ein Todesurtheil aussprechen, und das Mittagsessen schmeckt Ihnen darum nicht schlechter." —

Die Gerichtskommission war bald an der einsamen Stelle der Chaussee angelangt, wo die Leiche noch immer lag.

Es ging schon gegen Mittag, und die Sonne schien warm in das Thal. Eine Schaar von Krähen strich kreischend um die Felswand, und ließ sich kaum durch die Gegenwart des Forstwarts abhalten, auf die ersehnte Beute niederzustoßen.

Der zurückgelassene Wächter saß noch immer unbeweglich auf dem Prellstein, aber er rauchte nicht mehr, und als der Wagen hielt, sagte er aufstehend: „Es ist gut, meine Herren, daß Sie da sind. Ich will lieber, Gewehr im Anschlag, vor einem Wilddieb stehen, als nochmals so 'ne Leichenwache halten. Wenn ich denke, daß ich 'mal selbst so daliegen könnte, und das Viehzeug striche über mir

durch die Luft, immer näher und immer dreister — Donnerwetter, Herr Oberförster, und dann die offenstehenden Augen —!"

„Hat sich inzwischen nichts Verdächtiges begeben?" frug der Assessor.

„Na, Herr Assessor, ich weiß ja nicht, was der hohe Gerichtshof für verdächtig hält. Ein Gesicht habe ich 'mal gesehen — da oben über der Felswand."

„Ein Gesicht? Wer war das?"

„Nu, eben ein Gesicht. Oder ein Kopf, wenn Sie wollen. Wer's gewesen ist, kann ich nicht sagen, nicht bei meinem Eide. Es tauchte so auf und duckte wieder unter. Die Wand ist ja hoch, und ich hatte mein Augenmerk auf das Viehzeug, daß sie mir nicht an die Leiche gingen. Wer's gewesen sein kann, Herr Assessor, darüber will ich mir nicht den Mund verbrennen."

„Sprechen Sie, Roberts, das Gericht will es wissen."

Der Forstwart betrachtete aufmerksam einen Rostfleck an seiner Flinte.

„Es können Viele gewesen sein, Herr Assessor. Ein Holzschläger, ein Handwerksbursche, ein Wilderer. Es kann auch ein Bode'sches Gesicht gewesen sein. Ich will's nicht beschwören."

Rabe wandte sich zu dem Arzte, der inzwischen die Leiche untersucht hatte.

„Der Tod ist durch Zerschmetterung der Hirnschale eingetreten," sagte dieser. „Die Lage der Leiche und einzelne Hautabschürfungen lassen vermuthen, daß der Baron abgestürzt ist. Sonstige Verletzungen, insbesondere Knochenbrüche, die allerdings bei einem Sturz aus dieser Höhe wahrscheinlich wären, lassen sich vor der Hand nicht feststellen, indessen wird erst die Sektion darüber Klarheit geben."

„Und die Zeit des Todes?"

Der Physikus zuckte die Achsel. „Die Leichenstarre ist mindestens seit zwölf Stunden vorhanden, es kann indessen schon etwas länger her sein. Nach Art der Verletzung muß der Tod jedenfalls sofort eingetreten sein, also vielleicht gestern Abend.“

„Haben Sie schon die Taschen untersucht?“

„Nein, Herr Assessor, das ist Ihr Amt. Die Uhr ist vorhanden.“

Der junge Jurist nahm widerwillig die Arbeit vor; er berührte zum ersten Male in seinem Leben einen Todten.

„Das ist seltsam,“ sagte er. „Wenn ein Mord vorliegen sollte, woran ich übrigens zweifle, dann ist es jedenfalls kein Raubmord gewesen. Hier in der Brusttasche der Leiche stecken — ein — zwei — drei — Goldrollen, jede zu tausend Mark.“

„Ein hübsches Taschengeld, meine Herren,“ meinte der Oberförster kopfschüttelnd. „Der Baron wird schon die Goldrollen im Schubfach gehabt haben, daran zweifle ich keinen Augenblick, aber man führt sie doch nicht ohne Grund bei jedem Spaziergang mit sich herum. Können Sie sich darauf einen Vers machen, Herr Assessor?“

„Vorläufig nicht, Herr Oberförster, aber ich bin mit meiner Untersuchung noch nicht zu Ende. Da kommt die Brieftasche, und da — was ist das?“

Er hatte einen schmutzigen, zerknitterten Zettel zwischen die Finger bekommen, und hielt ihn jetzt an das Licht.

„Ein Wisch,“ sagte der Oberförster, „ein Fidibus.“

Aber Hugo Rabe hatte schon den Inhalt des Zettels gelesen, und sein Gesicht nahm einen tiefernsten Ausdruck an.

„Nein, meine Herren,“ entgegnete er dann leise, „das ist ein Indizium. Es ist demnach ein Verbrechen geschehen, und wir sind dem Thäter auf der Spur. Kennt Einer von Ihnen diese Handschrift? Sie, Herr Oberförster, haben ja mit den Leuten aus der Umgegend viel in Holzangele-

genheiten zu thun, und da gibt es doch diese und jene Unterschrift. Freilich, die fehlt just hier."

Der Gefragte betrachtete aufmerksam das zerknitterte Papier. Es stand nichts weiter darauf, als die Worte: „Kommen Sie heute Abend um acht Uhr nach dem Krähenhorst; ich werde dort sein. Aber allein."

„Ich weiß nicht," sagte der Oberförster endlich zögernd, „es ist mir, als ob ich die Handschrift schon 'mal gesehen hätte, sie ist gar nicht so uneben und verräth eine ganz gute Bildung. Aber ich kann mich auch irren, ich weiß jedenfalls augenblicklich nicht zu sagen, wo und wann es gewesen sein sollte. Und Sie glauben, daß das mit einem Morde zusammenhängt?"

„Ganz unzweifelhaft, lieber Herr! Es gibt gar nichts Natürlicheres! Was hat der Baron gestern Abend bei dem heraufziehenden Gewitter auf dem Krähenhorst machen wollen, wenn er nicht bestellt war? Der Schreiber dieses Zettels hat ihn bestellt, und dieselbe Hand, welche diese Schrift schrieb, hat den Unglücklichen auch in die Tiefe gestoßen. Begreifen Sie das denn nicht?"

Hugo Rabe war förmlich in Eifer gerathen, und der alte Forstbeamte sah ihm kopfschüttelnd in das Gesicht.

„Offen gesagt, Herr Assessor, nicht so ganz. Der Mensch muß doch ein Motiv haben zu solcher That. War es Habsucht? Dann hätte er den alten Herrn erst beraubt, bevor er ihn hinunterstieß, zumal er von diesen dreitausend Mark wohl Kenntniß gehabt haben muß, denn der Baron hat die große Summe offenbar zum Zweck jener Zusammenkunft zu sich gesteckt. Und wenn das Geld für den Besteller bestimmt war, dann brauchte dieser es sich doch nicht erst mit Gewalt zu nehmen. — War es Rache? Welcher Thor läßt sich von seinem Feinde zur Nachtzeit in den Wald bestellen? Ich halte es für wahrscheinlicher, daß Herr v. Osten zuerst gekommen und durch einen un-

glücklichen Zufall — vielleicht infolge der Dunkelheit hinabgestürzt ist. Aber unerklärlich bleibt dennoch Vieles."

Man hatte den Wagen geschlossen, und die Leiche hineingelegt. Der Assessor wandte sich an den Oberförster mit der Frage, ob man nur von der Chaussee nach dem Krähenhorst gelangen könne.

„In einer Stunde," entgegnete dieser. „Wir müssen über die Waldhütte, ich meine das Nest der Familie Bode."

„Dann bitte ich, mich zu führen. Roberts kann die Leiche einstweilen nach Hegenau führen, es muß ja eine Sektion vorgenommen werden. Und Sie, Herr Kreisphysikus, begleiten uns vielleicht auch? Ich habe so das Gefühl, als wenn Sie uns vielleicht nützen könnten." —

Die drei Männer stiegen den bezeichneten Weg hinan, während der Wagen nach der Stadt zu fuhr. Sie kamen in einer Entfernung von etwa hundert Schritten an der Hütte des Klaus Bode vorüber, und sahen die beiden Hunde Joseph's vor der Thür liegen. Es regte sich im Innern kein Laut.

„Er ist daheim," sagte der Oberförster halblaut, und Rabe entgegnete ebenso:

„Was denken Sie sich, Herr Oberförster?"

„Nichts, was ich vor Gericht verantworten möchte, Herr. Gott soll mich bewahren."

Es wurde nichts weiter geredet, und nach einer weiteren halben Stunde waren sie auf dem Krähenhorst angelangt.

Der Platz lag still und einsam im Sonnenschein, nicht einmal die Spur von Fußtritten war auf dem harten Gestein zu erkennen.

Der Assessor trat an den Rand des Abhangs und blickte hinunter. Dann nickte er mit dem Kopf. „Es ist, wie ich vermuthet habe, meine Herren. Dort an den jungen Tannen, die aus der Felswand emporwachsen, ist ein Zweig ge-

knickt, und dort wieder einer. Der Baron ist von hier aus hinabgestürzt, oder vielmehr hinabgestürzt worden. Davon bin ich fest überzeugt. Sonst verräth der Platz nichts von seinem Geheimniß."

„Und doch etwas!" sagte der Kreisphysikus plötzlich. „Aber die Entdeckung, welche ich soeben gemacht habe, wirft alle unsere Kombinationen über den Haufen, denn ich weiß ganz bestimmt, daß sich an der Leiche des Barons außer dem Schädelbruch eine erhebliche Verletzung nicht vorgefunden hat, und ebenso wenig haben Sie, Herr Assessor, eine Waffe bei ihm zu entdecken vermocht."

Die drei Männer hatten sich auf einen Platz zusammengedrängt, und der Kreisphysikus deutete auf das Gestein, wo ein mäßig großer dunkler Fleck sichtbar war.

„Was ist das?" frug Hugo Rabe mit verhaltener Stimme, und der Arzt wie der Forstmann entgegneten zu gleicher Zeit: „Blut, Herr Assessor!"

— — — — — — — — — — — —

Felix Kern hatte sich keine Zeit gegönnt, die Abspannung der langen Reise durch einige Stunden Schlaf zu beseitigen; wie er ging und stand machte er sich auf den Weg nach Griesheim, und erreichte das Schloß ungefähr um dieselbe Zeit, zu welcher das Gericht auf dem Krähenhorst jene unheimliche Entdeckung machte.

Die plötzliche und unerwartete Nachricht von dem Tode des Barons und die Andeutung eines verübten Verbrechens hatten den jungen Arzt so verwirrt, daß die übrigen Ereignisse der letzten Zeit vor diesem neuen Eindruck in den Hintergrund treten mußten.

Felix hatte keine Veranlassung, das Ende dieses Mannes zu betrauern, oder daraus Befürchtungen für Wanda's Zukunft herzuleiten, aber er sah plötzlich neue Fäden hin und her schießen, er sah, wie sich ein neues Netz spann, und wie der unheimlichen Wirkung eine unheimlichere Ur-

sache zu Grunde liegen mußte. Wo er hintastete, traf er auf Vermuthungen, die sich halb bestätigten und halb widersprachen — er hatte jede Richtschnur verloren, und fühlte dennoch, daß durch seine Hand eine Lösung kommen müsse, wenn sie überhaupt möglich war.

Auch sein Verhältniß zu Wanda stand nicht mehr mit der alten Klarheit vor seinem Geiste, auch auf dieses war ein Schatten gefallen von jener Stunde an, wo Pater Anselmo ihm eine seltsame Andeutung in das Ohr geflüstert hatte. Felix schrak förmlich zusammen, als er, durch den verwilderten Park schreitend, plötzlich bei einer Biegung des Weges dem Mädchen gegenüberstand.

Es war ein Moment athemloser Spannung, wie die beiden vom Schicksal für einander bestimmten Menschen sich unvorbereitet in die Augen blickten, aber der nächste Augenblick löste wenigstens nach dieser Richtung hin jeden Zweifel und jede Unklarheit in der natürlichsten und besten Weise. Wanda warf sich dem Geliebten mit einer jähen Bewegung an die Brust, und er küßte sie innig auf den Mund. —

Das war so plötzlich und schnell gekommen, daß Keines von Beiden wußte, wie es eigentlich geschehen sei, und als es einmal geschehen war, redeten sie auch nicht mehr darüber, sondern Wanda sagte mit einer sonderbaren Hast: „Wie gut, Felix, daß Du gerade jetzt zurückgekehrt bist. Ich glaube, es kommt die Zeit, wo ich der Hilfe eines treuen Mannes bedarf."

Wußte sie schon etwas von den Ereignissen der letzten Nacht? Felix fühlte, daß ihm ein Stein von der Brust fiel, so brauchte er doch nicht mehr Bote der Trauerkunde zu sein.

Aber da fuhr das Mädchen fort: „Mein Vater ist seit gestern Abend verschwunden. Wir haben diese Nacht ein furchtbares Gewitter gehabt — es muß ein Unglück geschehen sein —"

Auf ihren blassen Lippen und in ihren unstäten Augen war deutlich genug zu lesen, daß sie an ein Unglück im eigentlichen Sinne des Wortes nicht glaubte, und sie bestätigte das mit dem eigenen Munde, als sie, den Kopf hinter sich wendend, fortfuhr: „Ich fürchte mich, Felix. Ich fürchte mich in meinem eigenen Zimmer. Es geht etwas um mich vor, was ich nicht verstehen kann, es steht etwas hinter mir, was ich nicht fassen kann. Was ist das, Felix?"

„Eine Ahnung, mein Liebling," entgegnete er, sich mühsam fassend. „Das überkommt bisweilen den Menschen mit zwingender Gewalt, und dann können wir darauf rechnen, daß die Ahnung sich bestätigt. Ich bringe Dir Nachricht über — Deinen Vater."

Er hatte es eigentlich mit diesen Worten schon halb gesagt, und Wanda stützte sich einen Moment fest auf seinen Arm. Dann entgegnete sie rasch, als werde sie mehr von der Ungewißheit gepeinigt, als von der Furcht: „Sag' es nur gerade schnell heraus — schnell — er ist todt, nicht wahr?"

Dieses „er" war das Seltsamste von Allem.

Und als Felix stumm den Kopf neigte, da geschah etwas noch Seltsameres. Wanda v. Osten stieß keinen Ruf des Schreckens aus, sie brach auch nicht zusammen, sie weinte nicht. Regungslos blieb sie mitten im Wege stehen, das Auge starr auf die Erde geheftet und gleichsam in sich hineinlauschend. Und dann sagte sie wie aus einem tiefen Traum aufschreckend: „Also todt — wirklich todt — aber mein Gott, Felix, bin ich denn wahnsinnig geworden? Ist es nicht natürlich, daß ein Weib, daß ein Kind in Klagen ausbricht über solche Nachricht, und ich fühle nichts in mir als Dunkelheit und Furcht. Ist das natürlich?

Er betrachtete das junge Mädchen mit einem eigen-

thümlich düsteren Blick und nickte fast unmerklich vor sich hin.

Dann legte er den Arm um ihre Schulter, und führte sie behutsam zu einer Bank.

„Du bist nervös überreizt, Wanda, da bewirkt der Schreck oft das Gegentheil. Willst Du wissen, wie Dein Vater um's Leben gekommen ist?"

Das Mädchen nickte mit einem furchtsamen Seitenblick. „Er ist ermordet worden — nicht wahr?"

„Wie kommst Du darauf, Kind? Man hat ihn auf der Chaussee an der ‚weißen Wand' gefunden. Er ist vermuthlich bei einem Pürschgang von Gewitter und Nacht überrascht worden und dann über den Krähenhorst abgestürzt."

„Er ist erschlagen worden, Felix, glaube es mir. Wird seine Leiche hierhergebracht?"

„Nein, Wanda, das Gericht hat sich der Sache angenommen."

„Siehst Du wohl, das Gericht denkt wie ich."

Sie legte die Hände in den Schoß und blickte mit starren Augen vor sich hin.

Der junge Arzt machte noch einmal den Versuch, ihre Gedanken von dem schrecklichen Glauben abzulenken, aber da zuckte es fast wie Ungeduld über ihr Gesicht.

„Was weißt Du davon?" sagte sie hastig. „Du bist ja kaum um ihn gewesen. Er wurde von einer beständigen Angst geplagt und er hatte ein Geheimniß. Mehr kann ich auch nicht sagen. Aber es ist gewiß, daß ein Fluch auf dieser Familie ruht, und daß es nicht anders kommen konnte — denn Alles auf Erden hat seine Zeit, und zuletzt kommt die Vergeltung."

Es war wohl das seltsamste Gespräch, welches Liebende jemals miteinander geführt haben, unmittelbar nachdem sich ihre Lippen zum ersten Male berührt hatten, und den-

noch lag in den Worten des Mädchens ein tiefer Laut jener Liebe, die auf Vertrauen gegründet ist.

„Du mußt mir helfen, Alles aufzuklären," sagte sie. „Und wenn meine Ahnung zur Wahrheit wird, dann stehen wir um so fester zu einander. Sieh, Liebster —"

Sie wurden unterbrochen. Zwischen den Bäumen des Parkes zeigten sich einige Männer, und Wanda sagte: „Da kommt schon das Gericht, Felix. Laß uns den Herren entgegengehen, ich habe nichts dawider, wenn Du mich als Deine Braut vorstellst; das wird uns Beiden mehr Sicherheit geben, und Dir das Recht, an den erforderlichen Nachforschungen theilzunehmen."

Ihre Stimme klang jetzt vollkommen ruhig, und als sie ihre Hand in seinen Arm legte, spürte er kein Zittern, sondern nur einen leisen Druck.

Assessor Rabe hatte an diesem Tage mehr als einmal Gelegenheit gefunden, seine Geistesgegenwart an den Tag zu legen, aber ungeachtet der vorausgegangenen Uebung war er dennoch nahezu im Begriff, sie zu verlieren, als Felix den Herren seine Braut mit der Erklärung vorstellte, daß das Verlöbniß bereits vorher bestanden habe, daß die junge Schloßherrin aber bei der jetzigen Lage der Dinge auch nach außenhin der Vertretung bedürfe, und daher beschlossen worden sei, das Verhältniß zu veröffentlichen.

Nach diesen Bemerkungen sagte Wanda zu Hugo gewendet: „Sie werden begreifen, Herr Assessor, daß außergewöhnliche Verhältnisse auch ungewöhnliche Formen bedingen. Ich werde mich noch in dieser Stunde von Griesheim fort und unter den Schutz einer verwandten Familie begeben, ich ermächtige jedoch ausdrücklich meinen Verlobten, mich in allen gerichtlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten zu vertreten, und bitte Sie, eine dahinlautende Vollmacht aufzusetzen. Die Unterschrift kann noch vor meiner

Abreise erfolgen. Im Uebrigen darf ich wohl annehmen, daß Sie meiner nicht bedürfen, da ich gänzlich außer Stande bin, irgend eine Auskunft über das erschütternde Ende meines Vaters zu ertheilen. Ich bitte daher um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen."

Wanda v. Osten wartete diese Erlaubniß nicht ab, sondern entfernte sich mit einer Verbeugung und einem Abschiedsblick auf Felix. Ihre Fassung war offenbar zu Ende, und der alte Sanitätsrath mochte wohl auch einen physischen Zusammenbruch ihrer Kräfte befürchten, denn er eilte ihr nach und bot ihr den Arm.

Auch der Oberförster hatte sich einige Schritte entfernt, und die beiden Freunde standen allein nebeneinander.

„Ich gratulire Dir, Schloßherr von Griesheim," sagte der Assessor endlich nach einer Pause in sarkastischem Ton, „Du hast es vortrefflich verstanden, Deine Zeit und meine Andeutungen zu benutzen. Im Uebrigen —"

Felix unterbrach ihn mit einer unmuthigen Bewegung. „Laß das, Hugo, Jeder stehe für sich selbst. Mit der Zeit wirst Du gelassener über die Sache urtheilen, und vielleicht —" er zögerte einen Moment und fügte leise hinzu: „vielleicht wird auch für mich die Erfahrung reifen, daß man nicht ungestraft seine Hand nach dem Glück ausstreckt."

Der Jurist streifte ihn mit einem verständnißlosen Blick. „Ich habe hier nur noch meine Pflicht zu thun," entgegnete er dann kühl. „Darf ich Dich wenigstens bitten, mir bei ihrer Erfüllung behilflich zu sein?" — —

Die Vernehmung der wenig zahlreichen Dienerschaft des Schlosses war bald beendet; Keiner von den Leuten wußte etwas zu berichten, was auf ein Verbrechen hätte schließen lassen.

Aber sie erwähnten Alle dennoch eine Thatsache, die bei ihrer sonstigen Unkenntniß der Verhältnisse ziemlich belanglos zu sein schien. Sie sagten übereinstimmend aus,

daß Joseph Bode — „der Landstreicher", wie sie sich ausdrückten — am gestrigen Nachmittage im Schlosse gewesen sei.

Was er dort gewollt hatte, das wußte Keiner, und bei näherer Nachfrage stellte sich die sonderbare Thatsache heraus, daß auch Keiner ihn mit eigenen Augen gesehen hatte.

Der Assessor frug, wie es denn komme, daß sie es dennoch wüßten, und nach einigem Zögern kam es heraus, daß der Kammerdiener Schwartz jedem Einzelnen, und zwar im Laufe des Vormittags, die Mittheilung gemacht habe.

Schwartz war noch nicht vernommen, der Assessor hatte sich Denjenigen, der am meisten um die Person des Barons gewesen war, bis zuletzt aufgespart.

Der Assessor frug möglichst unbefangen die Leute, ob sie denn auf den Umstand, daß Joseph Bode im Schlosse gewesen sei, ein besonderes Gewicht legten, und sie schwiegen verlegen.

Nur der Kutscher entgegnete: „Man hat ihn noch niemals hier gesehen, Herr Assessor. Er war sonst überall, aber in Griesheim noch niemals."

Das war Alles, und es war wenig genug.

Rabe ließ den Kammerdiener herbeirufen und entfernte alle Uebrigen.

Der Mann trat vollkommen gelassen vor den Tisch des Richters und erwartete in ehrerbietiger Haltung dessen Anrede.

Der Assessor begann: „Sie wissen, daß Ihr Herr todt ist?"

„Ich weiß es, Herr Assessor."

„Woher haben Sie diese Kenntniß?"

„Aus der Anwesenheit des Gerichts. Eine solche Schreckenskunde verbreitet sich sehr schnell, Herr Assessor."

„Also die näheren Umstände sind Ihnen unbekannt?"

„Vollkommen. Ich habe nur gehört, daß der gnädige Herr auf der Chaussee an der ‚weißen Wand‘ aufgefunden worden ist.“

„Wann haben Sie Ihren Herrn zuletzt gesehen?“

„Gestern Abend zwischen sieben und acht Uhr. Er verließ zu dieser Zeit das Schloß.“

„Allein?“

„Jawohl, Herr Assessor.“

„Hat er mit Ihnen gesprochen?“

Der Kammerdiener zögerte einen Moment, dann entgegnete er ruhig: „Nein.“

„Fiel es Ihnen nicht auf, daß der Herr Baron bei dem drohenden Unwetter das Schloß verließ?“

„Das geschah häufig — ich habe mir nichts dabei gedacht.“

„Was haben Sie gethan, nachdem Herr v. Osten fortgegangen war?“

„Ich habe mich zu Bett gelegt, mir war nicht recht wohl. Und dann bin ich eingeschlafen und erst heute früh aufgewacht.“

„Und als dann Ihr Herr vermißt wurde —?“

„Wir dachten Alle, er sei nach Hegenau gegangen und wegen des Unwetters dort geblieben. Der Herr Baron pflegte niemals mitzutheilen, wohin er gehe.“

„War im Laufe des gestrigen Nachmittags eine fremde Person im Schlosse?“

Wiederum zögerte Schwartz einen Augenblick, bevor er entgegnete: „Allerdings, Herr Assessor — der Scherenschleifer Joseph Bode.“

„Was wollte er?“

„Er gab einen Zettel ab.“

„Kennen Sie seinen Inhalt?“

„Nein, Herr Assessor, ich habe ihn allerdings in Händen gehabt, aber er war verschlossen.“

Hugo Rabe griff in seine Tasche. „Sie würden ihn dennoch vielleicht an seiner äußeren Gestalt wiedererkennen; sehen Sie sich einmal dieses Papier an."

Der Kammerdiener bog sich über den Tisch und betrachtete lange und aufmerksam den Zettel, welchen man in der Brusttasche des Barons gefunden hatte. Es schien offenbar zweifelhaft zu sein, welche Antwort er ertheilen sollte, oder stellte sich wenigstens so. Endlich entgegnete er zögernd: „Ein Papier sieht wie das andere aus, Herr Assessor, und vor Gericht muß man vorsichtig sein mit seinen Aeußerungen. Aber ich meine fast, eine Aehnlichkeit zu entdecken — wenn man ihn zusammenlegt — etwa so —"

„Es ist gut," sagte der Assessor, „und nun noch eine Frage. Die Anwesenheit Joseph Bode's in Griesheim ist gestern von Keinem, außer von Ihnen bemerkt worden. Sie haben heute Vormittag dem gesammten Hauspersonal, Jedem einzeln, davon Mittheilung gemacht — aus welchem Grunde geschah das?"

Die Haltung des Dieners veränderte sich plötzlich bei dieser Frage. Der vorsichtige lauernde Zug verschwand aus seinen Mienen und machte einer gewissen treuherzigen Vertraulichkeit Platz.

Er trat einen Schritt näher heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich sehe ein, Herr Assessor, daß man nicht zu vorsichtig sein soll. Sie wollen offenbar von mir die Aeußerung irgend eines bestimmten Verdachts, und ich habe mich gescheut, einen solchen laut werden zu lassen. Aber ich habe in der That einen Verdacht. Gott möge mir verzeihen, wenn er einen Unschuldigen trifft. Aus dem Inhalte dieses Zettels ersehe ich deutlich genug, daß das Fortgehen des Herrn Baron mit ihm zusammenhängt, aber schon gestern hatte ich diesen Verdacht. Denn der Herr Baron war nach dem Empfang der Nachricht so unruhig. Und als der gnädige Herr heute früh nicht wieder zurück war,

da dachte ich mir so irgend einen Zusammenhang, und daher ist es gekommen, daß ich den Leuten gegenüber mit meiner Beobachtung herausrückte. Ob gerade bei jedem Einzelnen, das weiß ich nicht mehr, aber es kann schon sein. Wenn man in der Angst ist, dann kommt das Herz auf die Zunge. Aber sehen Sie, Herr Assessor, an den Joseph habe ich eigentlich dabei weniger gedacht; der mag so 'ne Art Bote gewesen sein, aber wenn wirklich Einer dahinter steckt, dann ist es der Alte. Sie wissen ja, der Klaus, den Sie neulich aus dem Zuchthause entlassen haben. — Es ist mir schon immer aufgefallen, daß der Herr Baron so seltsam unruhig von dem Augenblick an gewesen ist, als er erfuhr, daß der Klaus wieder in der Gegend sei, so unruhig, als ob er irgend etwas auf dem Gewissen hätte. Es sind alte vergessene Dinge, Herr Assessor, und ich weiß von nichts, aber es wäre doch möglich, daß die Beiden — der Klaus Bode und der Herr Baron — irgend ein Geheimniß zusammen hatten. Nun denke ich mir, daß sie sich noch aussprechen wollten, und darum hat der Klaus den Herrn Baron bestellt. Du lieber Gott, Herr Assessor, vielleicht war es dem Herrn Baron auch nur unangenehm, den Mörder seines Schwiegervaters in der Nähe zu wissen, und er hat ihn bereden wollen, außer Land zu gehen. Das sind natürlich nur so Gedanken von mir. Und bei der Gelegenheit gibt es dann leicht einen Streit. Da oben auf dem Krähenhorst ist eine gefährliche Stelle, es braucht Einer nur die Hand auszustrecken — vielleicht finden sich noch Spuren eines Kampfes vor — man sollte einmal nachforschen —"

Der Redende brach ab und blickte vor sich nieder. Seine Phantasie arbeitete offenbar sehr angestrengt, denn seine Augen nahmen einen starren Ausdruck an, und auf der Stirn zeigten sich leichte Schweißperlen.

Auch der Assessor schwieg einen Moment. Dann ententgegnete er langsam: „Sie könnten Recht haben, und

es stimmt Alles mit unseren Beobachtungen; wir sind bereits oben auf dem Krähenhorst gewesen und haben dort eine Blutlache gefunden —“

Er brach ab und schaute verwundert auf. Jakob Schwartz hatte plötzlich nach der Tischkante gegriffen, als müsse er sich daran festhalten. Dann sagte er mit völlig klangloser Stimme: „Sie sind schon oben gewesen, Herr Assessor? Und Sie haben Blut vorgefunden, nichts als — ich meine, wirklich und wahrhaftig Blut?“

(Fortsetzung folgt.)

Nur zum Schein.

Novelle

von

R. Oskar Klaußmann.

Mit Illustrationen von R. Gutschmidt.

(Nachdruck verboten.)

1.

Doktor Theodor Jahn saß in seinem Empfangszimmer und las vielleicht zum zehnten Male einen Brief, den eine zierliche Frauenhand geschrieben hatte. Die Sprechstunde war vorüber, die wenigen Patienten, welche die Hilfe des erst seit kurzer Zeit praktizirenden jungen Arztes in Anspruch nahmen, waren fortgegangen; Schwerkranke, die er noch jetzt bei Beginn der Abendstunden hätte besuchen müssen, hatte er nicht, und so fehlte es ihm denn nicht an Zeit, immer wieder die Lektüre des Briefes vorzunehmen, der allerdings einen ziemlich originellen Inhalt hatte. Derselbe lautete:

„Mein geliebter Tolpatsch!

Wenn Dich Dein dreistes kleines Schwesterchen wieder bei dem Namen nennt, den es Dir so oft gegeben hat, so geschieht es nur, um Dich darauf aufmerksam zu machen, daß Dein Schwesterchen, wenn es auch zehn Jahre jünger ist, als Du, Dir leider immer in Bezug auf Lebensklugheit überlegen war. Es gab Zeiten, wo Du diese weibliche Ueberlegenheit anerkanntest und mir selbst zugabst,

daß ich zwar an Jahren jünger, aber an Verschlagenheit und List, wie Du es zu nennen beliebtest, viel älter sei als Du. Seit jenem Tage bin ich mir meiner Pflichten als klügere und listigere Schwester bewußt gewesen und habe schon damals beschlossen, Dich zu verheirathen. Endlich bin ich so weit, um mit positiven Vorschlägen vor Dich zu treten, und ich habe Dir nur noch einzuschärfen, daß Du in allen Punkten meine Vorschläge anzunehmen und meinen Anweisungen Folge zu leisten hast. Sollte Dir die ganze Sache etwas ungeheuerlich vorkommen, so lies nur den Brief wiederholt, Du wirst Dich dann schon an den Gedanken gewöhnen.

Nachdem ich das klassische Alter von neunzehn Jahren erreicht und nach Angabe der Pensionsvorsteherin mir Alles an Wissenschaften angeeignet habe, was es überhaupt für die weibliche Welt gibt, so gedenke ich in den nächsten Tagen die Pension zu verlassen, in der ich seit dem Tode der Eltern gelebt, und zu unserer Tante Minna zurückzukehren, um dort das Weitere abzuwarten. Kurz vor mir, das heißt vorgestern, hat meine beste Freundin Paula die Pension verlassen und ist zu ihren Eltern zurück, die mit Dir zusammen in derselben Stadt wohnen. Um es kurz zu machen — Paula ist die Frau, die ich Dir ausgewählt habe. Selbstverständlich weiß sie noch nichts von dieser Ehre, denn sie ist eben so schüchtern, wie Du, und während Du Frauen gegenüber verlegen bist, weiß sie Männern gegenüber kaum etwas zu sagen, während sie sonst ein ebenso kluges, als witziges und heiteres Mädchen ist. Sieh Dir sie an, und Du wirst unter allen Umständen zugeben müssen, daß sie zwar nicht blendend schön, aber in Wirklichkeit hübsch, um nicht zu sagen reizend in ihrer Natürlichkeit und der Blüthe ihrer achtzehn Jahre ist. Du wirst also meine Freundin Paula Duventier aufsuchen, Dich ihr vorstellen und ihr Grüße von mir überbringen. Aehnlich wie Cäsar wirst Du kommen, sehen

und besiegt werden. Ich weiß es genau! Ich kenne Dich und weiß, daß Du viel Geschmack hast, und ich hoffe, daß meine Freundin keine große Mühe haben wird, den Sieg über Dich davon zu tragen. Ich habe mich in die größten Lügen gestürzt, indem ich ihr allerlei Gutes von Dir erzählte und Dich über alle Maßen herausstrich und lobte.

Da ich nun aber weiß, daß Du Dich nicht so leicht zum Besuch bei Paula und deren Eltern aufmachen wirst, so lege ich hier diesen goldenen Armreif bei, den Paula in der Pension beim Abschied vergessen hat, und den ihr in meinem Namen zu überreichen ich Dich bitte. Zu meiner Entschuldigung kannst Du anführen, ich hätte die nähere Adresse Paula's nicht gekannt und deshalb Dich mit der Uebergabe beauftragt. Auf diese Weise bist Du glatt und ohne Schwierigkeit in dem Hause eingeführt, und das Weitere bleibt Dir überlassen. Solltest Du Dich weigern, den Armreif unmittelbar nach Empfang des Briefes zu überreichen, so machst Du Dich einer Fundunterschlagung schuldig, und ich werde nicht verfehlen, Dich selbst beim Staatsanwalt zu denunziren. Gehorche also lieber Deiner klugen Schwester, welche Dich herzlich grüßt und vor Neugier sterben wird, wenn sie nicht bald einen Brief von Dir bekommt, in dem Du ihr mittheilst, wie Dir Paula gefällt und was Du denkst, fühlst, glaubst, meinst, sinnst, trachtest und planst.

Bis dahin küßt Dich Deine kluge Schwester

Bertha."

Dieser ausgelassene Brief schien auf den ernsten jungen Arzt keinen heiteren Eindruck zu machen. Er hatte nur wiederholt den Kopf bei der Lektüre geschüttelt und hin und wieder gesagt: „Das übermüthige Ding! Welch' thörichte Streiche sie im Kopfe hat."

Dann legte er den Brief auf den Tisch und dachte über das eigenthümliche Zusammentreffen nach, welches durch allerlei Umstände für ihn entstanden war.

Vor vier Tagen war er zum ersten Male nächtlicherweile in seiner jungen Praxis herausgeklingelt worden. Als er zum Fenster seiner im ersten Stockwerk belegenen Wohnung hinausblickte, sah er unten ein Dienstmädchen stehen, welches ihn bat, schleunigst zu dem in der Nähe wohnenden Rentier Duventier zu kommen. Jahn kleidete sich eilig an, fand vor der Thür das Mädchen, das seiner



harrte, ihn in eine benachbarte Straße führte und mit ihm eine Treppe emporstieg.

Als auf das Klopfen geöffnet wurde, erschrak der junge Arzt fast über die Erscheinung, die ihm entgegentrat. Es war eine Dame im elegantesten Negligé, mit einem der schönsten Gesichter, die er jemals gesehen hatte. Wohl lag etwas Starres, um nicht zu sagen Eisiges in den marmorweißen, wunderbar regelmäßigen Zügen, dafür aber leuchteten in diesem Gesichte ein Paar dunkle Augen wie Feuerflammen. In dem hellen Morgenrock, den die Dame trug,

glich sie mit der königlichen Haltung ihres Kopfes und ihrer schlanken, großen Figur einer Fee, der es vergönnt ist, zur Nachtzeit auf Erden zu wandeln. Die Dame schien aber sehr erschreckt, denn sie wartete nicht die Frage des Arztes ab.

„Verzeihung," rief sie, „daß ich Sie in nächtlicher Stunde holen ließ, aber unser Hausarzt ist verreist und kommt erst in den nächsten Tagen wieder; mit meinem Gatten aber steht es sehr schlimm, er leidet augenscheinlich an Wahnvorstellungen, und es ist mir so ängstlich geworden, daß ich um jeden Preis ärztlichen Beistand haben wollte. Ich habe mich des Gedankens nicht entschlagen können, mein Mann könne irrsinnig werden. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir in das Krankenzimmer zu folgen!"

In dem mit größtem Luxus ausgestatteten, von einer rothen Ampel matt erleuchteten Schlafzimmer fand der Arzt im Bett einen weißhaarigen Mann, welcher eher der Vater der schönen Frau, als deren Gatte hätte sein können.

„Wie fühlst Du Dich, Maurice?" fragte die Dame, indem sie an das Krankenbett herantrat und ihre schmale Hand auf die Stirn des Mannes legte.

„Ich danke Dir, mein Engel," sagte der Kranke in gutem Deutsch, dem man indeß den fremdländischen, anscheinend französischen Anklang deutlich anhörte. „Ich danke Dir, es geht besser. Ich höre diese Schreckenstöne nicht mehr. Wer ist der Herr?"

„Dieser Herr," sagte die Dame mit verbindlicher Handbewegung gegen Jahn, „ist ein Arzt, der so freundlich gewesen ist, sich in der Nacht hierher zu bemühen, um Dir Linderung und mir Beruhigung zu verschaffen."

Bevor der Kranke noch etwas sagen konnte, wendete sich die Sprecherin an den Arzt: „Mein Mann leidet insofern an Wahnvorstellungen, als er überall im Zimmer Töne zu hören glaubt, welche wie Aechzen, Stöhnen und

Jammern klingen. Trotzdem ich mir die denkbar größte Mühe gegeben habe, auch irgend etwas zu vernehmen, habe ich doch nichts gehört; die Töne, die mein Gatte zu hören glaubt, existiren also in Wirklichkeit nicht, sondern nur in seiner Wahnvorstellung."

Der Kranke machte eine abwehrende Handbewegung und sagte: „Du irrst Dich, Du irrst Dich, meine Liebe. Hättest Du nur Emil gerufen, Emil hätte mir gewiß Recht gegeben."

„Emil — mein Bruder nämlich," sagte die Dame erklärend zu dem Arzte, „schläft schon längst, und ich habe ihn absichtlich nicht gerufen, weil er glaubt, Dir eine Freude zu machen, wenn er Dir Recht gibt, da er weiß, daß Dich Widerspruch aufregt. Er bekräftigt dadurch nur Deine fixen Ideen, und ich glaube, Herr Doktor, das ist gefährlicher als alles Andere."

Der Arzt zuckte die Achseln und wendete sich dem Kranken zu. Derselbe schien ein Mann im Anfange der sechziger Jahre zu sein, ein weißgrauer, wenig gepflegter Bart gab dem scharf geschnittenen Gesicht mit dem südländischen Typus etwas Imponirendes; leichenblaß aber hob sich der Kopf von dem blauen Atlaß des Kissens ab, auf dem der Kranke lag; die Augen Duventier's zeigten den ängstlichen Ausdruck, der nervösen, von Wahnvorstellungen gequälten Menschen eigenthümlich ist.

Theodor Jahn prüfte den Puls des Kranken und konstatirte ein leichtes Fieber. Er fühlte sich verpflichtet, nach der Verordnung des Hausarztes zu fragen, um keine Störung durch andere Medikamente hervorzurufen, prüfte das Rezept, erklärte, ebenfalls nichts Anderes verschreiben zu können, und empfahl dem Kranken nur, eine Dosis mehr als bisher zu nehmen, und sich zur Beruhigung kalte Kompressen auf den Kopf legen zu lassen.

Er wartete noch einen Augenblick, bis der Kranke er-

klärte, es sei ihm schon bedeutend besser; er höre die fürchterlichen, beängstigenden Töne nicht mehr, und Jahn empfahl sich.

Frau Duventier begleitete ihn bis auf den Korridor hinaus und dankte ihm hier in ebenso herzlichen als liebenswürdigen Worten für seine Bemühung. Dem jungen Arzte wurde es ganz warm bei der Liebenswürdigkeit der bildschönen Frau. Das Dienstmädchen leuchtete ihm die Treppe hinunter, und er war Morgens gegen zwei Uhr wieder in seiner Wohnung.

Jetzt, drei Tage nach diesem Vorfalle, erhielt er den Brief seiner Schwester und erfuhr aus demselben, daß ihre Freundin Paula die Tochter des Rentiers Duventier sei, zu dem er in jener Nacht berufen worden war.

Wäre dieser Zufall nicht gewesen, so hätte er wahrscheinlich den übermüthigen Brief der Schwester ignorirt. Er war Zeit seines Lebens zu ernst gewesen, um auf solche Tollheiten einzugehen. Jetzt aber schien ihm der Vorschlag der Schwester gar nicht so übel, denn es lockte ihn irgend ein ihm noch unerklärliches Etwas, die nähere Bekanntschaft dieser Familie zu machen. Daß die achtzehnjährige Paula eine Mutter hatte, welche anscheinend nicht älter als dreißig bis zweiunddreißig Jahre war, konnte nur zu der Annahme führen, daß die jetzige Frau die zweite Gattin des Rentiers Duventier, und Paula das Kind der ersten Ehe sei.

Theodor Jahn beschloß, am nächsten Tage gegen Mittag den Armreif Fräulein Paula Duventier im Namen seiner Schwester zu überreichen, und er war sich wirklich nicht klar darüber, ob er neugieriger war, die junge Dame zum ersten Male oder ihre bildschöne Stiefmutter zum zweiten Male zu sehen.

2.

Paula Duventier war nicht leichten Herzens in's Vaterhaus zurückgekehrt, aber sie konnte nicht anders, als dem Wunsche ihres Vaters Folge leisten, nachdem dieser ihr in so eigenthümlicher Weise ausgedrückt worden war.

Paula hatte bis zu ihrem zwölften Lebensjahre sorglos und glücklich gelebt, liebenswürdig behandelt von einer Mutter, welche eine Deutsche war, während der Vater aus der französischen Kolonie Pondichéry in Indien stammte. Er war als Kaufmann durch Handelsbeziehungen nach Deutschland gekommen, hatte eine Deutsche geheirathet und sich endlich als sehr reicher Mann zur Ruhe gesetzt, nachdem es ihm gelungen war, seine Besitzungen zu verkaufen. Da starb ganz plötzlich die Mutter Paula's, und letztere wurde in ein Pensionat gebracht, da es dem Vater unmöglich schien, allein ihre Erziehung zu überwachen. Sie kam nur selten nach Hause, und wenn sie auch die Ferien in der Nähe des Vaters verbrachte, so befanden sie sich doch während dieser Zeit zumeist auf Reisen. Sie schwärmte für das Andenken der Mutter und freute sich stets sehr, mit ihrem Vater über die Verstorbene plaudern zu können. Um so mehr war sie überrascht, als sie vor ungefähr Jahresfrist die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Vater sich auf's Neue verheirathet habe. Der Vater hatte ihr dies in einem kurzen, ziemlich kühl gehaltenen Briefe mitgetheilt, ihr auch versprochen, daß die neue Stiefmutter ihr eine liebevolle Freundin sein wolle, und am Ende des Briefes befanden sich von Frauenhand die Worte: „Ich freue mich auf die Bekanntschaft meiner lieben Tochter und werde ihr mit schwesterlicher Liebe zugethan sein. Irma Duventier."

Die neue Frau mußte indeß ebenso wenig wie Duventier selbst große Sehnsucht nach Paula gehabt haben, denn diese

blieb das ganze Jahr über in der Pension, ohne nach Hause zu kommen, weil Duventier sich mit seiner Frau auf Reisen befand. Indeß erfuhr Paula manches Eigenthümliche über die Heirath des Vaters durch die Verwandten ihrer verstorbenen Mutter. Diese theilten ihr mit, ihr Vater habe eine Schauspielerin geheirathet, eine Schönheit zwar, aber eine berechnende, herzlose Kokette. Sie solle auch höchst leidenschaftlich und rücksichtlos sein und den alten reichen Mann, der ganz ihrem Willen folge, ausbeuten. Besonders viel Geld solle die zahlreiche Familie der neuen Frau den Vater kosten. Diese letzte Andeutung mißfiel Paula und flößte ihr Mißtrauen gegen die Verwandten ein. Sie selbst kannte den Werth des Geldes wenig und wußte, daß ihr Vater ein außerordentlich reicher Mann war, dem es auf einige Tausende nicht ankommen konnte.

Sie hatte ihrem Vater gezürnt, wie dies alle erwachsenen Töchter thun, deren Vater zu einer zweiten Ehe schreitet, doch hatte sie mit ihm stets in lebhaftem Briefwechsel gestanden. Der Vater sendete ihr regelmäßig Antwort und überhäufte sie in der ersten Zeit der Ehe mit Geschenken. Dann hörten dieselben auf, die Briefe des Vaters wurden immer seltener, bis auf einmal ein Schreiben kam, bei dessen Durchlesung Paula sich von heftigem Schreck gepackt fühlte. Der Brief war so eigenthümlich verworren, so beängstigend. Ihr Vater schrieb, er sei durch einen glücklichen Zufall in der Lage, ihr heimlich einen Brief zu schreiben. Er bitte sie dringend, er beschwöre sie bei ihrer kindlichen Liebe, sofort nach Hause zu kommen und dort zu bleiben; sollten andere Briefe ankommen, so solle sie auf diese nicht achten, nur auf den Brief, den sie jetzt in den Händen halte. Je eher sie nach Hause komme, desto besser sei es, sie solle sich auch durch nichts aus dem Hause weisen lassen, sie solle Niemand etwas von dem Briefe mittheilen.

Es war so viel Heimlichkeit, so viel Unverständliches in dem Briefe, daß Paula zuerst nicht wußte, was sie thun sollte. Schließlich überlegte sie, daß es das Beste sei, dem Wunsche des Vaters Folge zu leisten. Zu ihrer Pensionsvorsteherin hatte sie volles Vertrauen, wie früher zu ihrer Mutter; dieser übergab sie den Brief des Vaters, und auch diese Dame war der Ansicht, daß Paula sofort nach Hause müsse. Nach einem thränenreichen Abschied von ihren Genossinnen reiste das junge Mädchen ab.

Sie hatte sich auf manche Ueberraschung gefaßt gemacht, war aber doch erstaunt über den Zustand, in dem sie ihren Vater fand. Der sonst kräftige Mann, dem selbst das indische Klima nichts anhaben konnte, war jetzt ganz gebrochen, lag im Bett, war nervös und ängstlich und schien Irma, die ihn mit einer auffallenden Zärtlichkeit pflegte, zu fürchten, wie ein wildes Thier seinen Bändiger. Er wagte es in ihrer Gegenwart kaum, die Tochter zu bewillkommnen, und nur als Irma auf einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, schloß Duventier weinend seine Tochter in die Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen; unmittelbar darauf trocknete er aber seine Thränen wie ein Kind, das nicht zeigen will, daß es geweint hat, und suchte ein gleichgiltiges Gespräch anzuknüpfen.

Irma schien überrascht durch die plötzliche Ankunft Paula's, sie erging sich in bitteren Vorwürfen gegen die Pensionsvorsteherin, die es nicht für nothwendig gehalten habe, den Eltern ihre Ankunft vorher anzuzeigen, damit man wenigstens einige Vorbereitungen hätte treffen können; im Uebrigen aber war sie außerordentlich liebenswürdig, ja zärtlich gegen Paula, so daß diese ganz überrascht von der außerordentlichen Güte und Herzlichkeit ihrer Stiefmutter war. Und doch empfand sie vor dieser Frau eine eigenartige Scheu, über die sie sich selbst ärgerte. Es kam ihr undankbar vor, die Güte, welche ihr die Stiefmutter erwies,

mit diesem eigenthümlichen Gefühl der Zurückhaltung, ja der Abneigung, das in ihr aufstieg, zu vergelten.

Eine wirkliche Abneigung aber empfand Paula gegen einen anderen Hausgenossen, den sie hier am allerwenigsten erwartet hatte. Es war dies Emil, der Bruder der Frau Duventier, ein etwas verlebt aussehender Mann am Ende der dreißiger Jahre. Er war, wie es schien, ein Allerweltstalent. Er war beim Theater gewesen, hatte sich auch als Kunstreiter versucht, hatte sich dann wieder eine Zeitlang zum Taschenspieler ausgebildet, und jetzt war er daran, Maler zu werden. Er malte nicht ohne Geschick Landschaften, und hatte sich in dem Hause seines Schwagers ein vollständiges Atelier eingerichtet. In dem Augenblicke, in dem ihr Emil vorgestellt wurde, als seine grauen, zudringlichen Augen ihre Gestalt musterten, empfand Paula bereits gegen ihn einen Widerwillen, der sich indeß noch steigerte, als sie die süßliche Liebenswürdigkeit dieses ihr durchaus fremden Mannes sah, dem daran gelegen schien, sich ihr in irgend einer Weise zu nähern, als wäre er einer ihrer nächsten Verwandten. Die achtzehnjährige Paula war zu gut erzogen und gesellschaftlich zu geschickt, um ihre Abneigung merken zu lassen, sie verstand es aber, den Zudringlichen zurückzuweisen. Sie wollte sich ihm fernerhin dadurch entziehen, daß sie sich ganz und gar der Pflege ihres Vaters widmete.

Damit hatte es jedoch eine eigenthümliche Bewandtniß. Irma erklärte ihrer Stieftochter, sie sei die berufenste Pflegerin ihres Mannes und werde sich durch Niemand in der Erfüllung dieser heiligen Pflicht behindern lassen, und sei dies selbst die eigene Tochter des Gatten. Auch sei Paula noch zu jung und unerfahren, um einen solchen Kranken zu pflegen, dazu gehöre die Umsicht und Uebung, die Irma sich schon angeeignet hätte. Sie erklärte überdies, daß die Anwesenheit Paula's den Kranken aufrege,

und nach drei Tagen hatte es Irma wirklich durchgesetzt, daß Paula nur noch am Morgen und Abend das Zimmer ihres Vaters auf einen Augenblick betreten durfte, um ihm guten Morgen und gute Nacht zu sagen. Bei diesen kurzen Begegnungen zwischen Vater und Tochter war jedoch Irma stets zugegen, und der Vater zeigte sich eigenthümlich zurückhaltend; aber er drückte die Hand der Tochter so energisch, er blickte sie stumm und doch mit so flehendem Ausdruck in den Augen an, daß Paula manchmal das Herz vor Schreck und Angst stillstand, und daß sie dann die ganze Nacht nicht schlafen konnte, weil sie nicht wußte, was sie aus allen den eigenthümlichen Dingen machen sollte, die sie umgaben, was die Verhältnisse bedeuteten, in die sie hineingekommen war.

Die Stiefmutter hatte ihr ein Zimmer am äußersten Ende der Wohnung angewiesen, während am anderen Ende das Schlafzimmer der Ehegatten und in dem Stock über diesem in einem Erker das Atelier Emil's lag. Zu ihrer Bedienung hatte Paula ein Dienstmädchen gesetzten Alters, welche alle Arbeiten im Hause verrichtete, während sie für die gröbsten Verrichtungen die Unterstützung einer Aufwartefrau hatte. Dieses Dienstmädchen war Paula unbekannt, denn Frau Duventier hatte bei ihrem Eintritt in das Haus den alten Diener, der schon zwanzig Jahre bei Duventier war, entlassen.

Paula war zu Hause und hatte doch das Gefühl, daß sie sich unter fremden Menschen befinde, ja als sei sie in Feindesland, als sei sie eine Gefangene. Und nicht sie allein, sondern auch ihr Vater. Wenn es ihr nur ein einziges Mal gelungen wäre, ihn allein zu sprechen. Aber Irma wich Tag und Nacht nicht von dem Bette des Kranken; sie schien weder zu schlafen, noch zu essen, und verhinderte jede Annäherung der Tochter an den Vater.

Wenn Paula nur irgend Jemand gehabt hätte, mit

dem sie sich hätte berathen, mit dem sie sich hätte über die eigenthümlichen Verhältnisse im väterlichen Hause aussprechen können! Aber Niemand war ihr in der Stadt bekannt, Niemand konnte sie sich anvertrauen, und sie hatte noch gar nicht den Versuch gemacht, ob sie auch Herrin ihrer freien Bewegung insofern sei, als sie Besuche machen konnte, wo sie wollte. Sie hatte bisher noch gar nicht daran gedacht, auszugehen.

Es überraschte sie daher nicht wenig, als ihr eines Vormittags das Dienstmädchen eine Karte brachte, auf der ein Doktor Theodor Jahn um die Ehre bat, ihr gegenüber sich eines Auftrages entledigen zu dürfen. Paula schwankte einen Augenblick, und überlegte, ob sie die Stiefmutter um Erlaubniß zum Empfange dieses Besuches fragen sollte, sie verwarf diesen Gedanken aber augenblicklich und befahl dem Mädchen, den Herrn in das Empfangszimmer zu führen.

Ihr Erstaunen verwandelte sich in helle Freude, als Theodor Jahn sich als der Bruder ihrer besten Pensionsfreundin vorstellte, ihr den Goldreif überreichte und den Gruß seiner Schwester überbrachte. Sie hätte laut aufjubeln mögen, als sich hier plötzlich ein Freund fand, denn der Bruder ihrer Freundin mußte auch ihr Freund sein. Sie plauderten so lustig und lachten so laut, daß plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Irma im Zimmer stand und den Doktor erstaunt anblickte, den sie sofort erkannte.

Der junge Arzt erklärte den Zweck seines Besuches und war ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der ihn die Frau des Hauses aufnahm.

Da es sich um den ersten Besuch handelte, so konnte er leider nicht so lange bleiben, wie er gern wollte; und er wäre gar zu gern länger geblieben. Seine Schwester hatte doch wohl einen guten Gedanken gehabt. Paula

Duventier war ein allerliebstes Geschöpf, so voll Herzlichkeit und Natürlichkeit, so voll bezaubernder jungfräulicher Schönheit, daß Theodor Jahn den günstigsten Eindruck von ihr bekam. Unwillkürlich mußte er sie mit Frau Duventier vergleichen; aber während diese eine Art dämonischer, stolzer Schönheit war, lag über der Erscheinung Paula's der ganze Duft und Zauber der Natürlichkeit, Jugend und Seelenreinheit.

Theodor empfahl sich und versprach, der Einladung der Frau Duventier Folge leistend, bald wieder vorzusprechen.

Er ließ denn auch kaum die nöthige Anstandsfrist verstreichen, um seinen nächsten Besuch zu machen.

Sorgfältiger als je gekleidet, begab er sich nach der Wohnung Duventier's. Er klingelte und überreichte dem Dienstmädchen, das die Thür öffnete, seine Karte. Es fiel ihm auf, daß es sehr lange dauerte, bevor das Mädchen mit der Antwort zurückkam, und er fühlte sich wie in's Gesicht geschlagen, als das Mädchen ihm mittheilte, die Damen bedauerten sehr, den Herrn Doktor nicht empfangen zu können.

Er konnte sich gar nicht fassen über diese unerwartete Abweisung, die noch dazu in so schroffer Form erfolgt war. Natürlich blieb ihm nichts weiter übrig, als das Haus zu verlassen. Noch eine stille Hoffnung hegte er, nämlich daß irgend eine Erklärung, ein Brief von Frau Duventier oder deren Tochter kommen könne, in dem man sich entschuldigte und die Gründe angab, durch die seine Abweisung vielleicht zufällig bedingt war. Aber es vergingen mehre Tage, ohne daß ein solcher Brief eingetroffen wäre, und klarer und klarer wurde es dem jungen Arzte, daß man ihn absichtlich fortgewiesen, ja beleidigt hatte, um ihn für immer los zu sein.

Die Abendstunde war schon ziemlich weit vorgerückt, die Wirthschafterin klopfte, brachte die brennende Lampe

herein, und ihr folgte auf dem Fuße der Briefträger, der einen eingeschriebenen Brief brachte.

Theodor erkannte die Schriftzüge seiner Schwester; was hatte ihm diese in einem eingeschriebenen Briefe zu melden? Er unterzeichnete den Schein und riß den Brief hastig auf. Es fiel ihm ein zweiter Brief entgegen mit einer ihm unbekannten Handschrift; von der Hand der Schwester fand er nur wenige Zeilen. Dieselben lauteten:

„Ich sende Dir beifolgend einen Brief von Paula Duventier. Es muß sich um etwas Ernsthaftes handeln, denn sie ist sonst nicht leicht erregbar, sondern klug und überlegend. Thu', was Du kannst. Ich bin ganz erschreckt über Paula's Klagen und Andeutungen. Du wirst Mittel und Wege finden, um ihr zu helfen."

Mit einer gewissen Hast griff Theodor nach dem Briefe, der die Unterschrift „Paula Duventier" trug. Er betrachtete den Brief eine Weile, ohne ihn zu lesen. Es war ihm, als sei er durch diese Schriftzüge plötzlich in die Nähe der Schreiberin gerückt, als sehe er sie wieder vor sich stehen, als empfinde er noch einmal dieses unbeschreiblich angenehme Gefühl, das ihn bei dem ersten Zusammensein mit Paula vollständig umstrickt hatte. Dann aber setzte er sich nieder, um den Brief zu lesen, welcher wie folgt lautete:

„Meine geliebte Bertha!

Ich wende mich um Hilfe an Dich, weil ich Niemand sonst habe, dem ich mich anvertrauen könnte, dann aber, weil ich hoffe, daß Dein Bruder, der uns neulich seinen Besuch gemacht hat, vielleicht geneigt wäre, mir zu helfen. Es handelt sich um eine Sache, die mich fast um den Verstand bringt.

Seit meiner Rückkehr in das Elternhaus habe ich Tag für Tag Entdeckungen gemacht, die mich schaudern machen. Meine Stiefmutter ist mir mit äußerster Liebenswürdig-

keit entgegengetreten, hat aber vom ersten Tage an mich in einer Art und Weise unter Bewachung genommen, daß ich eine Gefangene im Hause bin. Mein Vater fügt sich allen Wünschen und Anordnungen meiner Stiefmutter, er steht ganz und gar unter ihrem Bann, ich möchte sagen, sie übt eine magische Gewalt über ihn aus. Ich kann mich über die Art und Weise, wie meine Stiefmutter jeden meiner Schritte, jedes meiner Worte überwacht, nicht bei ihm beklagen, denn er wird selber wie ein Gefangener von ihr behandelt. Mein Vater ist nervenkrank, und meine Stiefmutter pflegt ihn auf das Sorgfältigste. Mir kommt es aber vor, als wäre es viel besser für meinen Vater, meine Stiefmutter pflegte ihn nicht. Mein Vater wird von Tag zu Tag willensschwächer, ängstlicher und unselbstständiger. Ich selbst kann mit ihm kaum fünf Worte täglich wechseln, bei denen stets meine Stiefmutter zugegen ist. Ich habe ein Gefühl der Angst, der Unsicherheit, der Furcht und Bangigkeit, die mich fast um den Verstand bringen. Ich habe das instinktive Bewußtsein, meinem Vater und mir drohe eine Gefahr. Ich fürchte mich vor meiner Stiefmutter. Wenn meine Stiefmutter mich mit ihren kalten, blitzenden Augen betrachtet, so bin ich wie gelähmt, wie betäubt. Sie hat mit mir nichts Gutes vor, ich ahne es. Ihr Bruder ist bei uns im Hause, ein, wie es scheint, verbummeltes Genie, ein Mensch mit einer mir entsetzlich widerwärtigen Süßigkeit und Höflichkeit. Ich habe das Gefühl, daß dieser Mann sich um mich bewerben will, und daß meine Stiefmutter seine Bewerbung begünstigt. Eher aber den Tod, als diesem Mann auch nur um Haaresbreite entgegenkommen!

Ich habe Dir anvertraut, daß mein Vater mir einen dringenden Brief nach der Pension schrieb, einen geheimnißvollen Brief, auf den hin ich plötzlich nach Hause zurückkehrte. Ueber diesen Brief habe ich noch nicht mit ihm

sprechen können. Ich sehe an seinen flehentlichen Blicken, daß er Hilfe von mir erwartet, und doch weiß ich nicht, was ich thun soll. Diesen Zustand halte ich nicht länger aus. Ich kann mich Niemand anvertrauen, selbst nicht dem Dienstmädchen, denn sie ist mir unbekannt und steht, wie ich glaube, auf Seite der Stiefmutter. In der Nacht, bei einem kleinen Lichtstümpfchen, schreibe ich Dir diesen Brief, und ich hoffe, es wird mir gelingen, ihn abzusenden, indem ich die Zeit abwarte, wenn der Briefträger die Postsachen bringt; habe ich das Glück, allein zu sein, wenn ich ihm öffne, so kann ich ihm den Brief zur Weiterbeförderung anvertrauen, und er kommt hoffentlich in Deine Hände. Ist dies der Fall, so bitte, so beschwöre ich Dich, suche Deinen Bruder zu veranlassen, daß er sich meiner annimmt. Du glaubst nicht, wie ich mich gefreut habe, als er uns seinen Besuch machte. Meine Stiefmutter war gegen ihn außerordentlich liebenswürdig und forderte ihn auch auf, bald wieder zu kommen, sie muß aber ihre Ansichten geändert haben, denn wie ich zufällig von dem Mädchen erfahre, ist Dein Bruder, als er vor einigen Tagen seinen Besuch wiederholte, von meiner Stiefmutter abgewiesen worden.

Ich bitte und beschwöre Dich noch einmal, suche ihn zu veranlassen, daß er sich meiner annimmt! Er hat vom ersten Augenblick an einen starken Eindruck auf mich gemacht, ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er ebenso wohlwollend als thatkräftig und klug ist. Theile ihm mit, was ich Dir geschrieben habe, und Du wirst zu lebenslänglichem Danke verpflichten

Deine verzweifelte

Paula Duventier."

Theodor las diesen Brief viermal, fünfmal durch; jedesmal, wenn er an die Stelle kam, in welcher Paula darüber klagte, daß der Bruder ihrer Stiefmutter, Emil,

sich um ihre Hand zu bewerben scheine, packte den jungen Arzt ein förmlicher Grimm, und er beschloß, Paula um jeden Preis zu helfen.

Nachdem er aber an seiner Hilfsbereitschaft sich eine halbe Stunde lang begeistert hatte, kam er sich recht lächerlich vor. In welcher Weise wollte er denn mit Paula in Verbindung treten? Das Nothwendigste für ihn war eine Unterredung mit ihr; aus dieser erst konnte er erfahren, was in dem Hause Duventier's vorging. Die Andeutungen Paula's genügten nicht, dieselben konnten ebenso gut Wahrheit enthalten, als der Ausdruck nervöser Aufregung, hervorgerufen durch die ungewohnten Verhältnisse, durch kindliche Angst und Furcht, sein. Vielleicht sah Paula Gespenster, vielleicht sah sie die Dinge in ganz falschem Lichte, und Theodor hatte als Fernstehender nicht das geringste Recht, sich in die Verhältnisse der Familie Duventier einzudrängen, irgend welche Schritte zu thun, von denen jeder einzelne höchst gefährlich und dazu geeignet war, Paula zu kompromittiren oder ihn, den jungen Arzt, gesellschaftlich und geschäftlich in der Stadt unmöglich zu machen, ja vielleicht in einen unangenehmen Prozeß zu verwickeln.

Er konnte es auch nicht wagen, an Paula zu schreiben, denn es war ihm klar, daß Frau Duventier, wenn Paula Recht hatte und in der That von der Stiefmutter streng überwacht wurde, diesen Brief nicht an die Stieftochter gelangen ließ.

Bis gegen Mitternacht quälte er sich mit dem Gedanken, wie Paula zu helfen sei; er kam aber zu keinem Resultat.

3.

Am Krankenbette Duventier's wachte seine Frau gewöhnlich von elf Uhr Abends bis in die frühen Morgenstunden, dann wurde sie von ihrem Bruder Emil abgelöst

und ging selbst zu Bett. Die Mahlzeiten nahm sie neben dem Bett des Gatten ein, und es war bewunderswerth, wie mäßig im Essen und Trinken, wie anspruchslos in ihren Bedürfnissen Frau Irma war.

Paula aß in den ersten Tagen zusammen mit Emil; als ihr aber die Stiefmutter anheimstellte, ob sie lieber in ihrem Zimmer essen wollte, zog sie das Letztere vor. Die Gegenwart und die Unterhaltung dieses Menschen war ihr gar zu unangenehm. Die Stiefmutter hatte ihr auch den Vorschlag gemacht, sie solle Spaziergänge mit Emil unternehmen, dies hatte aber Paula abgelehnt und die Absicht ausgesprochen, allein auszugehen. Sie hatte sich, ohne daß sie es ahnte, dadurch zur Gefangenen gemacht.

Die Stiefmutter war immer von gleicher Liebenswürdigkeit, aber in ihren Augen leuchtete manchmal etwas wie Haß, wie Feindseligkeit, wie mühsam verhaltener Groll und Zorn. Diese jäh aufleuchtenden Blicke hatten Paula zuerst erschreckt und ihre Furcht vor der Stiefmutter noch gesteigert, allmälig aber machte sich in der Brust des jungen Mädchens ein anderes Gefühl geltend. Diese Furcht verwandelte sich in Abneigung und gleichzeitig in Widerstandslust, und Paula fühlte es, daß sie eines Tages ihre Stiefmutter mit aller Leidenschaft hassen würde.

In dem Augenblick aber, in dem sie diese Entdeckung machte, fühlte sie auch, daß die Furcht vor Irma schwand, daß ihr Muth wiederkehrte, und sie brauchte nur daran zu denken, daß es sich um ihren Vater handelte, um sich stark genug zu fühlen, mit ihrer Stiefmutter jeden Kampf aufzunehmen, der nothwendig sein würde. Allerdings, wenn sie wieder in ihre Nähe kam, wenn sie sah, wie auch ihr Vater sich willenlos den Wünschen Irma's fügte, verlor sie wieder allen Muth und glaubte selbst, daß die Zeit für sie, um Widerstand zu leisten, noch nicht gekommen sei.

Wenn Paula nur aus dem Hausarzt klug geworden wäre! Der Hausarzt war ein alter Herr, einer von jenen liebenswürdigen Aerzten aus der alten Schule, die mehr darauf ausgehen, ihre Patienten durch freundschaftliche Scherze, durch liebenswürdige Behandlung, als durch thatsächliche ärztliche Eingriffe zu heilen; und dieser alte Herr schien vollständig bezaubert zu sein, wenn er in den Bannkreis von Frau Irma trat. Diese war dafür, dem Kranken irgend welche Beruhigungsmittel zu geben, und der Hausarzt war ganz derselben Ansicht; der Kranke wünschte an die frische Luft gebracht zu werden, Frau Irma war, wie sie sagte, aus höchst gewichtigen Gründen dagegen, und der Hausarzt war ganz ihrer Ansicht.

Wenn Paula Abends in das Zimmer des Vaters kam, um ihm in Gegenwart der Stiefmutter gute Nacht zu wünschen, sah sie immer, wie dem Kranken sein Schlaftrunk gemischt wurde, bestehend aus einem Glase Wein, in welches ein Opiumpräparat geschüttet wurde. Der Kranke schlief nach diesem Gewaltmittel immer nur einige Stunden, erwachte darnach wieder, und dann kamen nach Angabe Irma's die fürchterlichen Stunden, wo der Kranke Stimmen, Stöhnen, Weinen und Aechzen zu hören glaubte, ohne daß es ihr jemals gelungen war, etwas Aehnliches zu vernehmen. Paula hatte Irma wiederholt gebeten, sie eine Nacht lang am Bette des Vaters wachen zu lassen; ein spöttisches Lächeln hatte bei dieser Forderung um die Lippen der schönen Frau gespielt, dann hatte sie in liebenswürdigster Weise diese Beihilfe in der Pflege des Gatten abgelehnt. —

Fünf Tage waren verflossen, seitdem Paula den Brief an die Freundin abgeschickt und um die Hilfe des jungen Arztes gebeten hatte. Es war ihr gelungen, dem Briefboten diesen Brief zuzustecken, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, und sie nahm an, daß der Brief richtig an

seine Adresse gelangt sei. Sie hoffte auf irgend ein Lebenszeichen von Theodor Jahn und war von Stunde zu Stunde mehr enttäuscht, als nichts dergleichen sich einstellte. Sie hatte in der That ein Zutrauen zu diesem jungen Mann, wie sie es noch kaum für irgend einen anderen Menschen empfunden hatte. Sie hatte ihn nur kurze Zeit gesehen, aber sein freundliches Gesicht, sein offener Blick, die gemessene und doch liebenswürdige Art und Weise, in der er sprach, hatte sie für ihn außerordentlich eingenommen.

Paula hatte nicht viel Gelegenheit gehabt, mit Männern zusammenzukommen, aber wie jedes junge Mädchen hatte sie sich gewissermassen ein Ideal davon gemacht, wie der Mann aussehen müsse, der sie eines Tages interessiren, vielleicht ihr Herz fesseln könne. Wenn sie jetzt daran dachte, erstaunte sie, wie sehr eigentlich Theodor Jahn diesem ihrem Ideale glich. So hatte sie sich den Mann gedacht, für den sie glaubte irgend etwas empfinden zu können, freundlich und doch gemessen, ein angenehmes Auge, ein angemessenes Organ, eine jugendkräftige, schlanke Gestalt — das stimmte Alles bei Theodor Jahn, und Paula schämte sich fast, daß sie so häufig an ihn dachte und sich in Gedanken mit ihm beschäftigte. Aber erwartete sie nicht von ihm Hilfe? Erwartete sie nicht von ihm eine Aenderung in der unerträglichen Lage, in der sie sich befand?

— — — — — — — — — — — —

Es war Abends gegen elf Uhr. Wie üblich, hatte sich Paula gegen neun Uhr von ihrem Vater verabschiedet und sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Bis zehn Uhr hatte sie Licht gebrannt, dann es ausgelöscht. Das Dienstmädchen weigerte sich stets auf die Forderung Paula's, ihr mehr Licht zu besorgen, dies zu thun, sie erklärte, die gnädige Frau habe angeordnet, daß Paula nur so viel Licht erhalte, daß sie damit ungefähr bis zehn Uhr reiche;

sie wolle dadurch verhindern, daß das junge Mädchen im Bett Nachts etwa noch lese, weil dies gesundheitsschädlich und auch feuergefährlich sei.

Paula hatte aber nicht die mindeste Lust, zu schlafen. Sie saß im Finstern in der Nähe des Fensters und hörte auf jedes Geräusch im Hause. Die Wohnung Duventier's lag in einer Seitenstraße, wo fast gar kein Wagenverkehr herrschte; sie lag in dem ersten Stockwerk eines villenartigen Gebäudes, dessen unterster Stock von dem Eigenthümer, dessen oberster von zwei alten Damen und einer Dienerin bewohnt war. Es herrschte bei Tag und bei Nacht in diesem Hause eine wohlthuende Stille.

Einen Wunsch hatte Paula in letzter Zeit so genährt, daß er fast zu einer fixen Idee bei ihr geworden war, nämlich den, einmal bei Nacht, wenn sie Niemand stören könne, den Vater zu sprechen. Aber wie sollte sie dies, so fragte sie sich hundert- und tausendmal, ermöglichen? Die Stiefmutter saß neben dem Bett des Vaters in einem mächtigen Lehnstuhl und wachte oder, wenn sie einmal einschlief, erwachte sie sicher sofort, wenn Jemand das Zimmer betrat.

Vom nahen Thurm schlug es Mitternacht. Paula hatte sich noch nicht ausgekleidet; sie entledigte sich jetzt der Schuhe, die sie den Tag über getragen, und zog leichte Schlafschuhe mit Filzsohlen an. Sie öffnete leise ihre Thür und horchte, ob in der Küche und in dem daneben befindlichen Mädchengelaß sich noch etwas bewege, und ob Marie, das ältere Dienstmädchen, noch wach sei. Sie sah weder Licht schimmern, noch vernahm sie irgend einen Laut.

Sie ließ die Thür ihres Zimmers geöffnet und ging auf den Korridor hinaus, der sich durch die ganze Wohnung zog, und von dem aus rechts und links Thüren nach den verschiedenen Zimmern führten. An einer Stelle bildete der Korridor einen rechten Winkel. Langsam, die Hände

vor sich gestreckt, um nirgends anzustoßen, ging Paula vorwärts.

Sie hatte die Stelle erreicht, wo der Korridor rechtwinkelig abbog, als sie plötzlich wie gebannt stehen blieb. Ein eigenthümlicher Laut drang zu ihr, ein lang ausgehaltener klagender Ton, der aus weiter, weiter Ferne zu kommen schien, und den sie doch ganz deutlich vernahm. Es war, als stöhne und jammere Jemand in fürchterlicher Herzensangst oder in schweren körperlichen Schmerzen.

Dieses Stöhnen kam in unregelmäßigen Zwischenpausen, und hatte in der Finsterniß und in der Stille der Nacht etwas Grauenhaftes, etwas, was das Herz des jungen Mädchens schneller schlagen ließ vor Furcht. Mit einem Ruck aber gewann sie alle ihre Geisteskräfte wieder, als sie jetzt die Stimme ihres Vaters erkannte, welcher zitternd fragte:

„Hörst Du nichts, Irma? Ich bitte, ich beschwöre Dich, hörst Du nichts?"

„Ich höre nichts, Maurice," vernahm Paula deutlich die ruhige Stimme ihrer Stiefmutter; „nicht das Geringste! Diese Stimme existirt nur in Deiner Einbildung; suche die Gedanken daran zu überwinden. Ich höre nicht das Geringste."

Wiederum ließ sich das Stöhnen und Aechzen vernehmen.

„Jetzt, jetzt!" schrie, wie es schien, auf's Aeußerste erregt der Kranke. „Irma, jetzt! Du mußt es gehört haben!"

Wie still und ruhig die Stimme Irma's klang, als sie jetzt sagte: „Ich höre nichts; und es kann Niemand außer Dir etwas hören! Nimm noch eine Dosis Morphium, um Dich zu beruhigen, es gibt kein anderes Mittel."

Jetzt stöhnte der Kranke, und sein Ausbruch des Schmerzes zerriß Paula fast das Herz. Sie machte, einem unbewußten Impulse folgend, noch einige Schritte vorwärts, und hörte das unheimliche Stöhnen und Aechzen in ihrer unmittel-

baren Nähe. Vorsichtig tasteten ihre Hände weiter und entdeckten einen Schrank, einen jener großen Garderobenschränke, wie man sie auf den Korridoren stehen hat, wenn nicht besondere Spindenzimmer vorhanden sind. Kam aus diesem Schranke das Stöhnen, und war dort Jemand verborgen?

Vorsichtig tasteten die Finger Paula's auf dem Holze herum. Auf's Neue erscholl das Stöhnen, wiederum klang die Stimme des Kranken: „O, es ist fürchterlich, es ist entsetzlich! Ich höre es schon wieder!"

Erschreckt und von Mitleid ergriffen, riß Paula plötzlich die Thür auf, welche dicht neben dem Schranke vom Korridor aus in das Krankenzimmer führte. Diese Thür war nicht eingeklinkt, sondern nur angelehnt gewesen.

Mit einem Schrei sprang Irma auf und näherte sich der Thür. In diesem Augenblicke fühlte Paula den Zorn und die Wuth einer Löwin in sich. Mit zwei Schritten trat sie in das Zimmer, stellte sich an das Bett des Vaters, als wolle sie ihn schützen, und sagte: „Ich höre diese entsetzlichen Töne genau so wie Du, Vater. Laß Dich durch nichts von dem Glauben daran abhalten, daß diese Töne wirklich laut werden. Und ich kann Dir auch sagen, woher sie kommen: aus dem Schranke, der hier draußen steht!"

Mit flammenden Augen, hochaufgerichtet war Irma der Stieftochter entgegengetreten. Sie hatte drohend und zornig die Hand erhoben, als wolle sie die Freche niederschlagen.*) Aber nur ein Blick traf sie aus den ebenfalls funkelnden Augen Paula's. Sie sah das aschbleiche Gesicht des jungen Mädchens, dessen Züge sich vor Zorn und, wie es schien, vor Haß fast verzerrten, und im nächsten Augenblicke hatte die geübte Schauspielerin vollständig ihre äußere Ruhe zurückgewonnen.

*) Siehe das Titelbild.

Mit einem Schrei, der vorzüglich gemacht war, sprang sie auf Paula zu und nahm sie in ihre Arme.

„Kind,“ sagte sie, wie es schien zitternd vor Schreck und Ueberraschung; „Kind, was ist mit Dir geschehen? Ist der Wahnsinn denn erblich in dieser Familie? Was willst Du gehört haben? Was hast Du gethan? Wo kommst Du her?“

Wohl durchschaute Paula die Heuchelei und das schauspielerische Gebahren ihrer Stiefmutter, aber ehe sie noch antworten konnte, rief Irma: „Solcher Unsinn muß auf der Stelle durch die Thatsachen widerlegt werden! Komm mit mir!“

Sie ergriff die Lampe, die hinter einem Lichtschirm im Krankenzimmer stand, und eilte hinaus auf den Korridor.

„Dieser Schrank?“ fragte sie. „Er ist verschlossen. Hier ist das Bund mit meinen Schlüsseln. Ich will den Schrank öffnen.“

Mit fieberhafter Hast schloß Irma den Schrank auf, welcher voll Kleidungsstücke war. Sie leuchtete in das Innere hinein und riß die Kleidungsstücke auseinander.

„Ueberzeuge Dich, mein Kind,“ sagte sie, „daß irgend eine Vision Dich geneckt, daß Deine überreizte Phantasie Dir einen Streich gespielt hat. Um des Himmels willen, warum kommst Du und regst den Vater noch mehr auf? Er kann den Tod davon haben!“

Paula war so verwirrt durch diesen Beweis, der ihr geliefert war, so erschreckt darüber, daß sie sich geirrt und eine falsche Vermuthung ausgesprochen hatte, daß sie willenlos der Stiefmutter folgte, als diese sie nach ihrem Zimmer zurückführte. Sie fühlte noch den Kuß, den ihre Stiefmutter ihr anscheinend voll Zärtlichkeit auf die Stirn drückte, als sie ihr zum Abschied sagte: „Behüt Dich Gott, mein Kind! Sprich ein Gebet, suche Dich zu beruhigen und geh' schlafen!“

Dann fiel die Thür in's Schloß, und Paula hörte, wie der Schlüssel von außen umgedreht und abgezogen wurde. Die Stiefmutter hatte sich des unliebsamen Störenfrieds in sicherster Weise entledigt.

4.

Drei Tage waren vergangen, seitdem Doktor Jahn den Brief Paula's durch seine Schwester erhalten hatte. Noch immer war ihm kein Mittel eingefallen, sich mit der jungen Dame in Verbindung zu setzen. Er hatte, so oft es seine Zeit erlaubte, sich in der Nähe der Duventier'schen Wohnung aufgehalten, insbesondere in den Abendstunden, in der Hoffnung, Paula am Fenster zu erblicken; er besaß aber zum Späher nicht die geringste Anlage und kehrte stets unverrichteter Sache wieder heim.

Das Gefühl, das ihn beherrschte, war unbeschreiblich; er wurde selbst von einer nervösen Angst befallen. In Träumen sah er Paula in den fürchterlichsten Gefahren, aus denen er sie nicht retten konnte, weil er versteinert und unbeweglich zusehen mußte. Zugleich aber mit dieser nervösen Angst kam noch ein zweites Gefühl in seine Brust, das des denkbar größten Interesses an dem jungen Mädchen, und eine Art schwärmerischen Erinnerns an die wenigen Augenblicke, die er mit ihr verbracht hatte.

Seine Wirthschafterin brachte ihm am dritten Tage eine Karte, auf der die Worte standen: „F. Nolten, Rechtsanwalt," und gleich darauf trat ein elegant gekleideter, verhältnißmäßig junger Mann in das Zimmer, warf einen prüfenden Blick auf Jahn und begann sofort: „Ich komme in einer diskreten Angelegenheit, Herr Doktor. Ich bin gewissermaßen Ihr Nachbar, denn ich wohne nur fünf Häuser von Ihnen entfernt. Ich bin ein junger Rechtsanwalt; Sie sind, so viel ich weiß, ein junger Arzt; ich komme in einer Sache, in der wir Beide eine Rolle spielen sollen und sehr viel

verlieren können, wenn wir nicht vorsichtig sind. Darf ich mich aber, bevor ich Ihnen irgend eine Eröffnung mache, versichert halten, daß nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen erzähle, über Ihre Lippen kommt? Ich würde mich sonst gegen meine Pflichten als Anwalt vergehen."

„Ich bin allerdings überrascht," erklärte Jahn, „durch Ihren Besuch, Herr Rechtsanwalt, und noch mehr durch Ihr Ansinnen. Da Sie mir aber sagen, es handle sich um eine wichtige Sache für uns Beide, so will ich Ihnen mein Wort darauf geben, über das zu schweigen, was Sie mir mittheilen. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Der junge Rechtsanwalt setzte sich und fuhr fort: „Vorgestern kam eine Frau Duventier zu mir, die Gattin des Rentiers Duventier, der hier ebenfalls in der Nähe wohnt. Die Dame bat mich, ein Schriftstück aufzusetzen, durch welches die Verhängung der Kuratel über ihren Gatten bei dem Obervormundschaftsgericht beantragt wird. Sie erzählte mir, ihr Gatte sei vor einiger Zeit von einem leichten Schlaganfall getroffen worden, der ihn noch heute an das Bett fessele, es hätten sich aber seit jener Zeit Wahnvorstellungen bei ihm eingestellt, es sei eine hochgradige Nervosität eingetreten, die sich fortwährend vermehre, zu Zeiten den Kranken am klaren Denken verhindere und ihn vollständig unzurechnungsfähig mache. Ihr Gatte sei selbst mit der Verhängung der Kuratel über sein Vermögen, das sehr bedeutend sei, einverstanden, er habe ein darauf bezügliches Schriftstück in einem lichten Moment unterschrieben und ausdrücklich erklärt, daß sein Schwager, der Bruder der Frau Duventier, der Verwalter des Vermögens werden sollte. Als Zeugniß für den Geisteszustand ihres Gatten überreichte sie mir ein Gutachten des Hausarztes, außerdem aber theilte mir die Dame mit, daß sie bei verschiedenen Gelegenheiten auch andere Aerzte, insbesondere des Nachts, an das Krankenbett gerufen habe,

welche ebenfalls bescheinigen würden, daß ihr Mann an Wahnvorstellungen und an hochgradiger Nervosität leide, die von Wahnsinn kaum mehr zu unterscheiden sei. Unter den sechs Aerzten, die bei Nachtzeit zu dem Kranken berufen wurden, sind auch Sie, Herr Doktor, genannt. Das ist das Thatsächliche; nun komme ich zu der Sache, die uns Beide angeht. Zufälligerweise habe ich während meiner Referendarzeit, als ich bei einem unserer ersten Rechtsanwälte meine vorschriftsmäßige Zeit abarbeitete, mit einer ähnlichen Kuratelsache zu thun gehabt und dort erfahren, wie vorsichtig man mit der Annahme solcher Dinge sein muß. Es handelt sich um ein kolossales Vermögen, und merkwürdigerweise soll der Bruder der Frau der Kurator des unzurechnungsfähigen Kranken werden. Das macht mich stutzig, noch mehr aber die Bemerkung der Frau, daß sie zu verschiedenen Zeiten sechs verschiedene Aerzte in ihr Haus gerufen habe. Könnte das nicht eine schlaue Intrigue sein? Diese sechs Aerzte geben ein vortreffliches Beweismaterial für die Unzurechnungsfähigkeit Duventier's ab, wenn ihre Gutachten nur einigermaßen übereinstimmen. Der Gedanke verließ mich nicht mehr und wurde Veranlassung, daß ich mir Bedenkzeit oder vielmehr Aufschub für zwei Tage ausbat. Ich habe Frau Duventier ausdrücklich gesagt, daß ich in der Zwischenzeit mir Auskunft bei einzelnen der Herren Aerzte holen würde, und nun komme ich zu Ihnen, um Sie zu fragen: Was denken Sie von der Angelegenheit? Ich habe Sie gewählt, weil Sie der jüngste von den mir angeführten Aerzten sind und als solcher ebenso, wie ich als junger Rechtsanwalt, sehr viel bei dem Prozeß zu verlieren haben. Ist nämlich die Kuratel, wie ich jetzt schon vermuthe, unbegründet, handelt es sich hier lediglich um einen Streich, um das Vermögen des Kranken dem Bruder dieser Frau in die Hände zu spielen, so gibt es einen Skandalprozeß, bei dem

wir möglichenfalls schweren Abbruch an unserer Reputation erleiden können. Sie sehen, ich habe mit einer Offenheit zu Ihnen gesprochen, die wohl nichts zu wünschen übrig läßt. Ich spreche einen schweren Verdacht gegen eine geachtete Dame aus, die meine Klientin werden will, ich habe aber ebenso die Verpflichtung, mich zu decken und andere Leute vor Unglück zu bewahren. Wollen Sie mir nun sagen, was Sie von der Angelegenheit denken?“

Im ersten Augenblick war Jahn sprachlos und bestürzt gewesen, als der Anwalt ihm mit so ruhigen, klaren Worten auseinandersetzte, was er vermuthete; dann löste es sich aber wie ein Alp von seiner Brust, und als der Rechtsanwalt geendet hatte, athmete er tief auf.

„Das Schicksal hat Sie in einer wunderbaren Weise an die richtige Stelle geführt,“ sagte er, „und mir haben Sie eine Last von der Brust genommen. Ich weiß jetzt, um was es sich handelt. Das also ist die Absicht des elenden Weibes! Es handelt sich um ein Bubenstück schlimmster Art, zu welchem sich die Gattin Duventier's mit ihrem Bruder verbunden hat. Sie haben mir Vertrauen geschenkt, ich kann dasselbe vergelten, indem ich Ihnen rückhaltlos Alles erzähle.“

In weniger als einer halben Stunde war der junge Rechtsanwalt über Alles unterrichtet, was Theodor Jahn wußte, der ihm die Briefe, auch den von Paula Duventier, vorlegte, ihm erzählte, wie er zuerst liebenswürdig empfangen und dann abgewiesen worden sei.

„Ohne Zweifel handelt es sich,“ sagte der Rechtsanwalt am Schluß, „um einen teuflischen Plan. Ich werde Frau Duventier mittheilen, daß ich mich entschlossen habe, die Vertretung der Angelegenheit nicht zu übernehmen.“

„Und,“ sagte der Doktor lebhaft, „Sie werden sich dazu entschließen, dem Gatten der Frau Duventier, vor

Allem aber dessen Tochter beizustehen. Sie werden ein Bubenstück verhindern, das Sie klar durchschauen."

„Zu meinem großen Bedauern," erklärte indeß der Anwalt, „kann ich diesem Wunsche nicht Folge leisten, trotzdem ich es aufrichtig gern möchte. Aber es ist uns Anwälten streng untersagt, eine Partei zu vertreten, nachdem wir mit der Gegenpartei verhandelt oder von ihr Informationen bekommen haben. Ich würde mich als Anwalt unmöglich machen, wollte ich jetzt gegen Frau Duventier vorgehen. Ich hätte auch gar kein Recht dazu; ein solches könnte mir nur ein Mitglied der Familie, d. h. in erster Linie Herr Duventier selbst, ertheilen, und dieser hat ja wissend oder unwissend ein Schriftstück unterschrieben, in dem er die Kuratel selber wünscht. Nicht einmal die Tochter, Fräulein Paula, könnte einen Protest gegen die beantragte Kuratel erheben; es könnte dies höchstens ein Mann, der zur Familie schon gehört oder nächstens gehören wird, vielleicht ein Verlobter der jungen Dame. Wissen Sie vielleicht, ob dieselbe bereits verlobt ist?"

„Nein — nein! Unmöglich, das kann auf keinen Fall sein!" rief Theodor.

Der Rechtsanwalt lächelte. „Halten Sie mich nicht für indiskret," fuhr er fort, „aber wenn Sie vielleicht selbst in irgend welchen Beziehungen zu der jungen Damen stehen, so ist es natürlich Ihre Pflicht, sich ihrer anzunehmen. Wenn Sie zum Beispiel als Verlobter der jungen Dame auftreten könnten, Sie, der Sie Arzt sind, so würden Sie wahrscheinlich am allerbesten im Stande sein, die Intrigue zu durchkreuzen."

Theodor schüttelte den Kopf. „Leider kann ich nicht für die junge Dame auftreten. Ich habe sie erst ein einziges Mal gesprochen."

„Aber verzeihen Sie, Sie haben mir vorhin die junge Dame in so lebhaften Farben geschildert, daß ich unwill-

kürlich daran denken mußte, Sie hätten irgend ein tieferes Interesse an derselben."

Theodor antwortete nicht direkt auf diese richtige Bemerkung. Er schien sich zu besinnen und meinte endlich: „Und Sie glauben, daß Frau Duventier es wagen wird, diese Intrigue fortzuführen, nachdem Sie Ihre Beihilfe abgesagt haben?"

„Warum nicht?" sagte der junge Anwalt. „Sie wird unter den zahlreichen Anwälten der Stadt mehr als einen finden, der die Sache ohne Weiteres in die Hand nimmt, zumal es sich um ein so hohes Objekt handelt, das eine gute Geldeinnahme verspricht. Es gibt Anwälte, die noch viel schlimmere Sachen übernehmen, als diese. Man kann ihnen ja amtlich nichts anhaben, sie können den guten Glauben vorschützen, und so, wie die Sachen liegen, wird ohne Zweifel die Kuratel über Duventier verhängt werden. Erstens, weil er es selbst beantragt hat, zweitens, weil die Frau an der Gerichtsstelle vollkommen unverdächtig ist, und drittens, weil das Gutachten der Aerzte den Antrag unterstützen wird. Sie glauben doch selbst, daß dieses Gutachten zu Gunsten der Frau Duventier ausfällt?"

„Ich weiß nur soviel," sagte Jahn, „daß ich den Kranken in hochgradiger Erregung mit einem Gesichtsausdruck gefunden habe, der wirklich auf Wahnvorstellungen und die Angst davor schließen läßt. Ich habe den Kranken indeß nur einmal gesehen."

„Macht nichts!" sagte der Anwalt. „Dieses Gutachten genügt vollständig. Denken Sie sich, daß dasselbe gleichlautend von sechs verschiedenen Aerzten abgegeben wird, dazu noch das Gutachten des Hausarztes — kein Zweifel daher, daß man Herrn Duventier für unzurechnungsfähig erklären und unter Kuratel stellen wird. Die Frau und deren Bruder bekommen das Vermögen in die Hände, und ich versichere Sie, die Tochter des Herrn Duventier sieht

nicht einen Heller davon wieder; ehe sie großjährig ist, vergehen noch drei Jahre; in dieser Zeit läßt sich ein noch größeres Vermögen verwirthschaften und bei Seite bringen, als das des reichen Rentiers Duventier. Das Mädchen und der alte Mann thun mir leid, aber ich kann ihnen nicht helfen."

5.

War es ein Traum, den Paula durchlebt hatte? Als sie nach einer Nacht mit wenig Schlaf mit dumpfem Kopf erwachte, wollte es ihr fast scheinen, als hätte sie geträumt. Sie brauchte indeß nur nach der Thür zu sehen, um zu finden, daß sie in Wirklichkeit eine Gefangene und eingeschlossen sei. Erst gegen acht Uhr Morgens hörte sie, wie der Schlüssel im Schloß wieder umgedreht wurde, ohne daß Jemand die Thür öffnete.

Mit einem Sprunge war Paula an der Thür, öffnete dieselbe, zog den Schlüssel heraus und verbarg ihn in ihrer Tasche. In der nächsten Nacht sollte man sie nicht wieder einschließen. Sie mußte jetzt der immer unheimlicher werdenden Sache auf den Grund kommen; sie konnte ihren Ohren trauen, jene Töne, die sie gehört hatte, waren in Wirklichkeit vorhanden. Ihre Stiefmutter wollte nichts hören, sie täuschte absichtlich den Kranken!

Woher kamen diese Töne aber? In dem Schranke, aus dem die Töne herauszubringen schienen, war Niemand versteckt gewesen. Und was beabsichtigte man eigentlich? Wollte man ihren armen Vater zum Wahnsinn treiben? Paula schauderte, aber zugleich kam ihr auch der feste Muth, der ränkesüchtigen Stiefmutter entgegenzutreten, ihr verbrecherisches Spiel zu verderben.

Paula wartete darauf, was ihre Stiefmutter zunächst beginnen würde. Sie glaubte, von dieser wegen des plötzlichen nächtlichen Eindringens in das Krankenzimmer zur Rede gestellt zu werden, aber nichts dergleichen geschah,

als Irma Abends gegen sieben Uhr zu Paula in das Zimmer trat, um ihr, wie üblich, einen Besuch zu machen. Vormittags und in den ersten Nachmittagsstunden schlief Irma, während ihr Bruder bei Duventier wachte.

Irma sah sich in dem Zimmer Paula's, in dem bereits Licht brannte, um und fragte: „Wo ist der Schlüssel von der Thür?"

„Ich habe ihn in der Tasche," sagte Paula fest. „Ich möchte heute Nacht nicht wieder eingeschlossen werden, das ist mir ängstlich."

Wieder kreuzten sich die Blicke des Mädchens und der Frau. Das Bewußtsein, einen Gegner vor sich zu haben, von dem man tödtlich gehaßt wurde, hatten wohl beide Frauen.

Trotzdem lächelte Irma und sagte so liebenswürdig wie möglich: „Wie Du willst, mein Herzchen! Du mußt aber nicht so ängstlich sein; es gibt hier weder Gespenster, noch böse Geister im Hause."

Dann verließ sie das Zimmer, und Paula blieb wieder allein. Sie weinte vor Aufregung, die Lage, in der sie sich befand, wurde ihr immer fürchterlicher. Sie sah nirgends einen Ausweg; Doktor Jahn half ihr auch nicht. Was sollte sie thun? Die Zaghaftigkeit und Schwäche ihrer achtzehn Jahre gewann wieder die Oberhand.

Kurz vor neun Uhr begab sie sich nach dem Krankenzimmer, um ihrem Vater gute Nacht zu sagen. Als sie sich auf dem hell erleuchteten Korridor befand, sah sie, wie das Dienstmädchen aus der Küche mit einer Platte kam, auf der ein Glas mit Wein und mehrere Biscuits sich befanden. Das Mädchen stellte diese Platte auf einen Tisch im Korridor, dicht neben der Thür, die zum Krankenzimmer führte.

Plötzlich blieb Paula wie gebannt stehen. Ihre Blicke konnten sich nicht von der Platte mit dem Glase Wein und den wenigen Biscuits trennen. Das war der Imbiß,

mit dem Frau Irma sich für die Nachtwache zu stärken pflegte. Paula drückte plötzlich die Hände auf ihre Brust, denn sie fühlte, daß ihr das Herz so stark klopfte, daß sie fast den Athem verlor. Ein Gedanke war ihr blitzartig durch den Kopf gegangen.

Sie betrat fast wankend das Krankenzimmer. Wie immer in ihrer Gegenwart, ließ mit ihrer sicheren Hand Irma aus einem kleinen Glasfläschchen die Tropfen der Opiumlösung in das Glas Wein fallen, das der Kranke jeden Abend zu sich nahm.

„Bitte, liebe Paula," sagte Irma plötzlich, „stelle das Fläschchen dort auf das Wandbrett."

Paula nahm das festverkorkte Fläschchen und ging nach dem Wandbrett hinüber, das an der äußersten Ecke des Zimmers halb im Dunkeln angebracht war. Jetzt mußte geschehen, woran sie gedacht hatte. Einen scheuen Blick warf sie nach rückwärts, als sie vor dem Wandbrette stand, und sah, wie die Stiefmutter über den Kranken gebeugt war, dem sie das Glas Wein an die Lippen hielt. Im nächsten Augenblick ließ Paula das Fläschchen in ihre Kleidertasche gleiten und kehrte zurück.

„Ich danke Dir," sagte der Kranke, der das Glas geleert hatte, und küßte die Hand Irma's, die ihm schmeichelnd mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Gute Nacht, lieber Vater!" flüsterte Paula und hielt ihrem Vater die Stirn hin, auf die er sie mit zitternden Lippen küßte.

„Gute Nacht!" wendete sie sich dann auch zu ihrer Stiefmutter.

Wieder zuckte der jähe Blitz in den Augen Irma's auf; sie nahm aber die Hand Paula's lächelnd, streichelte sie mit der anderen und sagte: „Gute Nacht, mein Herzchen. Schlafe wohl und jage uns heute nicht wieder solchen Schreck ein, kleine Nachtwandlerin!"

Paula zog ihre Hand zurück, als hätte ein giftiges Gewürm sie berührt, und wandte sich stumm zum Gehen.

Ein höhnisches Lächeln schwebte einen Augenblick um die vollen Lippen Irma's, im nächsten Augenblick war Paula auf den Korridor hinausgetreten, hinter sich die Thür des Krankenzimmers schließend. Blitzschnell zog sie das Fläschchen aus der Tasche und schüttete den ganzen Inhalt desselben in das Weinglas, das auf dem Tisch im Korridor stand. Die Stiefmutter und der Vater hatten ihr am Abend vorher gesagt, daß man die Morphiumlösung gar nicht schmecke, da der kräftige spanische Wein den Geschmack der Arznei vollständig verdecke.

Paula eilte schnell nach ihrem Zimmer und verlöschte das Licht, weil sie das Stümpchen, das noch eine Stunde vorhalten konnte, in der Nacht vielleicht gebrauchen würde. Dann warf sie sich auf ihr Bett und harrte mit zagenden Pulsen und fieberhaft erregten Sinnen auf den Erfolg ihres Anschlags. Sie wollte ihrer Stiefmutter nicht schaden, sie wollte sie nur betäuben, und hoffte, daß, wenn sie von dem Wein getrunken, sie in einen tiefen Schlaf fallen würde. Paula wollte sich dann nach dem Krankenzimmer schleichen und endlich die erste unbeachtete und unbelauschte Unterredung mit ihrem Vater haben.

Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihre Stiefmutter etwas von dem Geschmack des Morphiums merken oder daß sie das Fläschchen vermissen könnte. Leise öffnete Paula das Fenster ihres Zimmers, das nach dem Garten hinausging, und schleuderte das Fläschchen, soweit es ihre Kräfte erlaubten, hinaus. Ebenso leise schloß sie das Fenster wieder und wartete dann, unbeweglich auf ihrem Bettrande sitzend, bis Mitternacht. Jede Viertelstunde hörte sie von dem nahen Kirchthurm schlagen.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde verkündet hatte, erhob sie sich. Sie steckte das Licht und Streichhölzer zu

sich, schloß vorsichtig die Thür auf, öffnete dieselbe leise und ging auf den Korridor hinaus.

Wieder empfing sie dieselbe Ruhe, wie in der Nacht vorher. Nur zollweise bewegte sie sich vorwärts. Jetzt stand sie neben dem Schrank, aus dem in der vorigen Nacht die Töne gekommen waren, und vorsichtig tastend, fühlte sie auch jetzt die Thür des Krankenzimmers. Dieselbe war, wie immer, nur angelehnt.

Wenn Paula nur hätte unterscheiden können, wem die Athemzüge angehörten, die sie vernahm! Waren es die Athemzüge des schlafenden Vaters oder die der betäubten Stiefmutter?

Sie erschrak so heftig, daß sie fast laut aufschrie. Der grauenhafte Ton erklang eben wieder dicht neben ihr. Im nächsten Augenblicke hörte sie die ängstliche Stimme ihres Vaters, welcher „Irma! Irma!“ rief.

Keine Antwort im Krankenzimmer erfolgte.

„Irma! Irma!“ rief auf's Neue mit zitternder Stimme der Kranke.

Im nächsten Augenblicke stand Paula im Zimmer. Das laute Rufen des Vaters, die Stille, die darauf folgte, bewiesen ihr, daß ihre Stiefmutter schlief.

Dort, im Lehnstuhl neben dem Bette saß sie; der Kopf war zurückgesunken, und nur leise, kaum bemerkbare Athemzüge hoben die Brust der Betäubten.

Nur einen Blick warf Paula auf das blasse Gesicht, dann war sie plötzlich neben ihrem Vater. Dieser wollte laut etwas sagen, aber Paula verschloß ihm den Mund und deutete auf die Schlafende.

„Leise!“ sagte sie. „Sie schläft; ich habe sie betäubt. Wir müssen vorsichtig sein und haben vielleicht nur kurze Zeit.“

6.

Es war gegen drei Uhr Morgens, als Doktor Jahn durch die Klingel über seinem Bett aufgeschreckt wurde. Er kleidete sich nothdürftig an und ging an das Fenster, um zu fragen, wer seiner ärztlichen Hilfe bedürfe. Unten stand eine Frauensperson, welche ihn bat, sofort zu Herrn Duventier zu kommen. Jahn erkannte das Dienstmädchen, das ihn schon früher einmal geholt hatte. Hastig griff er nach seiner Kleidung, um sich so rasch als möglich anzuziehen. Er fühlte, daß er vor einem wichtigen Moment stand.

Wenn nur nicht Paula erkrankt war! Er eilte die Treppe hinunter und fragte das Dienstmädchen, wer erkrankt sei.

„Herr Duventier,“ sagte das Mädchen. „Das Fräulein hat mich gebeten, zu Ihnen zu gehen und Sie zu rufen.“

Wenige Minuten später stand Jahn im Krankenzimmer. Er konnte nur einen flüchtigen Blick auf Paula werfen, welche unter diesem Blick erröthete. Der Kranke war sehr aufgeregt und wies auf die bewußtlos im Sessel liegende Frau.

„Sehen Sie nach,“ sagte er, „ob meine Frau sich in Gefahr befindet. Sie hat aus Versehen Morphium genommen.“

Der Arzt prüfte Puls- und Herzschlag Irma's. „Es ist keine Lebensgefahr vorhanden, nur eine sehr tiefe Betäubung, welche noch stundenlang anhalten kann. Es wäre aber besser, wenn die Kranke in ein Zimmer käme, in welchem die Fenster geöffnet würden. Kann mir das Dienstmädchen beim Forttransportiren helfen?“

„Nein, nein!“ sagte Duventier lebhaft. „Das Dienstmädchen darf nichts wissen. Ich werde Ihnen sofort volle Aufklärung geben. Meine Tochter wird Ihnen behilflich sein.“

Jahn und Paula hoben den Körper der bewußtlosen Frau auf und trugen ihn nach dem Nebenzimmer, wo Irma auf eine Chaiselongue gebettet wurde. Dann öffnete der Arzt die Fenster, um die kühle Nachtluft hereinzulassen, bedeckte mit einer wollenen Decke, die sich vorfand, vorsichtig den Körper Irma's, damit diese sich nicht erkälte, und ließ nur den Kopf frei. Als er nach dem Krankenlager Duventier's zurückkehrte, war dieser allein; Paula hatte das Zimmer verlassen.

„Sie sind," sagte Duventier zu dem Arzte, „der Bruder der besten Freundin meiner Tochter. Meine Tochter erwartete von Ihnen Hilfe und auch ich. Es ist meiner Tochter endlich heute Nacht gelungen, mich zu sprechen, und ich will Ihnen kurz sagen, was hier vorgeht. Meine Frau und ihr Bruder haben mich seit dem leichten Schlaganfall, der mich an der Bewegungsfähigkeit hindert, körperlich und geistig systematisch heruntergebracht. Ich sehe dies heute klar ein. Sie haben alle meine Willenskraft und Energie gelähmt, und ich habe meiner Frau nicht zu widersprechen gewagt, weil sie ein Teufel von Leidenschaft und Zorn ist, wenn man sie reizt. Ich wäre meines Lebens nicht sicher, wenn diese Frau, die ich dereinst zu lieben glaubte und die ich aus Neigung geheirathet habe, nicht noch durch mein Testament daran verhindert worden wäre, sich meiner zu entledigen. Trotzdem traue ich ihr jetzt Alles zu, selbst das Schlimmste. Um mich aber habe ich weniger gefürchtet, als für meine Tochter. Ich habe, bevor ich heirathete, ein Testament gemacht, durch welches meine Tochter zur Universalerbin eingesetzt ist, und meiner Wittwe nur eine jährliche, allerdings hohe Rente bleibt. Mit diesem Testament ist meine Frau nie einverstanden gewesen. Sie hat mich oft gebeten, es zu ändern und ihr die Verwaltung des Vermögens anzuvertrauen. Ich habe mich stets dagegen gesträubt, denn mit der Aenderung des

Testaments gebe ich meine letzte Waffe aus der Hand. Meine Frau hat schließlich ihren Bruder zur Hilfe gegen mich aufgerufen, und mit teuflischem Geschick haben sie mich willenlos in ihren Händen gemacht, ohne daß ich es zuerst merkte. Als ich mich gegen den Zwang, den sie mir auferlegten, erheben wollte, war es zu spät. Der Hausarzt ist ein alter Narr, der in meine Frau verliebt ist, und den sie zu gängeln weiß, wie sie will. Einen einzigen Gefallen hat er mir gethan, nämlich einen Brief an meine Tochter befördert, den ich mit Bleistift heimlich schrieb, als mein Schwager bei mir wachte und dabei eingeschlafen war. Ich fühle, meine Frau hat irgend etwas gegen mich vor, ich weiß nicht was, aber es ist jedenfalls etwas Gefährliches. Ich habe keinen Menschen, dem ich vertrauen kann. Systematisch bin ich von meiner Frau und meinem Schwager wie ein Gefangener gehalten worden, nicht einmal meine Tochter konnte ich sprechen, bis diese heute zu einem Gewaltmittel gegriffen hat."

Der Kranke schwieg erschöpft, und Jahn überlegte, ob er ihm die Wahrheit anvertrauen sollte. Vorsichtig unternahm er dies, und nach ungefähr einer Stunde wußte der Kranke, was seine Frau und sein Schwager gegen ihn planten. Da es unmöglich war, Duventier zu einer Testamentsänderung zu bewegen, wollten sie ihn für unzurechnungsfähig erklären lassen, um die Vermögensverwaltung schon bei seinen Lebzeiten in die Hände zu bekommen und sich auf diese Weise das Vermögen anzueignen.

Als der Kranke erfuhr, daß er angeblich selbst seine Entmündigung beantragt habe, erklärte er dem Arzt, davon wisse er nichts. Allerdings hätten ihm die Frau und der Schwager immer, wenn er kaum aus der Morphiumnarkose erwacht sei, Geschäftsbriefe zur Unterschrift gegeben, die man ihm vorher vorgelesen hatte; wahrscheinlich wurde ihm dabei ein anderes Schriftstück untergeschoben.

„Ich fühle mich erleichtert," sagte Duventier aufathmend, „daß ich seit langer Zeit wieder mit einem ehrlichen Menschen sprechen kann. Es ist mir fast eine Beruhigung, zu wissen, was man gegen mich plant. Aber was soll mit mir geschehen, wenn meine Frau erwacht?"

„Sie müssen," erklärte Jahn, „sich sofort in eine unserer Krankenanstalten aufnehmen lassen, um dort von den viel zu starken Dosen Morphium, die man ihnen beigebracht, geheilt zu werden und endlich Ruhe zu finden. In dieser Anstalt kann, wenn der Antrag auf Entmündigung gestellt werden sollte, eine scharfe Kontrole über Sie ausgeübt werden, ohne daß es Ihrer Frau möglich ist, die ärztlichen Beobachtungen zu durchkreuzen, und Ihre vollständige geistige Klarheit wird sich feststellen lassen, wenn Sie sich erst beruhigt haben und sich in verständiger ärztlicher Behandlung befinden. Was Ihre Frau und Ihr Schwager dann auch gegen Sie unternehmen, wird vergeblich sein."

„Ich will in eine Anstalt," sagte Duventier. „Aber wie soll ich es machen? Meine Frau duldet es nicht, und ich bin ein armer gelähmter Mensch, ich habe keine Gewalt, ich muß zittern vor meiner Frau. Sie kennen sie nicht, ich weiß es, welcher teuflischen Grausamkeit, welcher Rohheit sie fähig ist. Bleiben Sie bei mir, Herr Doktor, helfen Sie mir, daß ich in eine Anstalt gebracht werde, seien Sie mein Beschützer, haben Sie Erbarmen mit mir und meiner Tochter!"

„Ich kann nichts thun," sagte Jahn. „Wenn mir Ihre Frau die Thür weist, habe ich kein Recht, hier zu bleiben. Und wenn ich Sie jetzt in aller Frühe, bevor Ihre Frau erwacht, in eine Anstalt bringen lassen wollte, so würde mir Ihr Schwager gegenübertreten, und dieser hat mir gegenüber Hausrechte, während ich nicht das geringste Recht besitze und auf seine Aufforderung sofort die Wohnung verlassen müßte."

Der Kranke faßte verzweifelt den Arm des jungen Arztes und sagte: „Ich beschwöre Sie, Herr Doktor, helfen Sie mir! Gibt es denn kein Mittel? Ich will Ihnen eine Generalvollmacht geben, schriftlich hier sofort aufgesetzt.“

„Auch dies hätte keinen dauernden Zweck,“ sagte Jahn, „es wäre nur ein Aufenthalt, und für Sie und für mich entstände der größte Schaden. Der Rechtsanwalt, dem ich die Kenntniß des Planes verdanke, hat mir auch dies auseinandergesetzt.“

Plötzlich schwieg Jahn und zauderte. „Es gibt allerdings ein Mittel,“ fuhr er dann fort, „aber es ist nicht anzuwenden. Der Anwalt hat es mir vorgeschlagen. Ich müßte eine Scheinverlobung mit Ihrer Tochter eingehen und von Ihnen schriftlich als deren Bräutigam legitimirt werden; dann hätte ich hier ein Recht, aufzutreten, dann wäre ich befugt, das Recht meines Schwiegervaters und meiner Braut wahrzunehmen. Aber dazu müßten Sie mir vertrauen, daß ich von dem schriftlichen Heirathsversprechen für meine Person keinen Gebrauch mache; Sie müßten mir das Vertrauen schenken, daß ich ein Ehrenmann bin und nicht den geringsten Mißbrauch mit den Rechten treiben werde, die dieses Schreiben mir Ihnen und Ihrer Tochter gegenüber einräumt. Das wäre das einzige Mittel, aber ein so gewagtes und für Sie und Ihre Fräulein Tochter so gefährliches, daß ich es nicht vermag, Ihnen zur Anwendung desselben zuzureden.“

— — — — — — — — — — — —

Paula saß in ihrem Zimmer, verstört und ihrer Sinne kaum mächtig. Die Aufregung, die sie in dieser Nacht durchlebt hatte, war fast zu viel für sie. In dem Gespräch mit ihrem Vater hatte sie erfahren, in welcher nichtswürdigen Weise die Stiefmutter im Verein mit dem Bruder den Kranken zu einem gefügigen Werkzeug in ihren Händen gemacht hatte. Ihr Herz blutete jetzt noch, wenn

sie daran dachte, wie ihr der Vater, immer mit scheuen Seitenblicken auf die schlafende Gattin, im Flüstertone erzählt hatte, was er fürchtete, wie er es kaum wage, noch gegen irgend etwas, was seine Frau gegen ihn plante, Widerspruch zu erheben, wie er die Tochter mit Liebkosungen überhäufte und sie seine Retterin nannte. Dann war Paula der glückliche Gedanke gekommen, das Mädchen zu wecken und dasselbe zu Doktor Jahn zu senden. Das Mädchen hatte erst gefragt, ob die gnädige Frau mit der Sendung einverstanden wäre, und Paula hatte ihr erwiedert, daß dies selbstverständlich sei. Es wurde dem Mädchen vorläufig verheimlicht, daß Irma in dem tiefen Schlafe der Betäubung lag, damit sie, die entschieden in Irma's Solde stand, nicht Emil benachrichtigte.

Es klopfte plötzlich an ihrem Zimmer, und sie hörte die leise Stimme Theodor's, der sie bat, nach dem Krankenzimmer zu kommen.

Als Paula eintrat, sah sie ein Schriftstück in der Hand des Vaters.

„Meine Tochter," sagte Duventier, „Dir und mir droht eine Gefahr, welche um jeden Preis abgewendet werden muß. Dieser Herr da ist der Bruder Deiner besten Freundin; er ist ein Ehrenmann, und wir können ihm vertrauen. Er kann uns helfen, aber nur unter der Bedingung, daß er eine Zeitlang als Dein Verlobter gilt. Ich habe hier ein Schriftstück unterzeichnet, mit Rückdatirung um acht Tage, wonach ich in das Verlöbniß mit Dir willige. Herr Doktor Jahn verpfändet uns sein Ehrenwort, daß, wenn uns geholfen ist, er dieses Schriftstück zurückgibt und auf alle Rechte, die aus demselben hervorgehen, verzichtet. Es gibt kein anderes Mittel, Paula, so sonderbar es Dir auch erscheinen mag. Aber ich will Dich zu nichts zwingen. Hast Du Vertrauen genug zu diesem Manne?"

Theodor, der bis jetzt abgewendet gestanden hatte, drehte

sein Gesicht Paula zu. Dasselbe war blaß und ernst, aber es lag ein Leuchten in seinen Augen, als er Paula die Hand reichte und sagte: „Ich schwöre Ihnen als ein ehrlicher Mann, daß Sie es nicht bereuen sollen, mir Vertrauen geschenkt zu haben, und daß nicht eine Minute länger als nöthig Ihnen ein Verhältniß aufgezwungen werden soll, das Sie unter so sonderbaren Umständen eingehen mußten.“

Paula reichte wortlos dem jungen Arzte die Hand, und



dieser fühlte, wie die Finger des jungen Mädchens zitterten, als er einen Augenblick diese Hand mit der seinen umschloß.

Jahn übernahm das Schriftstück aus der Hand Duventier's und sagte: „Es gilt jetzt zu handeln. Sie werden, Herr Duventier, sofort nach unserem städtischen Krankenhause gebracht, natürlich als Pensionär und in ein besonderes Zimmer. Ich schlage vor, daß Ihre Fräulein Tochter als Pflegerin mit Ihnen geht und ebenfalls Wohnung und Aufenthalt in demselben Zimmer des Kranken-

hauses nimmt, um gegen alle Fährlichkeiten gedeckt zu sein. Ich werde mich im Krankenhaus legitimiren und dafür sorgen, daß kein Mensch zu Ihnen Zutritt erhält, der nicht von mir beauftragt ist. Ich bin mit dem Direktor des Krankenhauses bekannt und werde ihn mit Ihrer Erlaubniß in Kenntniß von dem setzen, was ihm zu wissen noth thut, um Sie vor jedem Ueberfall und vor jedem lästigen Besuch zu schützen. Ich werde hier, wenn es sein muß, mit Hilfe der Polizei Nachforschungen anstellen, woher diese eigenthümlichen Töne kommen, die heute wieder von jener Gegend her erschollen sind; ich werde nicht verfehlen, dieses wichtigen Beweismittels mich zu bemächtigen, und zwar auf Grund der mir zustehenden Vollmacht. Ihre Frau Gemahlin wird vor Mittag nicht aus ihrer Betäubung erwachen; bevor sie erwacht, werde ich noch den sauberen Herrn Bruder aus dem Hause bringen, dann werde ich ein rücksichtsloses Wort mit Ihrer Gattin sprechen, und vielleicht wird sie einsehen, daß sie thöricht ist, irgend welche Schritte gegen Sie zu unternehmen, nachdem ihr Plan durchschaut und durchkreuzt ist. Sind außer den Schlüsseln, die das Mädchen besitzt, noch andere Schlüssel vorhanden, um die Hausthür und die Korridorthür zu öffnen?“

„Gewiß,“ sagte Duventier, „meine Frau hat sie im Besitz.“

Theodor ging nach dem Nebenzimmer und kehrte nach einiger Zeit mit einem Bund Schlüssel zurück, das er aus der Tasche der Bewußtlosen genommen hatte. Er übergab die Schlüssel Duventier, bat ihn, sie zu behalten und ihm die Schlüssel von der Hausthür und Korridorthür auszuliefern. Vater und Tochter sollten sich unterdeß im Krankenzimmer einschließen, bis er zurückkehrte, und um keinen Preis Jemand hereinlassen. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel gegen einen überraschenden Besuch Emil's. —

Zwei Stunden später stand der Krankentransportwagen

vor der Thür, vier starke Männer hoben Duventier auf eine Bahre, seine Tochter nahm bei ihm im Wagen Platz, und Duventier wurde nach dem Krankenhause gebracht.

Das Dienstmädchen hatte erstaunt der Fortschaffung zugesehen, aber es nicht gewagt, Protest zu erheben; sie sah wohl ein, daß ein solcher doch nichts genutzt hätte. Die Fortschaffung war auch so ohne alles Geräusch erfolgt, daß der Bundesgenosse Irma's nichts von dem wichtigen Vorgange gemerkt hatte.

Das Dienstmädchen war dann von Jahn in einer Droschke nach dem Krankenhause gesendet worden mit dem Auftrage, dort zu warten, bis Duventier ihrer Dienste bedürfen würde. Sie mußte beseitigt werden, um keinen Verrath üben zu können.

Eine Stunde später, beim Morgengrauen, betrat der junge Arzt, begleitet von zwei Kriminalbeamten in Civil, nochmals die Wohnung, um eine genaue Untersuchung derselben vorzunehmen.

In dem unteren Stockwerke lag allein in tiefem Schlafe Irma. Vom Ende des Korridors ging eine Thür auf einen zweiten Hausflur, auf den die Hintertreppe ausmündete. Von dieser aus ging es nach der Hinterwohnung des zweiten Stockwerks, welche der Bruder Irma's innehatte, während die Vorderwohnung, wie bereits erwähnt, an zwei alte Damen vermiethet war.

Der Garderobenschrank im Korridor der Duventier'schen Wohnung dicht neben der Thür des Krankenzimmers wurde bei Seite gerückt und nichts gefunden, als ein ziemlich starkes Gasrohr, dessen Einschraubestöpsel unten herausgezogen war. Dieses Gasrohr konnte man unter der Tapete verfolgen und es führte durch die Decke hindurch nach dem Oberstock.

Die Kriminalbeamten verlangten Einlaß bei Emil, der ihnen erstaunt öffnete. Sie brauchten nicht lange zu suchen,

um hinter das Geheimniß der sonderbaren Töne in der Wand zu kommen. Dieses Gasrohr zog sich auch durch die Wohnung, welche Emil inne hatte, wurde aber nicht benutzt, da man Gas überhaupt bei Duventier nicht brannte. Dieses Rohr hatte der schlaue Bursche angebohrt, hatte in die Oeffnung einen einfachen Trichter aus Zinkblech gesteckt und durch dieses, von dessen Wirkung sich die Kriminalbeamten ebenso wie der Arzt leicht überzeugen konnten, die entsetzlichen Töne erzeugt. Wenn man einen jammernden, klagenden Ton in das Rohr hineinrief, so klang er im unteren Stockwerke, wo das Gasrohr ausmündete, gedämpft und schauerlich wieder, so daß man nicht sagen konnte, woher der Ton kam, wenn man den Apparat nicht kannte.

7.

Es war ein Vierteljahr später. In seiner Wohnung befand sich Duventier, allerdings gegen früher bedeutend verändert. Noch immer hatte er zwar nicht die volle Bewegungsfähigkeit seines Körpers wiedererlangt, aber er war längst nicht mehr bettlägerig. Er saß im Rollstuhl, wurde von dem wieder engagirten alten Diener, der seinen Herrn mit außerordentlicher Anhänglichkeit pflegte, viel im Freien herumgefahren, und wer ihn noch auf dem Krankenbett gesehen hatte, würde ihn jetzt kaum wiedererkennen. Die schlaffen, abgespannten Gesichtszüge, der Ausdruck der Angst und Aufregung in den Augen war verschwunden. Es war gelungen, den durch übermäßige Morphiumgaben körperlich und geistig heruntergebrachten Mann zu heilen. Nur die Folgen des Schlaganfalls ließen sich bei seinem Alter nicht mehr gänzlich beseitigen. —

Als am Abend des Tages, an dem Duventier nach der Krankenanstalt gebracht worden war, Frau Irma aus ihrer Betäubung erwachte und erfuhr, was geschehen war, verfiel sie vor Wuth fast in Raserei. Bevor sie indeß noch irgend

einen Schritt thun konnte, erschien Jahn, der sich ihr gegenüber durch das Schriftstück des Gatten legitimirte, ihr erklärte, daß man um alle ihre Machenschaften wisse, und ihr rieth, die Stadt auf einige Zeit zu verlassen, zumal Duventier die Scheidungsklage gegen sie einzureichen gedenke. Als Gehilfe Irma's erschien Emil, der sich gewaltig aufspielte und eine drohende Haltung gegen Jahn einnahm, bei diesem aber ein so energisches Auftreten fand, daß er kleinlaut wurde und nichts mehr zu erwiedern wagte, als Jahn ihm mit der Staatsanwaltschaft und der Polizei drohte.

Am Tage darauf waren Irma und Emil verschwunden. Sie hatten ein Bankdepot von gegen dreißigtausend Mark mitgenommen, über welches sie Verfügungsrecht durch eine Unterschrift Duventier's bekommen hatten, die sie ihm unter falschem Vorwande abgelockt hatten.

Der nichtswürdige, boshafte Charakter des dämonischen Weibes äußerte sich aber wohl am besten dadurch, daß sie einige Wochen später aus dem Innern Rußlands an ihren Gatten einen Brief richtete, in dem sie sich zwar selbst beschuldigte, durch den sie aber den kranken Mann auf das Tödtlichste zu verwunden hoffte. Sie theilte ihm mit, daß Emil nicht ihr Bruder, sondern ihr Geliebter gewesen sei, und daß sie jetzt in Sicherheit des Narren lache, der sich eingebildet habe, ein Weib wie sie durch sein Geld an sich fesseln zu können.

Der Brief hatte jedoch nicht die beabsichtigte Wirkung. Duventier legte ihn voller Verachtung zu den Beweisdokumenten der Schuld seiner Frau, auf Grund deren die Scheidung ohne weitere Schwierigkeiten erfolgte. Daß Duventier's Geschäfte hinfort durch den jungen Rechtsanwalt Nolten geführt wurden, ist wohl selbstverständlich. Seinem Besuche bei Theodor war es ja allein zu verdanken gewesen, daß Klarheit in die Intrigue, die gegen den kranken Duventier gesponnen wurde, kam, und daß es

möglich wurde, das niederträchtige Werk zu zerstören, bevor es den beabsichtigten Erfolg hatte.

Bertha, die Schwester Jahn's, war auf den Wunsch Duventier's und seiner Tochter aus der Pension nicht zu ihrer Tante zurückgekehrt, sondern gekommen, um der Gast Paula's und ihres Vaters zu sein. Sie war glücklich und stolz zugleich über die Idee, Theodor und Paula zusammengeführt zu haben, durch welche großes Unheil verhütet worden war, stolz auf ihren Bruder, der der Familie Duventier so hervorragende Dienste geleistet hatte.

Dieser Stolz aber schwand bald, als Paula bemerkte, daß ihr Bruder nicht den Kopf hoch trug, wie ein Mann, der einen Sieg erfochten hat, sondern auffallend schweigsam und nachdenklich war. Vergebens versuchte Bertha, den Grund dieser auffälligen Mißstimmung zu erfahren, Im Hause Duventier's ließ sich Theodor gar nicht blicken, und wenn ihn Bertha in seiner Wohnung besuchte, so war er angeblich stets mit Geschäften so überhäuft, daß er jedem Gespräch auswich und schließlich gewöhnlich die Schwester aus dem Hause hinauskomplimentirte, indem er erklärte, er müsse Krankenbesuche machen.

Wieder einmal war die nachmittägliche Sprechstunde herangekommen; im Wartezimmer befand sich Niemand, weil die Patienten Jahn's, soweit er solche besaß, nur in den Vormittagsstunden zu ihm kamen. Seine Wirthin meldete ihm indeß, es sei eine tiefverschleierte Dame draußen, die den Herrn Doktor zu sprechen wünsche. Theodor Jahn begrüßte mit einer stummen Verbeugung die Dame, welche den Schleier abnahm und ihm das lachende Gesicht seiner Schwester zeigte.

Darauf nahm Bertha Platz und erklärte: „Ich habe mit Dir zu sprechen. Du hast es bisher ziemlich geschickt verstanden, dieser Unterredung aus dem Wege zu gehen, Du wirst mir jetzt nicht sagen können, Du hättest

keine Zeit, denn es ist Deine Sprechstunde; im Vorzimmer ist Niemand, und sollte Jemand kommen, so kann ich mich auf einen Augenblick entfernen. Bitte, unterbrich mich nicht, wir müssen zu einem Ende kommen! Was ist eigentlich los mit Dir und Paula? Warum nimmst Du gegen meine Freundin ein so eigenthümliches Benehmen an? Warum meidest Du das Haus Duventier's? Was soll daraus werden?"

Theodor Jahn schwieg eine Zeitlang. Anscheinend kämpfte in ihm der Aerger über den Ueberfall Bertha's mit dem Bedürfniß, sich auszusprechen.

„Was mit mir und Paula Duventier wird, ist ziemlich einfach," erklärte Theodor, „wir haben uns zum Schein verlobt, und diese Verlobung wird natürlich in dem Augenblicke wieder rückgängig gemacht werden, in dem mein Mandat als Beauftragter Duventier's zu Ende ist. Ich habe mich bei Nolten erkundigt und von ihm erfahren, daß man in ungefähr acht Tagen meiner nicht mehr bedarf; dann gebe ich das Dokument, das mir Herr Duventier in jener Nacht ausgestellt hat, zurück, verabschiede mich von ihm und seiner Tochter und gehe als Schiffsarzt zum Norddeutschen Lloyd, wo ich mich um eine Stellung für eine südamerikanische Linie beworben habe. Thu' mir die Liebe, Bertha, und suche nicht mich durch weibliches Geschwätz und sogenannte Vernunftgründe zu etwas Anderem zu bringen. Ich will Dir offen und ehrlich gestehen, ich empfinde eine wirkliche Neigung für Paula Duventier, kann aber damit jetzt unmöglich hervortreten. Die Umstände haben mich in eine eigenthümliche Lage gebracht. Wie ausdrücklich ausgemacht war, habe ich mich nur zum Schein mit Paula verlobt und mein Ehrenwort verpfändet, meinen Vortheil nicht auszunutzen. Wenn ich aus diesem Schein jetzt Wirklichkeit machen würde, müßte Jedermann und wahrscheinlich Paula selbst meine Handlungsweise für eine

unehrenhafte halten, denn ich würde eine Nothlage, in der sich Herr Duventier und seine Tochter befinden, ausbeuten, da sie gewissermaßen gezwungen wären, um einen Skandal zu vermeiden, die scheinbare Verlobung zu einer wirklichen zu machen, wenn ich dies forderte. Auf der anderen Seite muß mein Anblick dem alten Herrn und Paula peinlich sein; deshalb habe ich ihr Haus so wenig als möglich betreten, deshalb will ich ihnen aus den Augen gehen; vielleicht auch um zu vergessen, wenn das möglich ist."

„Und wenn Dich nun Paula Duventier liebte!" sagte Bertha.

„Mich?"

„Ja, Dich! Thu' doch nicht, als ahntest Du das nicht. Ich muß offen gestehen, ich finde Dein Vorhaben närrisch, und es ist mir unbegreiflich, daß Du Dich zu derartigen verschrobenen Ansichten bekennst. Sieh doch einmal die Sache ruhig an! Auf der einen Seite stehst Du, der ein junges Mädchen liebt, auf der anderen Seite ein junges Mädchen, das Dich liebt. Du hast ihr einen großen Dienst geleistet, und willst nun aus Angst, man könnte Deine Absichten mißdeuten, sie und Dich unglücklich machen. Wo da die Vernunft bleibt, weiß ich nicht."

„Wer sagt Dir denn," fragte ausweichend Theodor, „daß Paula mich liebt?"

„Ei, wer kann es mir denn gesagt haben, als sie selbst. Sie hat es mir, ihrer Freundin und der Schwester des Mannes, den sie liebt, gestanden."

„Und Duventier?"

„Weiß noch nichts von dieser Liebe, ahnt sie aber sicherlich. Also gehe hin und halte um Paula's Hand an; denn Duventier kann sie Dir doch nicht an den Hals werfen."

Darauf fuhr sich Theodor mit beiden Händen in die Haare, als wollte er sich dieselben ausraufen, und rief end-

lich verzweifelt: „Was Du sagst, mag ja ganz richtig sein; aber noch weniger kann ich mit dem Schein in der Hand vor Duventier hintreten und verlangen, daß die scheinbaren Rechte des Dokuments zu wirklichen werden. Was würde der Mann von mir denken, was würde er mir antworten?“

„Wenn ich dieses unglückliche Dokument,“ sagte Bertha, „doch nur einmal sehen könnte! Wie es mir scheint, tritt hier der sonderbare Fall ein, daß das Glück zweier Menschen nicht zu Stande kommen kann, weil eine Wand von Papier dazwischensteckt.“

Theodor zog sein Taschenbuch heraus, suchte einen Augenblick in demselben herum und übergab Paula ein zusammengefaltetes Blatt. Letztere schlug dasselbe auseinander, durchflog den Inhalt und im nächsten Augenblicke hatte sie das verhängnißvolle Dokument in Stücke zerrissen.

„So,“ rief sie triumphirend, „das Hinderniß wäre beseitigt! Jetzt bleibt mir nichts übrig, als zu Herrn Duventier zu gehen und ihm zu sagen, daß ich es vernichtet habe und warum ich das gethan! Oder glaubst Du vielleicht, wenn sich ein junges Mädchen in den Kopf setzt, ihren Bruder mit ihrer besten Freundin zu verheirathen, es gäbe ein Hinderniß, diesen Plan aufzuhalten? Lächerlich! Wir Frauen setzen immer durch, was wir wollen, da hilft kein Vernünfteln oder Sträuben!“

Im nächsten Augenblicke war sie zur Thür hinaus. Theodor stand noch immer ganz verblüfft da. Jetzt machte er sich daran, sorgfältig die einzelnen Stücke des zerrissenen Dokuments zu sammeln, damit sie nicht in unberufene Hände fielen. Dann ging er nach dem Ofen, warf sie hinein, zündete sie an und that einen tiefen befreienden Athemzug. Und durch sein Sinn gingen ein paar Verse aus Körner's „Nachtwächter“:

„O Weiber, o Weiber,
O, über euch und eure List!
In einem Schaltjahre beschreiben zehn Schreiber
Die Kniffe und die Pfiffe nicht, die ihr wißt!"

* * *

Am Jahrestage des Ereignisses, welches für Duventier und seine Tochter so wichtig geworden war, nämlich der Scheinverlobung Theodor's mit Paula, fand eine interessante Doppelhochzeit statt. Theodor Jahn und seine Schwester standen gleichzeitig vor dem Altar. Er als Bräutigam Paula's, Bertha als Braut des Rechtsanwalts Nolten.

Brian's Geheimniß.

Erzählung

von

Felix Lilla.

Mit Abbildung.

(Nachdruck verboten.)

Brian O'Donovan war ein herzensguter, lustiger junger Irländer; nur wollte ihm nichts so recht gelingen drüben in Amerika, wohin er mit seinem Weibchen Susanna und zwei kleinen Kindern — einem Knaben und einem Mädchen — ausgewandert war.

Er hatte sich in einem aufblühenden Städtchen am Muskingumflusse im Staate Ohio niedergelassen und dort allerlei Geschäfte betrieben, ohne dabei auf einen grünen Zweig zu kommen. Desto besser verstand es zum Glück seine anstellige Frau, die eine geschickte Putzmacherin war. Sie eröffnete einen kleinen Laden und ernährte schließlich durch den Fleiß ihrer Hände die ganze Familie. Das war natürlich für Brian im höchsten Grade beschämend.

Zu den abgehärteten, arbeitsgewohnten Irländern, die in Amerika bei Kanal- und Eisenbahnbauten stets lohnende Beschäftigung finden, gehörte er nicht. Dazu war er zu schwächlich; für eine höhere Beschäftigung besaß er aber nicht die nöthigen Geistesgaben. Er war wohl aufgeweckt und lebhaft, aber nicht gebildet; mit seinem Schreiben,

Lesen und Rechnen — von schwierigeren Künsten zu geschweigen — war es schwach bestellt. Als Hausirer hatte er es längere Zeit versucht. Da er aber nicht genug Schlauheit, Zähigkeit und Geschäftsgewandtheit besaß, so vermochte er weder mit den Yankees noch mit den umherziehenden jüdischen Händlern zu konkurriren und hatte deshalb das Hausiren aufgeben müssen.

Brian O'Donovan stammte aus einer jener uralten Dudelsackpfeifer-Familien, die ehedem zu den irländischen Eigenthümlichkeiten gehörten, in neuerer Zeit aber allmälig verschwunden sind, da der nationale Dudelsack es nicht mehr mit der modernen Blechmusik aufzunehmen vermag.

Auch die königliche Harfe von Grün-Erin ist ja fast verstummt. In den alten romantischen Zeiten aber hatte jeder irische Häuptling und später jeder große irische Edelmann seinen Dudelsackpfeifer, der bei festlichen Gelegenheiten musizirend vor ihm her schritt, und dessen Kunst sich in der Familie forterbte, stets vom Vater auf den Sohn überging.

Bis in die graueste Vorzeit zurück waren Brian's Vorväter wohlbestallte Pfeifer bei den Häuptlingen von Donecraile gewesen, auch Brian war durch Erbschaft und natürliche Begabung ein Künstler auf dem Dudelsack, und mit Vergnügen hörten seine Landsleute in dem Ohiostädtchen ihm zu, wenn er ihnen einen echten irischen Jig oder sonst irgend eine alte heimische Weise vorspielte. Aber Geld war damit leider nicht zu verdienen, und so ging es ihm denn recht schlecht im materiellen Amerika.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1851 saß er bei seiner fleißigen Frau und sah zu, wie ihr die Putzarbeit so flink und gewandt von der Hand ging.

„Es ist doch eigentlich recht sonderbar, Brian," sagte sie, „daß Du gar keine Dir zusagende Arbeit zu finden vermagst."

In der Art, wie sie sprach, lag ein leiser Vorwurf, den der junge Mann in seinem Herzen tief empfand.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, Susanna," versetzte er betrübt; „es scheint aber wirklich in dem großen Amerika gar kein passendes Geschäft für mich zu geben. Verstände ich nur mehr von Musik, könnte ich Trompete blasen, oder Klarinette, oder Flöte, könnte ich geschriebene Noten lesen, dann würde ich gleich Musiker bei irgend einer umherziehenden Menagerie- oder Kunstreiterkapelle. Aber ich kann leider nur Dudelsack spielen und den kann man in keinem Orchester gebrauchen. Es ist zum Verzweifeln."

„Nun, verzweifle nicht, Brian!" sprach sie freundlich. „So lange ich noch die Hände zu rühren vermag, wird es uns am Nöthigsten gewiß nicht fehlen."

Brian O'Donovan schämte sich. Er verließ das Zimmer und begab sich in's Wirthshaus „Zum großen O'Connel", welches sein Freund und Landsmann Murphy O'Kelly hielt. Dort saß er eine Weile ganz still in der Gaststube, rauchte seine kurze Pfeife, trank einen Krug Bier und griff endlich nach einer Zeitung, in welcher er herumbuchstabirte unter den Inseraten, die Beschäftigungsangebote enthielten. Ein Inserat der aus Buffalo stammenden Zeitung interessirte ihn besonders — ja, versetzte ihn in eine gewisse Aufregung. Er las es wieder und wieder. Dann dachte er lange, lange darüber nach. Endlich stand er auf, bezahlte die kleine Zeche und ging nach Hause.

„Susanna," sagte er zu seiner Frau, „ich reise morgen ab, denn hier blüht mein Weizen ja doch nicht. Du aber magst mit den Kindern hier vorläufig bleiben und Dein Geschäft in gewohnter Weise weiter betreiben. Ich las in einer Zeitung ein Inserat, wonach ein reicher Unternehmer eine ganz aparte Art von Künstler sucht, und habe Lust, mich ihm anzutragen."

„Als Dudelsackpfeifer?"

„Ja — ja — es ist wohl so etwas Aehnliches. Ich glaube, ich kann eine hübsche Anzahl Dollars bei dem Geschäft verdienen, und werde Dir, wenn es gelingt, regelmäßig Geldsendungen machen, auch von Zeit zu Zeit selbst nach Hause kommen.“

„Es ist doch hoffentlich ein anständiges und ehrliches Geschäft?“

„Ja, durchaus anständig und ehrlich!“

„Aber von welcher Art ist es denn eigentlich?“

„Liebe Susanna, ich vermag's Dir nicht genau zu beschreiben! Doch verlasse Dich auf mein Wort: es ist anständig und ehrenhaft und vielleicht wird es zu meinem Glücke ausschlagen.“

„Nun denn, Glück zu, lieber Brian! Ich vertraue Dir ja herzlich gern. Wohin reisest Du? Das kannst Du mir doch sagen.“

„Nach dem Staate New-York.“

„So mußt Du Reisegeld haben. Ich werde Dir aus meiner Kasse zehn Dollars geben.“

„Vielen Dank, liebe Susanna! In Zukunft, das hoffe ich zuversichtlich, wirst Du Dich über Deinen Brian recht freuen und über die vielen Dollars, welche ich Dir schicken werde.“

Frau Susanna glaubte freilich nach so vielen Täuschungen, die sie mit ihrem Manne erlebt hatte, nicht so recht an die vielen Dollars. Doch sagte sie ihm das nicht. Denn sie liebte ja doch von ganzem Herzen ihren wackeren Brian und mochte ihn nicht kränken.

Am andern Tage, in der Frühe, reiste O'Donovan ab. Einige Wochen vergingen, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Allgemach wurde Susanna seinetwegen von unerklärlicher Angst gepeinigt. Zuweilen träumte sie Nachts davon, daß Brian sich in unbekannter, schrecklicher Gefahr befinde.

Endlich kam zu ihrer großen Beruhigung ein Brief von ihm an aus Buffalo am Eriesee, zugleich eine Geldsendung von 25 Dollars. Der Brief war nur kurz, denn Brian war eben kein Genie im Briefschreiben, meldete aber doch, daß es ihm sehr wohl ergehe. Sein Unternehmer sei mit ihm äußerst zufrieden. Er würde mit ihm reisen und voraussichtlich viel Geld verdienen. Einstweilen sende er 25 Dollars. Jeden Monat würde er bis auf Weiteres eine gleiche Summe senden können.

Das war recht erfreulich. So schien also Brian doch endlich eine ihm zusagende einträgliche Beschäftigung gefunden zu haben. Aber welcher Art mochte dieselbe eigentlich sein? Darüber gab er in seinem Briefe nicht die leiseste Andeutung.

In der That langten fortan aus verschiedenen Städten und Staaten der Union Briefe von ihm an, immer mit der gleichen Geldsumme. Antwortbriefe ließ er sich postlagernd bald nach dieser, bald nach jener Stadt senden. Immer athmeten seine Briefe Zärtlichkeit und aufrichtige Liebe für die Seinigen. Nur über das, was er eigentlich betrieb, vermied er stets, irgend welche Auskunft zu geben.

Es verging der Sommer, herbstlich wurde es, rauh und stürmisch. Da kam Brian eines Tages sehr vergnügt, äußerst nobel gekleidet und mit voller Börse nach Hause. Er würde den ganzen Winter über daheim bleiben, zum Frühjahr aber sich wieder zu seinem Unternehmer begeben, sagte er. Nun war natürlich des Fragens und Erzählens kein Ende. Viele große und schöne Städte hatte er besucht und wußte davon allerlei Interessantes mitzutheilen.

„Was hast Du aber dort eigentlich für Geschäfte betrieben?“ fragte seine Frau. „Nun, sag's doch endlich!“

„Meine liebe Susanna, es ist das ein Geheimniß, worüber ich unverbrüchliches Schweigen zu bewahren gelobt

habe," versetzte er und schnitt durch diese, sehr bestimmt abgegebene Erklärung weitere Fragen ab.

Susanna war begreiflicher Weise mit solcher Geheimthuerei nicht recht zufrieden. Es beunruhigte sie fast, als sie entdeckte, daß Brian noch viel mehr Geld haben müsse, als er sehen ließ. Er sagte ihr, sie solle doch ihr Putzgeschäft vergrößern und eine oder zwei Gehilfinnen annehmen, sowie eine Magd zur Besorgung der häuslichen Geschäfte. Auch meinte er, sie müsse mehr Seidenband und sonstige Artikel, die zu ihrem Geschäft gehörten, anschaffen. Um das zu bewerkstelligen, gab er ihr 500 Dollars und sagte zu der Staunenden, sie könne nach Bedarf noch mehr erhalten.

Mitte April nahm Brian Abschied von den Seinen und reiste wieder zu seinem Unternehmer. Es verlief dann Alles ähnlich wie im Jahre vorher, nur daß er jetzt monatlich 40 Dollars nach Hause schickte. Im Spätherbst kam er zurück und verlebte friedlich den zweiten Winter bei seiner Familie. Er mußte abermals gute Geschäfte gemacht haben, denn er besaß Geld in Hülle und Fülle.

Und dann, als es wieder Frühling wurde, reiste er zum dritten Male ab. Monatlich sandte er jetzt 50 Dollars nach Hause. Zum Winter kam er wieder heim.

Da sagte er zu seiner Frau: „Wir wollen dies Haus kaufen, in welchem Du nun schon so lange zur Miethe wohnst und Deinen Putzladen hast."

„Das wird aber nicht so billig sein," meinte sie erstaunt. „Es ist ja ein recht schönes, geräumiges Haus."

„Pah, ich habe schon im vorigen Jahre mit dem Eigenthümer darüber gesprochen. Er verlangt 4500 Dollars für Haus und Garten."

„So viel Geld hast Du?"

„Viel mehr noch."

„Aber, lieber Brian —"

„Sei ganz ruhig, Susanna! Es ist bis auf den letzten Cent ehrlich erworben."

„Mir wird doch beinahe unheimlich zu Muthe dabei!"

„Unsinn! Ich kaufe also dies Haus. Dann soll Dein Putzladen umgebaut, vergrößert, verschönert, und der schönste Laden in der Stadt werden."

So geschah es wirklich. Das Haus wurde gekauft. Bei Gelegenheit der Zahlungsleistung erfuhr Susanna zufällig, daß ihr Mann in einer auswärtigen Bank ein bedeutendes Guthaben besitze. Nun ließ es ihr aber keine Ruhe mehr. Wie mochte wohl Brian das viele Geld erworben haben, er, der früher doch nichts weniger als das Geldverdienen verstanden hatte.

„Wie viel Vermögen besitzest Du denn eigentlich?" sagte sie ängstlich. „Sprich, Brian! Ich muß es wissen!"

„21,000 Dollars," versetzte er heiter. „Ich habe drei Mal hintereinander jährlich ungefähr 8000 Dollars verdient, zusammen also 24,000 Dollars. Das war mein kontraktlich festgesetzter Antheil: zehn Prozent vom Gesammtprofit des Unternehmers."

„Brian, Brian, ich fürchte, da ist etwas nicht geheuer! Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein!" rief Susanna erstaunt.

„Es ist sehr natürlich zugegangen."

„So erkläre mir —"

„Nein, ich will Dir mein Geheimniß lieber nicht erklären, Susanna. Bitte, quäle mich nicht mehr mit Fragen!"

„Und wenn ich nun infolge Deiner Geheimthuerei einen häßlichen Verdacht gegen Dich fassen würde?"

„Welchen Verdacht?"

„Daß Du —"

„Daß ich das viele Geld erlangte durch Raub, Mord, Pferdediebstahl, Einbruch, Banknoten-, Wechsel-, Münzfälschung?"

„Ach, Brian, Brian!"

„Hahaha!"

„Du lachst noch?"

„Das ist wirklich zum Lachen! Liebe Susanna, sieh mich doch einmal recht aufmerksam an! Sehe ich aus wie ein Räuber, Mörder, Einbrecher Fälscher?"

„Nein, nein!"

„Nun, so beruhige Dich doch!"

„Aber warum willst Du mir's denn gar nicht sagen?"

„Um Dich nicht zu ängstigen unnöthigerweise."

„Also ist doch etwas Schlimmes, Bedenkliches dabei?"

„Durchaus nicht. Aber für eine Frau ist's doch am besten, wenn sie den Sachverhalt nicht erfährt."

„Dann kann es auch nichts Gutes sein, Brian! Willst Du zum Frühjahr zum vierten Male zu Deinem geheimnißvollen Unternehmer reisen?"

„Ich habe mich so halb und halb dazu verpflichtet. Er kann mich nicht gut entbehren."

„Ich bitte Dich, Brian, thu's nicht! Du bist ja nun doch reich genug. Wirklich, mir graut's vor diesem unbekannten Manne!"

„Er ist ein höchst liebenswürdiger und nobler Herr. Aber Du hast Recht, Susanna, Geld habe ich nun genug. Da ich mit dem Hause den großen schönen Garten gekauft habe, so ist in mir der Gedanke aufgestiegen, Gärtnerei zu betreiben."

„Ach ja, thu' das, Brian! Wie nett können wir's dann haben!"

— — — — — — — — — — — —

Der Winter verging, wie schon früher, in angenehmster Weise. Als es Frühling wurde, gerieth O'Donovan sichtlich in eine gewisse Unruhe.

„Brian, du denkst doch hoffentlich nicht wieder an's

Davongehen? Du bleibst doch bei mir und den Kindern!" sagte seine Frau schmeichelnd.

„Ja, ja, ich bleibe," versetzte er. „Aber ich muß meinen Unternehmer davon benachrichtigen."

Er zog sich in sein Zimmer zurück und schrieb einen Brief, den er seiner Frau nicht zeigte. Auch sonst that er sehr geheimnißvoll damit. Nicht im Städtchen selbst, sondern in einer benachbarten Ortschaft gab er den Brief auf die Post.

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Frühlingssonne strahlte mild und warm. Brian arbeitete mit Lust und Liebe im Garten; seine Frau war beschäftigt im Putzladen. Da klingelte die Thürglocke, und herein kam ein elegant gekleideter, stattlicher, athletischer und auffallend schöner, etwa dreißigjähriger Mann.

„Hier wohnt Mr. O'Donovan?"

„Ja, mein Herr."

„Ist er zu sprechen?"

„Er ist im Garten. Ich will ihn rufen lassen."

Frau Susanna rief ihren kleinen Sohn und schickte ihn fort, um den Vater herein zu holen.

„Bitte, mein Herr," sagte sie dann, „treten Sie in's Wohnzimmer!"

Eine Minute später kam O'Donovan.

„O, Sie sind's, Sir!" murmelte er, augenscheinlich etwas verlegen.

„Ja, ich muß nothwendig mit Ihnen sprechen, Mr. Brian," sagte der Fremde. „Es handelt sich darum, Sie von Ihrem Entschluß abzubringen."

„Liebe Susanna," sprach O'Donovan, „ich habe mit diesem Herrn etwas ganz Besonderes zu besprechen. Bitte, lasse uns allein!"

Die arme Frau verließ ganz bestürzt das Zimmer.

„Was hat das zu bedeuten?" murmelte sie in angst=

voller Aufregung. „Das ist sicherlich der geheimnißvolle Unternehmer, der meinen Mann wieder zu irgend etwas Ungeheuerlichem verführen will! Was mag das wohl für ein Unhold sein?“

Sie machte die Stubenthüre zu. Dann aber blieb sie draußen mäuschenstille stehen und neigte ängstlich zitternd und neugierig lauschend ihr Ohr zum Schlüsselloch. So konnte sie Alles hören, was drinnen gesprochen wurde, besonders deutlich das, was der Fremde sagte, der eine kräftige, wohlklingende Stimme besaß.

„Es hat mich befremdet, daß Sie nicht mehr mitthun wollen,“ sprach der Besucher. „Was ist denn eigentlich die Ursache Ihres so auffallenden Entschlusses, mein lieber O'Donovan?“

„Ich kann mich durchaus nicht mehr darauf einlassen, Sir,“ versetzte Brian zögernd. „Meine Frau wünscht, daß ich zu Hause bleibe.“

„Stehen Sie, dessen unerschrockener Muth die Bewunderung von halb Amerika gefunden hat, so sehr unter dem Pantoffel?“

„Das gerade nicht, Sir. Meine Frau ist herzig und lieb. Doch sie ängstigt sich wegen meiner geheimnißvollen Abwesenheit.“

„Nun, so offenbaren Sie ihr doch Alles.“

„Dann würde sie sich noch viel mehr ängstigen.“

„Ich garantire Ihnen eine bedeutend erhöhte Einnahme, wenn Sie mein Begleiter sein wollen.“

„O Sir, ich habe Geld genug und bin mit meinem Schicksal zufrieden.“

„Bedenken Sie, daß Sie mich in arge Verlegenheit bringen. Die Ankündigungen sind schon erlassen —“

„Es thut mir leid, Sir, aber —“

„Wo finde ich einen Anderen? Wie lange suchte ich nach einem muthigen Manne, bis Sie sich bei mir meldeten

und gleich die erste Probe so glänzend bestanden! Alle Anderen wagten es nicht, schauderten davor zurück."

„Mein guter Sir —"

Brian sprach jetzt so leise, daß seine am Schlüsselloch lauschende Frau seine Worte nicht mehr verstand. Aber sie hatte auch schon genug gehört! Was hatte Brian so Gräßliches im Auftrage des Fremden gethan, daß Andere davor zurückschauderten? Was mochten das wohl für geheime Greuel sein, welche die Beiden miteinander verübt hatten?

„Vielleicht verführt der unheimliche Mensch doch wieder meinen leichtherzigen, wankelmüthigen Brian zu neuen Greueln und Verworfenheiten," dachte sie. „Meine Pflicht als rechtschaffene Ehefrau ist es, hier einzuschreiten, ehe es zu spät ist!"

Ungestüm riß sie die Thüre auf und stürzte in's Zimmer, indem sie schrie: „Mein Herr Unbekannter, was unterstehen Sie sich, meinen lieben Mann zu solchen Gräßlichkeiten zu verführen, wovor andere Leute zurückschaudern? O, ich habe Alles gehört —"

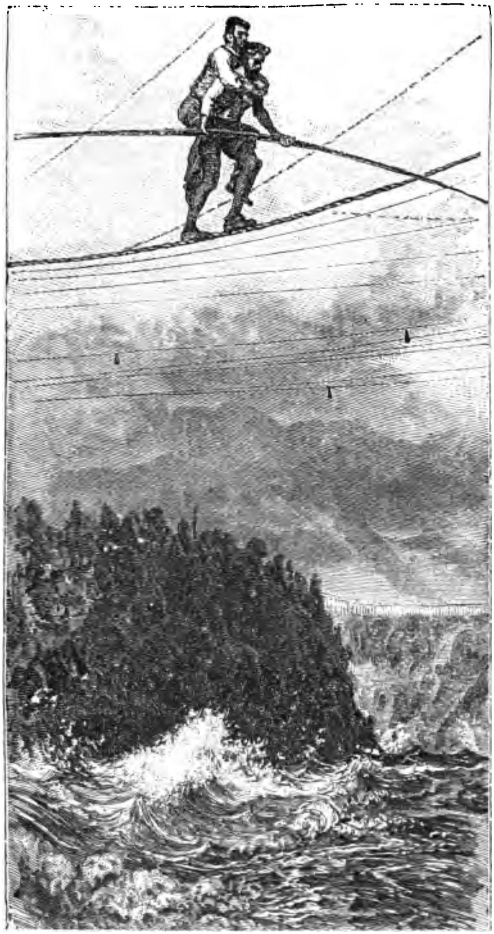
„Beruhigen Sie sich, liebe Frau!" sprach der Fremde mit artigem Lächeln, „es ist ja nicht so schlimm!" Dann wandte er sich an Brian: „Mein lieber O'Donovan, ich denke, es wird am besten sein, Sie stellen mich jetzt Ihrer Frau in aller Form vor."

„Gut, Susanna," sagte Brian, „da Du schon so viel weißt, so sollst Du endlich volle Aufklärung erhalten. Dieser Herr ist der berühmte Seiltänzer Blondin, ein Mann, wie die Welt zuvor noch keinen gesehen. Der Erste ist er, der auf hohem Seil den Niagarafall überschritt, einen Menschen auf dem Rücken tragend. Vor nun mehr vier Jahren las ich jenes Inserat, wodurch Herr Blondin unter glänzenden Bedingungen einen muthigen Menschen suchte, der es wagen würde, sich von ihm auf dem hohen

Seil über den Niagarafall tragen zu lassen und später mit ihm zu reisen. Da dachte ich sofort, ein besseres Geschäft kann's gar nicht geben und —"

„Und —"

„Und ich reiste nach dem Niagara, wo Herr Blondin schon angekommen war. Wir wurden bald miteinander einig. Unter dem angenommenen Namen Patrick Maguire wurde ich sein treuer und furchtloser Genosse. Er trug mich auf seinem Rücken über den Niagara, sowie



Blondin überschreitet, mit Brian O'Donovan auf dem Rücken, den Niagara.

über zahlreiche andere Flüsse und Wasserfälle in den Vereinigten Staaten. Oft steckte ich in einem Sack, so daß nur mein Kopf hervorragte. Dann wieder saß ich auf Blondin's Schultern und schwenkte mit beiden Händen Flaggen oder auch — Abends im Dunkeln — lodernde Fackeln, oder ich brannte ein Feuerwerk ab hoch oben in der Luft auf dem Seil, über dem rauschenden, donnernden Wasserfall. Und dies Tosen wurde noch übertönt von dem hunderttausendstimmigen Beifalls- und Jubelgeschrei des an den Ufern versammelten Publikums."

„Gräßlich!" schrie Susanna. „Entsetzlich! Dachtest Du denn gar nicht an mich und die Kinder?"

„Gewiß dachte ich auch an euch! Ich wollte ja gerade ein Vermögen für euch erwerben. Nun, das ist ja bestens gelungen."

„Und dies Vermögen kann noch ganz bedeutend vergrößert werden, liebe Frau, wenn Sie gestatten, daß Ihr Mann mich auch ferner auf meinen Kunstreisen begleitet und mit mir auf dem hohen Seil arbeitet," sprach Blondin.

„Nimmermehr!" rief Susanna zitternd. „O, Brian, wenn Du das thust, dann —" sie konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen.

„Sie begreifen, Sir," sagte achselzuckend O'Donovan, „daß ich unter solchen Umständen Ihren Antrag leider abzulehnen gezwungen bin. Aber ich erkenne es als meine Pflicht an, Ihnen einen geeigneten Ersatzmann zu verschaffen. Ich wollte eben mit Ihnen darüber sprechen, als meine Frau hereinkam und uns störte. Da ist Tim Lacy, ein junger hübscher Bursche von neunzehn Jahren, der immer faul umherlungert und darüber nachdenkt, wie er viel Geld verdienen könne, ohne zu arbeiten. Er ist gewandt, muthig und kaltblütig, dabei von geringerem Gewicht, wie ich. Auch hat er für Niemand zu sorgen als für sich selbst; er ist ein Waisenkind. Gewöhnlich sitzt er

um diese Zeit vor dem Wirthshause meines Freundes Murphy O'Kelly. Soll ich ihn holen lassen, Sir?"

„Ich bitte darum, Mr. O'Donovan! Wenn er mir gefällt, will ich ihn sogleich engagiren." —

Tim Lacy wurde geholt. Er hörte, um was es sich handelte, und daß er auf die leichteste und angenehmste Art von der Welt ganze Haufen Dollars verdienen könne. Da sagte er entschlossen: „Wel! Das ist ein Geschäft, welches mir sehr gut gefällt. Ich will lieber in einem Sack über alle Flüsse und Wasserfälle getragen werden, als selber mir durch Säcketragen mein Brod verdienen!"

Der muntere Bursche gefiel dem berühmten Seiltänzer und wurde engagirt. Darauf verabschiedete Blondin sich sehr freundlich von dem Ehepaare, dessen Glück er gemacht hatte. Brian begleitete ihn höflich bis vor die Hausthüre.

Susanna aber rief freudestrahlend: „Nun, Gott sei Dank, daß das Alles so gut abgelaufen ist!"

— — — — — — — — — — — —

Brian O'Donovan erfuhr später, daß sein Nachfolger Tim Lacy auf dem hohen Seil und den Schultern Blondin's eben solche Triumphe feiere, als er selbst zuvor.

In der Folgezeit betrieb Brian fleißig seine Gärtnerei, Susanna ihren Putzladen, Beide mit dem besten Erfolg. Und so leben sie noch heute zufrieden und glücklich, wenngleich auch mittlerweile ihre Haare grau geworden sind. Auch der berühmte Blondin lebt noch heute, ausruhend auf seinen Lorbeeren, nachdem er 1860 sogar den Niagara auf Stelzen überschritten und seine unübertroffenen Seiltänzerkünste später auch in allen Hauptstädten Europa's gezeigt hatte. Zuletzt trat er Anfang der 80er Jahre in Deutschland auf. Er hat keinen Nachfolger gefunden.

Eine Fahrt durch den Suezkanal.

Reiseskizze

von

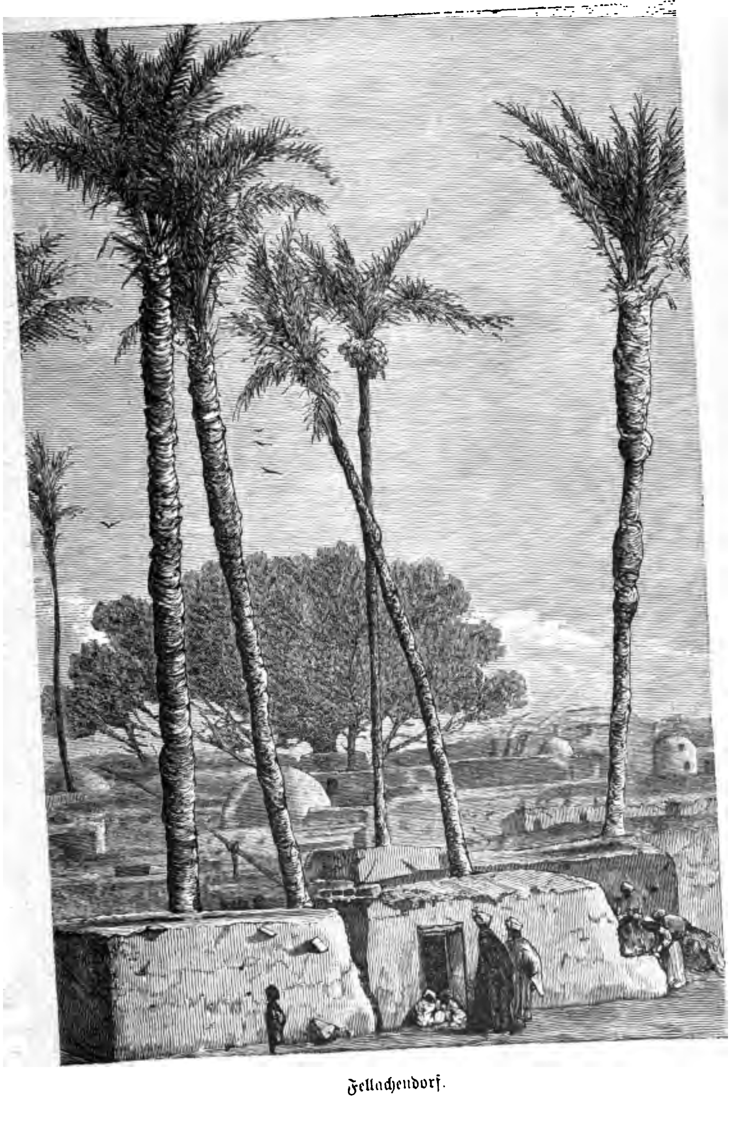
J. Paul.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Dampfer des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd haben wir die Fahrt von Triest nach Alexandrien zurückgelegt, wo wir den ersten Blick in die bunte fremdartige Welt des Morgenlandes thun durften. Jetzt führt uns von dem Bahnhofe bei der Porte Moharrem-Bey der Schnellzug in $4\frac{1}{2}$ Stunden von dem Haupthafen Egyptens nach der Hauptstadt des Pharaonenlandes.

Zunächst zieht sich die Bahnlinie zwischen zwei Seen hin; zur Linken liegt der See von Abukir, während sich rechts der Sumpfsee Mariut ausdehnt. Alsdann beginnt das bebaute Land, das von zahllosen Kanälen durchzogen wird, und dessen Fruchtbarkeit immer mehr zunimmt, je näher wir dem Nildelta kommen. Jeder Blick aus den Fenstern des Wagens, die leider des lästigen Staubes wegen fortwährend geschlossen bleiben müssen, erschließt uns eine Fülle von neuen und eigenartigen Bildern. Ueberall gewahren wir verschiedenartige Schöpfgefäße, von braunen Männern bedient, welche die Felder bewässern; dort ziehen ein Büffel und ein Kameel einen höchst einfachen Pflug,



Fellachendorf.

den ein fast nackter Fellah oder Bauer leitet; Felder, die mit Gerste, Weizen, Durrha, Mais, Klee, Saubohnen u. s. w. bestellt sind, wechseln mit ausgedehnten Baumwollpflanzungen ab, und zahlreiche Dattelpalmen, bald einzeln, bald in Gruppen stehend, schaukeln die Häupter im Winde.

Auf erhöhten Stellen des Landes liegen eng zusammengedrängt die Dörfer der Fellahin (Plural von Fellah) oder Fellachen, überragt von schlanken Palmen oder breitästigen Sykomoren. Man kann sich nichts Elenderes und Armseligeres denken, als ein solches egyptisches Bauerndorf, bestehend aus Erd- oder Lehmhütten, die nur durch ganz schmale Gänge von einander getrennt sind. Jede Hütte hatte eine schmale Thür und ein paar kleine, fußgroße, vergitterte Löcher, die als Fenster dienen. Ueberall Schmutz und Unrath; an den Eingängen liegen die tellergroß geformten Scheiben des als Brennmaterial dienenden Kameeldüngers („Gilde") zum Trocknen ausgelegt. Vor den Hütten kauern die kleinen Gestalten der Kinder auf der Erde. Schwere Krüge auf dem Kopfe tragend, steigen die Fellachinnen vom Dorfe herab zum Ufer des Kanals, um Wasser zu holen; manche von ihnen haben dabei noch ein Kind rittlings auf der Schulter sitzen. Vom Kopf bis zu den Füßen sind sie in ein blaues Hemd gehüllt, das auch ihr Antlitz verhüllt. Die Männer arbeiten auf den Feldern oder halten die Schöpfräder in Betrieb, die durch einen Büffel oder Ochsen in Bewegung gesetzt werden. In den Händen dieser Fellachen befindet sich die gesammte Bodenkultur des Landes; sie können als der Kern der egyptischen Bevölkerung angesehen werden und sind wahrscheinlich mehr oder minder mit arabischem Blut vermischte Abkömmlinge der alten Egypter.

Die direkten Nachkommen der alten Egypter haben wir dagegen in den Kopten vor uns, die auch die altegyptische Sprache bewahrt haben, nur daß diese mit altgriechischer

Schrift geschrieben wird. Sie haben eine breite, meist niedrige Stirn, schwarzes, leicht gekräuseltes Haar, eine meist gerade, fein geschnittene Nase, dazu Augen, welche von länglichem Schnitt, aber groß und immer von merkwürdig strahlendem Schwarz sind. Die Kopten sind Christen, aber ihr Christenthum ist jenes der Monophysiten oder Eutychianer, einer im 5. Jahrhundert entstandenen Sekte. Sie verwerfen die Polygamie, und ihre Frauen und Mädchen, unter denen sich manche Schönheiten befinden, gehen unverschleiert.



Typus eines Arabers.

Einen ganz anderen Typus wiederum stellen die eingewanderten Araber oder Syrer da; sie sprechen arabisch, haben vielfach eine edle Gesichtsbildung und dunkle, bis in's Schwarze gehende Hautfarbe. Zu ihnen gehören die nomadisirenden Beduinen Egyptens, wie die seßhaften Araber, welche das vorherrschende Element in der Bevölkerung der großen Städte bilden.

Alle diese verschiedenen Elemente der egyptischen Bevölkerung, zu denen dann noch Nubier, Zigeuner und Levantiner kommen, gewahren wir während unserer Fahrt beim Halten auf den verschiedenen Stationen, namentlich in dem durch seine großartigen Messen berühmten Tanta, wo die Zweigbahn nach Damiette abgeht. Jetzt fährt unser Zug auf einer eisernen Brücke über den Nilarm von Damiette, und bald treten rechter Hand die berühmten Pyramiden von Gizeh aus dem Dufte der Ferne hervor, während links die Umrisse des Mokattamgebirges sichtbar werden. Wir gewahren die Citadellenmoschee an seinem Abhange, weiterhin die Ortschaft Abbasiye mit einem großen Schloß, das jetzt als Kaserne dient; rechts erscheint die Schubra-Allee, der Korso von Kairo, mit ihrem bunten, lebhaften Verkehr, und dann haben wir den Bahnhof der Hauptstadt erreicht.

Das Leben in Kairo und die Sehenswürdigkeiten der Residenz des Khedive zu schildern, ist nicht unsere Aufgabe, sondern wir fordern den Leser gleich zur Weiterreise nach Suez, dem südlichen Endpunkte des Kanals, auf. Es wird an jedem Vormittage ein Zug von Kairo über Ismailia nach Suez abgelassen, der dort gegen Abend eintrifft; die direkt von der Hauptstadt durch die Wüste nach Suez führende Bahn ist seit 1868 aufgegeben worden.

Die Entfernung beträgt 246 Kilometer, welche die Eisenbahn in sechs Stunden zurücklegt. Die erste Hauptstation ist Zakazig, der Knotenpunkt der Bahnen von Kairo, Suez und Alexandrien und Damiette. Die Stadt hat einen bedeutenden Baumwollenhandel und zählt gegen 40,000 Einwohner. Sie liegt an einem Zweige des Süßwasserkanals, der in ihrer Nähe aus einem Arme des Nils abgeleitet ist, und Suez, Ismailia und Port Said mit Trinkwasser versorgt. Von hier folgt die Bahn in direkt östlicher Richtung dem Laufe dieses Süßwasserkanals und

durchfährt zunächst einen Theil des biblischen Landes Gosen, das Pharao den Brüdern Joseph's zum Wohnsitze anwies, und dann die arabische Wüste, bis sich hinter der Station Nefische eine schöne Aussicht auf den blauen Timsah-See eröffnet, und wir gleich darauf die Stadt Ismailia erreichen, zu deren Schilderung wir auf der Fahrt durch den Kanal noch Gelegenheit haben werden.



Koptenmädchen.

Der nach Suez fahrende Zug kehrt nach viertelstündigem Aufenthalte in Ismailia nach Nefische zurück und folgt, nachdem er den Süßwasserkanal überschritten, auch fernerhin seiner Richtung und der des ziemlich parallel mit ihm laufenden Suezkanals, dessen Lauf man an den Mastspitzen und Schornsteinen der auf ihm dahinfahrenden Schiffe verfolgen kann. Links taucht

die weite Fläche der Bitterseen auf, dann erscheint rechts, im Westen, eine Hügelkette, die immer näher kommt, bis sie sich endlich dicht an die Bahn erstreckt. Mächtig ragt der Dschebel Ataka empor, an dessen Fuß die Stadt Suez sich ausdehnt, die wir jetzt erreicht haben.

Sie liegt, wahrscheinlich auf der Stätte der alten Stadt Klysma, in völliger Wüste, der erst jeder Fuß breit Boden abgerungen werden mußte, und an der Nordecke des Busens von Suez, in den das Südende des Kanals mündet. Die Stadt war vor der Entdeckung des Seewegs nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung als Hauptniederlage europäischer und indischer Waaren ein blühender Ort, verfiel dann aber und zählte bei Beginn der Kanalbauten nur noch 1500 Einwohner. Gegenwärtig hat sie zwar wieder gegen 11,000 Einwohner, aber die bei Eröffnung des Kanals erhoffte Blüthe hat sich nicht einstellen wollen, da sich der Handel mehr nach Port-Said und Alexandrien gezogen hat, während Suez nur ein Durchgangspunkt geblieben ist.

Die Stadt, Sitz eines eigenen Gouverneurs und eines deutschen Konsuls, besteht aus dem arabischen Viertel östlich vom Bahnhofe und dem regelmäßig angelegten europäischen Viertel westlich und nördlich von jenem. Hier findet man große Waarenlager, Magazine und eine vicekönigliche Villa, von der aus man einen schönen Blick auf die Stadt, den Hafen, das Meer und die Berge zu beiden Seiten hat. Von hier nordöstlich befindet sich die mit einem großen Schleusenwerk versehene Mündung des vom Nil hergeleiteten Süßwasserkanals.

Im Süden der Stadt liegen die weit in's Meer hinaus gebauten Hafenanlagen, zu denen ein langer Damm führt, auf dessen Ende sich zwei Leuchtthürme und verschiedene Bauten der Suezkanal-Compagnie erheben. Den Eingang in den Kanal selbst bezeichnet ein dritter Leuchtthurm.

Wer die ganze, zwar einförmige, aber doch höchst

interessante Fahrt auf dem Kanal von Suez bis Port-Said machen will, der muß zu diesem Behufe eines der jeden Tag den Kanal passirenden großen Schiffe benutzen. Bei den Dampfern der „Messageries maritimes" zahlt man dafür 100 Franken, wobei in dieser Summe aber Kanalgebühren, Verpflegung erster Klasse u. s. w. inbegriffen sind. Auf den anderen Dampfern kostet die Fahrt nur 10 Franken,



Ansicht von Suez.

jedoch muß man dann für seine Verpflegung durch ein mit dem Steward zu treffendes Abkommen selbst sorgen.

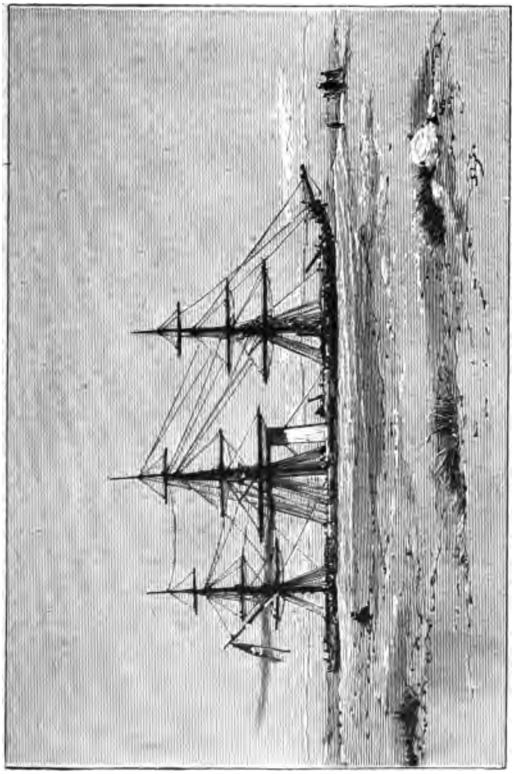
Die Gesammtlänge des Kanals beträgt 160 Kilometer, die Breite am Wasserspiegel 58 bis 100 Meter, an der Sohle 22 Meter und die Tiefe 8 Meter. Sein Erbauer, Ferdinand v. Lesseps, hatte bereits 1831 den Gedanken des Isthmusdurchstiches gefaßt, aber erst am 25. April 1859 konnte bei Port Said der erste Spatenstich zu diesem Riesenwerke erfolgen. Nach zehn Jahren war es glücklich vollendet, und am 18. März 1869 geschah der Einlaß der Mittelmeergewässer in den Bittersee, worauf am 16. No-

vember die feierliche Eröffnung des Kanals, der etwa 19 Millionen Pfund Sterling (380 Millionen Mark) gekostet hatte, begangen wurde.

Bei Suez ist die Kanalrinne im Südosten der Stadt noch gegen vier Kilometer weit in das Meer geführt. Bei der Einfahrt passiren wir einen Wogenbrecher, auf dem sich der oben erwähnte Leuchtthurm erhebt. Wir werfen noch einen Blick nach dem Dschebel Ataka auf der egyptischen Seite und nach der langgezogenen Gebirgskette der Sinaihalbinsel auf asiatischer Seite mit dem imposanten Gipfel des Sinai selbst im Südosten, und wenden dann unsere Aufmerksamkeit dem Kanal zu, auf dem jetzt die Fahrt bis zu den Bitterseen im Allgemeinen gerade in südnördlicher Richtung vor sich geht. Bis Station Schaluf, die auch an der Bahn und am Süßwasserkanal liegt, macht sich die Ebbe und Fluth des Rothen Meeres wesentlich bemerkbar.

Die Fahrt geht im Kanal sehr langsam vor sich, da das Fahrwasser so schmal ist, daß nirgends zwei Schiffe aneinander vorüber können, sondern vielmehr an bestimmten Stellen die Kreuzung abwarten müssen. Es sind zu diesem Behufe dreizehn Stationen („Gares“ genannt) hergestellt worden, an denen der Kanal seitwärts von der Sohle auf eine Strecke von 500 bis 600 Meter so tief ausgebaggert ist, daß die von der einen Seite kommenden Schiffe mittelst ihrer eigenen Dampfwinde dicht an das Ufer heranfahren können, während die ihnen entgegenkommenden Fahrzeuge im eigentlichen Fahrwasser passiren. Die erforderlichen Signale werden mit Wimpeln und schwarzen Bällen von einer Station zur anderen gegeben. Der Tiefgang der den Kanal benutzenden Schiffe darf nicht über 7½ Meter betragen; ihre Fahrgeschwindigkeit muß auf 10 Kilometer in der Stunde herabgesetzt werden. Früher durften gar keine Nachtfahrten stattfinden, neuerdings sind diese jedoch bei elektrischem Lichte gestattet.

Unser Schiff hat jetzt die blaugrünen Bitterseen erreicht, deren Ein- und Ausgang je ein Leuchtthurm bezeichnet, während das Fahrwasser durch Pfähle und Signale kennt-



Ein Schiff im Suezkanal.

lich gemacht wird. Ihr Becken ist so groß, daß man vom südlichen Ufer aus das nördliche Gestade nicht zu sehen vermag. Ihre Form und Größe gleicht im Allgemeinen der des Bodensee's, nur daß die Ufer beinahe vollständig Wüste sind. Hier kann unser Schiff „volle Fahrt" ent-

falten, und wir brauchen daher kaum eine Stunde, um die weite Fläche des See's zu durchschneiden.

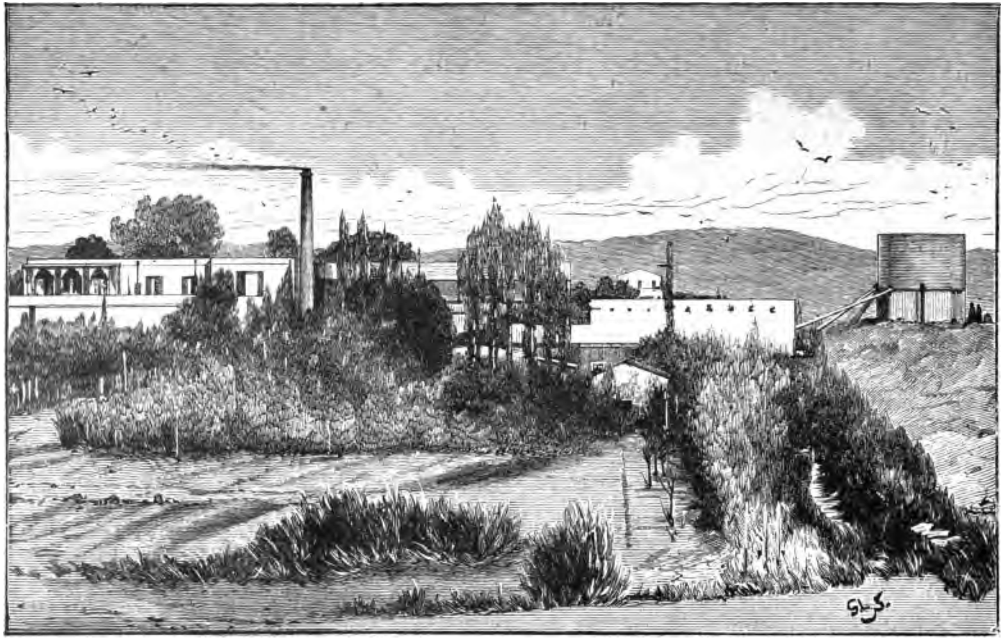
Die Fahrt im Kanal geht jetzt in etwas nordwestlicher Richtung weiter und führt uns an den Stationen Serapeum und Tusun vorüber; dann gelangen wir zu dem tiefblauen Timsah- oder Krokodilsee, der vor der Anlage des Kanals nur aus einigen salzigen Sumpflachen bestand.

Auf dem Nordufer des Timsahsee's erhebt sich ein in maurischem Style aus Holz aufgeführter großer Pavillon, in welchem die Kaiserin Eugenie bei der Kanaleröffnung eine Nacht zubrachte. In der tief in das Land hineintretenden nordwestlichen Ausbuchtung des See's liegt hinter ausgedehnten Cypressen- und Palmenhainen die Stadt Ismailia.

Sie ist während des Kanalbaues entstanden, bildete damals den Mittelpunkt aller Arbeiten und hatte gegen 6000 Einwohner. Diese Zahl ist gegenwärtig bis unter 2000 herabgesunken, der ganze Ort ist wie ausgestorben, macht aber dennoch mit seinen breiten, baumbeschatteten Straßen, die durchaus regelmäßig angelegt sind, und mit seinen hübschen Plätzen einen recht angenehmen Eindruck.

Die Hauptstraße der Stadt ist der Quai Mehemed-Ali, der sich mit dem Hafen parallel und am Süßwasserkanal hinzieht und von dem aus man eine schöne Aussicht auf den See genießt. Der Quai beginnt westlich in dem arabischen Viertel und endigt im Osten bei dem viceköniglichen Schloß und den nahe gelegenen ansehnlichen Bauten des Wasserwerks; ferner liegen noch an demselben das Gouvernementsgebäude, das Kanalamt und eine Villa des Herrn v. Lesseps, die im Schweizerstyl gehalten ist.

Zu Ende der siebziger Jahre drohte Ismailia einmal eine große Gefahr, als der vom Nil abhängige Süßwasserkanal infolge des abnormen Steigens jenes Flusses sich weit über sein gewöhnliches Niveau erhob. Das Wasser



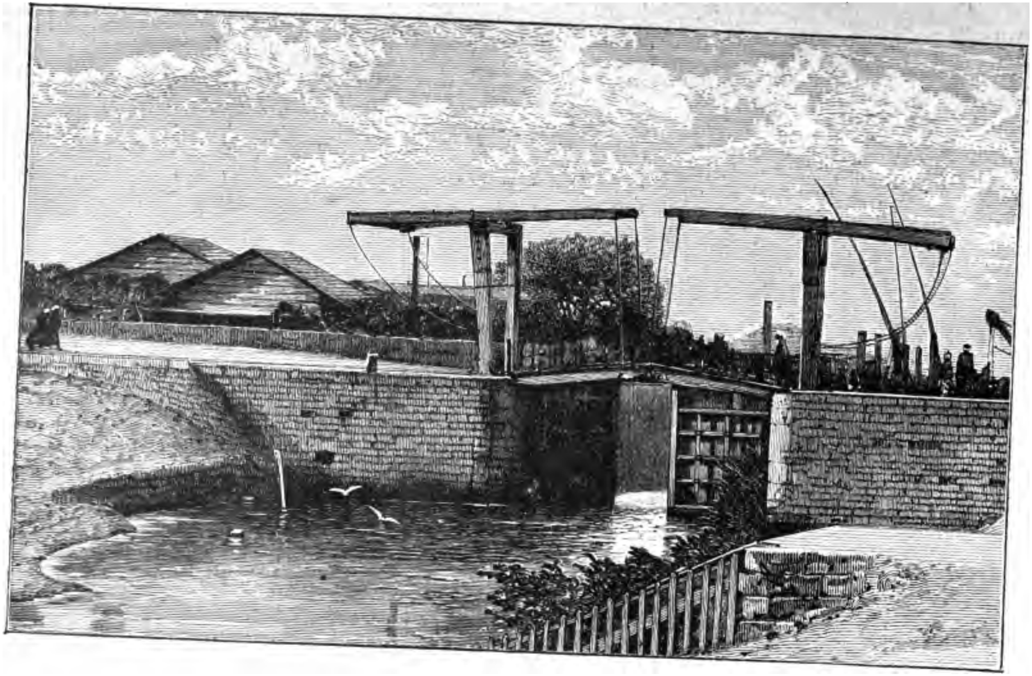
Wasserwerk zu Ismailia.

sickerte daher durch den lockeren Sand der Böschungen und überschwemmte die Straßen, in denen es dann, stagnirend, die übelsten Dünste verbreitete. Die sonst sehr gesunde Stadt wurde zu einem Fieberneste, aus dem die Bewohner flüchten mußten, bis der Nil und mit ihm das Niveau des Kanals wieder gefallen war. Seitdem hat der Süßwasserkanal bei Ismailia ein großes Schleusenwerk erhalten, das die Wiederkehr jener Gefahr ausschließt.

Ismailia liegt ziemlich halbwegs zwischen Suez und Port-Said. Bald nach dem Austritt aus dem Timsahsee bildet das Bett des Kanals einen langen und tiefen Einschnitt durch die quer durch den ganzen Isthmus sich erstreckende Hochebene El-Gisr, das heißt die Schwelle. Der Kanal läuft nun durchweg zwischen mehr oder weniger hohen Dämmen und ist zwischen solchen auch durch die betreffenden Theile der Ballah- oder Dattelseen hindurchgeführt.

Auf den Ufern sehen wir an verschiedenen Stellen Arbeitertrupps mit Ausbesserungen mittelst Faschinen u. s. w. beschäftigt. Sobald eine rothe Flagge sichtbar wird, muß der Kapitän die Fahrt des Schiffes auf das Aeußerste ermäßigen; man passirt dann nämlich einen der großen Dampfbagger, welche die Kanalsohle zu vertiefen bemüht sind.

Wir kommen nun zu der Station El-Kantara, die aus einer Lagerstätte von Kanalarbeitern hervorgegangen ist und auf einer Bodenerhöhung zwischen den Ballahseen und dem Menzalehsee liegt. Ueber diese Höhe führte schon in den ältesten Zeiten der Karawanenweg von Palästina nach Egypten, und auch jetzt noch sieht man Karawanen, die oft Hunderte von beladenen Kameelen mit sich führen, jene Straße ziehen. An die Stelle der alten Brücke (elkantara heißt: die Brücke) ist jetzt eine Fähre getreten. Auf einem kleinen Sandhügel des östlichen Ufers liegt ein



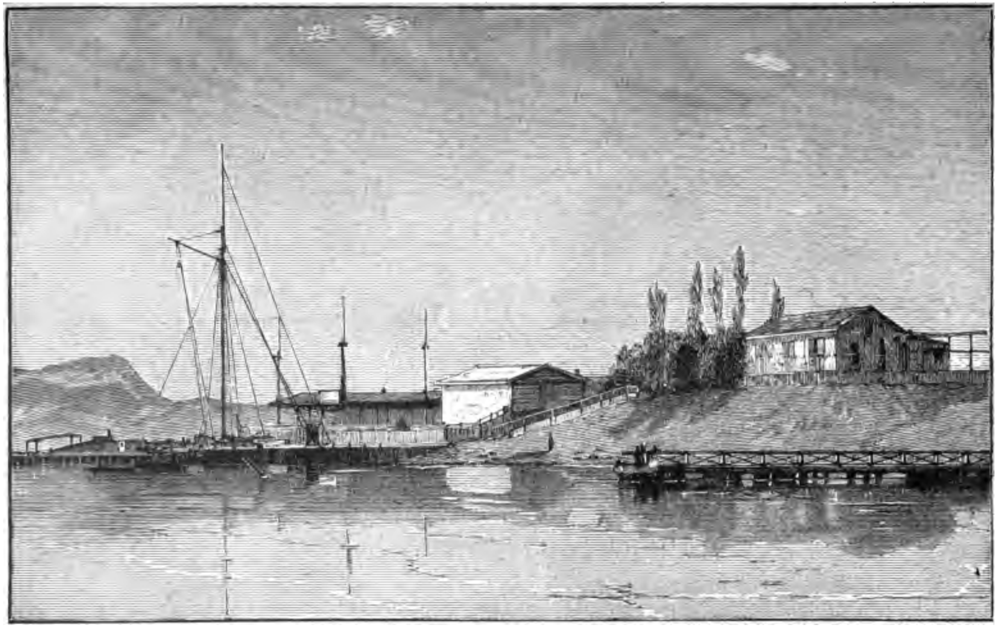
Schleusenwerk bei Ismailia.

Dorf mit Moschee, gegenüber ein Kaffeehaus, vor dem einige Pappeln stehen.

Auf der Weiterfahrt passiren wir den Menzalehsee, den der Kanal zwischen den Dämmen in einer schnurgeraden, etwa 30 Kilometer langen Linie durchschneidet. Schon sind die östlich von ihm liegenden Theile dieses ausgedehnten Strandsee's fast trocken gelegt, und für die westlichen ist das Gleiche beabsichtigt. Der See ist außerordentlich fischreich und auf seinen Sandbänken hausen daher Millionen von Sumpf- und Wasservögeln. Wir sehen namentlich Pelikane, Reiher, Flamingos und gewaltige Entenzüge, in die man vom Verdeck aus hätte hineinschießen können.

Jetzt folgt noch als letzte Station Ras-el-Esch, und dann sind wir in Port-Said, dem nördlichen Endpunkte des Kanals. Die Stadt, welche einschließlich des Vorortes Matariye gegen 12,000 Einwohner zählt, liegt auf dem westlichen Kanalufer an seiner Mündung in das Mittelmeer. Hier lag auf der schmalen Landzunge zwischen dem Mittelmeere und dem Menzalehsee ehedem ein unbedeutendes arabisches Fischerdorf. Als der Kanal gebaut wurde, entstand östlich davon an dem neu ausgegrabenen Hafenbassin allmälig eine kleine europäische Stadt mit regelmäßigen Straßen und hübschen Häusern. Das ist Port-Said — ohne Industrie oder Landbau, rings von Wasser und Sandwüsten umgeben und nur dem Handel seine Erhaltung verdankend. Trotz der geringen Einwohnerzahl, von der etwa 4000 Europäer sind, ist aber die Stadt bereits ein nicht ungefährlicher Konkurrent für Alexandrien geworden, namentlich was den Transitwaarenverkehr anbelangt.

Die schönen geraden Straßen zeigen viele Holzhäuser in südfranzösischem Styl, aber die besseren Häuser sind von Stein mit Verandas. Größere Gebäude sieht man selten;



Station El-Kantara am Suezkanal.

das schönste ist das von Säulenhallen umgebene „Hotel der Nederlanden“, Eigenthum des verstorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande, am Eingange zum Kanal, von dem jedoch nur die eine Hälfte als Hotel dient, während die andere große Waarenlager und die Dienstwohnung des holländischen Konsuls enthält.

Den Mittelpunkt der europäischen Stadt bildet der Lessepsplatz mit einem Kiosk und einem Bassin, mit Bäumen und Blumen, die jedoch in dem dürren Sandboden nicht recht gedeihen wollen. Das ganze Centrum der Stadt ist von Läden und Restaurationen, Bazars und Hotels angefüllt, beim Durchwandern der Straßen tritt uns ein buntes Getriebe orientalischen Lebens entgegen, und in dem Hafenviertel von Port-Said hört man täglich die hauptsächlichsten europäischen Sprachen, sowie eine große Anzahl afrikanischer und asiatischer Sprachen reden.

Die Stadt besitzt Gas- und Wasserleitung und selbst eine Eisfabrik mit Maschinen aus Nordhausen. In allen Cafés bekommt man Eislimonade, und in allen Bierhäusern liegt das Faß Dreher'sches Bier auf Eis. Seitwärts der Hauptstraße liegt eine Unzahl von Tingeltangeln, in denen namentlich Kapellen böhmischer Mädchen spielen; selbst französische Operetten- und Balletgesellschaften treten zeitweise auf. Die meisten aller Cafés und Kneipen sind aber zugleich auch Spielhöllen, die nur wenige Reisende verlassen, ohne ihnen ihren Tribut gezahlt zu haben.

Der interessanteste Theil von Port-Said ist der Hafen, in dessen Nähe sich auch das auffallend schön gelegene deutsche Konsulat befindet. Nördlich vor der Stadt, am Kanal und Meeresufer, erhebt sich der 53 Meter hohe Leuchtthurm, dessen Laterne bei Nacht ein auf mehr als 20 Seemeilen sichtbares elektrisches Licht ausstrahlt. In das Meer hinaus ragen zwei gewaltige Molen, von denen die östliche 1600 Meter, die westliche 2250 Meter lang

ist. Letztere hat die Aufgabe, die vom Nil in's Meer geführten Schlammmassen, welche die Mittelmeerströmung gen Osten treibt, vom Hafen abzuhalten und den Schiffen Schutz gegen die vorherrschenden Westwinde zu bieten.

Hier fand am 16. November 1869 die Einweihung des vollendeten Kanals in Gegenwart der dazu geladenen hohen Gäste mit einer religiösen Feier nach mohammedanischem, römisch-katholischem und griechischem Ritus statt, auf welche die feierliche Einsegnung unter dem Donner der Geschütze folgte.

Am nächsten Morgen begann die Festfahrt durch den Kanal. Das Schiff, welche dieselbe eröffnete, war der „Aigle“, der die damals in der Blüthe ihrer Schönheit und Macht stehende Kaiserin Eugenie von Frankreich, den Khedive Ismail-Pascha und den Erbauer des neuen „Wunderwerkes“, Herrn v. Lesseps, an Bord hatte. Es folgten der Kaiser von Oesterreich auf dem „Greif“, der Kronprinz von Preußen (der spätere Kaiser Friedrich) auf der „Grille“, Prinz Heinrich der Niederlande an Bord eines holländischen Kriegsschiffes, sowie die übrigen vom Khedive zu der Festfeier geladenen Gäste auf einer großen Anzahl von Dampfern.

Der Kanal, durch den wir den Leser im Geiste geführt haben, ist das Eigenthum der „Compagnie universelle du canal maritime de Suez“, welche 1856 gebildet wurde und ein Privilegium auf 99 Jahre erhielt, nach deren Ablauf der Kanal an Egypten fällt. Die Einnahmen der Gesellschaft ergaben 1872 zum ersten Male einen Ueberschuß; seitdem hat sich die finanzielle Lage stetig gehoben. Für das Geschäftsjahr 1891 betrug die Dividende 20 Prozent, und die Gesellschaft hat daher beschlossen, die Kanalabgaben vom 1. Januar 1893 um 50 Centimen herabzusetzen. Alle Dividenden über 5 Prozent werden in folgendem Verhältniß vertheilt: den Aktionären 71 Prozent,

der egyptischen Regierung 15 Prozent, den Gründern 10 Prozent, den Direktoren und Beamten der Gesellschaft je 2 Prozent.

Auch der Schiffsverkehr beweist den vollständigen Erfolg des Unternehmens, indem er von Jahr zu Jahr zunimmt. 1891 durchfuhren den Kanal 4207 Schiffe mit einem Inhalt von 12,217,986 Tonnen gegen 3389 Schiffe mit 9,749,129 Tonnen im Vorjahre; an Kanalabgaben wurden entrichtet 83,422,101 Franken (gegen 66,984,000 Franken). Von den Schiffen kamen auf Großbritannien 3217, Deutschland 318, Frankreich 171, Holland 147, Italien 116, Norwegen 55, Oesterreich-Ungarn 51 u. s. w., nach Prozentsätzen ausgedrückt, nahmen demnach am Verkehr Theil: Großbritannien mit 76,47 Prozent, Deutschland mit 7,56, Frankreich mit 4,07, Holland mit 3,49, Italien mit 2,76, Norwegen mit 1,31, Oesterreich-Ungarn mit 1,21 Prozent. 3711 Schiffe oder 88,21 Prozent der Gesammtzahl passirten den Kanal zur Nachtzeit mit Hilfe des elektrischen Lichtes; die durchschnittliche Durchfahrtszeit betrug 23 Stunden 31 Minuten, was eine Verkürzung der für 1890 ermittelten Durchfahrtszeit um 35 Minuten bedeutet.

Was endlich die durch den Kanal bewirkten Abkürzungen der Entfernungen zwischen Europa und den östlichen Ländern angeht, so beläuft sich diese für die Dampferfahrt nach Bombay von Brindisi und Triest aus auf 37 Tage, von Genua auf 32, von Marseille 31, von Bordeaux 24, von Liverpool, London, Amsterdam und Hamburg auf 24 Tage. Darnach lassen sich die Zeitersparnisse in der Fahrt nach anderen Häfen berechnen und die Bedeutung des Suezkanals für den Welthandel und Weltverkehr ermessen.

Ein Abgewiesener.

Geschichtliches Charakterbild.

Von

J. N. v. Winterfeld.

Mit Porträt.

(Nachdruck verboten.)

Nicht selten ist es gefährlich, sich durch den Eindruck bestimmen zu lassen, den die äußere Erscheinung eines Menschen beim ersten Anblick auf uns macht, denn wenn auch dieselbe getreu das innere Wesen widerspiegelt, so sind unsere physiognomischen Kenntnisse doch viel zu gering, um sie zur Grundlage ernster Entschlüsse zu machen. Dies sollte auch der junge Preußenkönig Friedrich II. erfahren, als er dem jungen Livländer, Gideon v. Laudon, der als Oberlieutenant den russischen Dienst verlassen hatte und sehnlich wünschte, unter Preußens Fahnen zu fechten, nach langem Harren, auf seine Bitte um eine Schwadron, an einem Apriltage des Jahres 1742 die kurz abweisende Antwort gab: „Ich müßte viele Schwadronen haben, wenn ich jedem fremden Offizier, der nach Berlin kommt, eine geben wollte."

Der eigentliche Grund der Abweisung aber lag in dem Mißfallen, welches der äußere Anblick des Bittstellers in dem König erregt hatte. „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht," sagte er zu denen, die sich vergeblich

für den jungen Offizier verwendet hatten. Oft genug täuscht uns ja das Aeußere eines Menschen in Bezug auf gewisse Eigenschaften, und außerordentliche Talente besitzt oft der Inhaber eines unschönen Antlitzes. So wäre es denn allerdings selbst für einen so feinen Menschenkenner, wie Friedrich II., schwer gewesen, in dem jungen Manne mit dem mageren und anscheinend schwächlichen Körper, dem langen von Blatternarben entstellten Gesicht, den tiefliegenden, unter buschigen Brauen verborgenen hellen Augen und dem feuerrothen Haar, den künftigen großen Feldherrn zu erkennen, der ihm so viel zu schaffen machen sollte.

So wanderte denn der Abgewiesene nach Wien, wo er, ebenfalls seines abstoßenden Aeußeren wegen nicht ohne Schwierigkeit, von der Kaiserin Maria Theresia angenommen wurde, ein Entschluß, dessen Tragweite ihr damals ebenso verborgen war, wie ihrem Gegner in Berlin die seiner Ablehnung.

Zunächst mußte der junge Livländer froh sein, in des tapfern, aber rohen und gewaltthätigen Parteigängers Obersten Franz von der Trenk Pandurenfreikorps eine Hauptmannsstelle zu erhalten. Dieses Korps gehörte beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges zu dem Heere des Erzherzogs Karl, welches zuerst gegen die Franzosen im Elsaß kämpfte, wobei Laudon verwundet und gefangen genommen, aber bald wieder durch seine Panduren befreit wurde.

Nach dem Einbruch Friedrich's in Böhmen ließ man das Elsaß im Stich, und die Armee zog gegen den gefährlicheren Feind.

In den nun folgenden Kämpfen sollte Friedrich an den „Abgewiesenen“ zuerst wieder, und zwar auf nicht eben angenehme Weise erinnert werden, als man ihm den Verlust der Festung Kosel durch einen kühnen Handstreich des

Hauptmanns Laudon meldete. Damit aber hatte es für lange Zeit sein Bewenden, denn nach dem Frieden von Dresden entschwand Laudon zehn Jahre lang aus Friedrich's Gesichtskreis, die er als Major, dann als Oberstlieutenant in einer kleinen, abgelegenen ungarischen Grenzgarnison verlebte, sich durch Tüchtigkeit auszeichnend und in starker Vorahnung seiner künftigen Größe in der Stille durch militärwissenschaftliche Studien auf die Zukunft vorbereitend.



1756 begann der Riesenkampf des siebenjährigen Krieges, der fast alle europäischen Mächte gegen Friedrich den Großen vereinigte und damit die bedeutsame Thätigkeit Laudon's, obgleich es der neidischen und feindseligen Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit fast gelungen wäre, ihn von der Theilnahme an diesen Kämpfen auszuschließen. Nur der Einfluß des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz verhinderte seine Zurücksetzung und veranlaßte, daß Laudon eine Abtheilung leichter Grenzertruppen anvertraut wurde.

Natürlich war seine Stellung nicht eine solche, die ihm ein entscheidendes Eingreifen gestattete; sie nöthigte ihn vielmehr, sich auf Unternehmungen zu beschränken, die in den Bereich des sogenannten „kleinen Krieges“ gehören. Auf diesem Gebiet aber sollte sich der „Abgewiesene“ dem König bald mehrfach unliebsam bemerklich machen, indem

er durch allerlei verwegene und doch wohl überlegte, meist glücklich ausfallende Handstreiche sich schnell einen gewissen Ruf bei Freund und Feind erwarb. Bald überfiel er nächtlicherweise ein paar Schwadronen preußischer Husaren, die zusammengehauen oder gefangen genommen und deren Pferde erbeutet wurden, dann wieder hob er vereinzelte Abtheilungen auf, und endlich nahm er durch Ueberrumpelung Hirschfeld in der Lausitz, welch' letztere That ihm den Oberstenrang eintrug.

Nach der für Friedrich unglücklichen Schlacht von Kollin wurde sein Rückzug nach Schlesien nicht wenig durch Laudon beunruhigt und erschwert. So griff dieser die Bedeckung des verwundeten Generals v. Mannstein an, der, sich verzweifelt vertheidigend, niedergehauen wurde. Die Belohnung dafür war das Generalspatent, das von preußischen Husaren erbeutet und in Friedrich's Hände gelangt, von diesem mit einem Glückwunsch Laudon zugestellt wurde.

Ob schon damals den König die Reue angewandelt hat, eine solche Kraft von sich gewiesen zu haben? Man weiß es nicht und kann es nur vermuthen, denn nie, auch später nicht, hat Friedrich der Große sich darüber ausgesprochen.

Laudon's Rückzug nach der Schlacht bei Roßbach, in welcher er nicht im Stande war, helfend einzugreifen, da die Franzosen allzuschnell davon liefen, war ein Meisterstück, dem Friedrich sein höchstes Lob nicht versagen konnte.

Galt auch Laudon bereits bei Freund und Feind als geschickter und glücklicher General, so war doch seine bisherige Thätigkeit zu eingeschränkt gewesen, um erfolgreich auf den Gang der Ereignisse einwirken zu können. Erst als er zu Beginn des Feldzuges des Jahres 1758 bei dem in Böhmen stehenden Hauptheere unter Daun ein erheblicheres selbstständiges Kommando erhielt, kam er in die Lage, Unternehmungen größerer Art ausführen zu können.

Die erste derselben war der Ueberfall einer großen

Proviant- und Munitionskolonne von nicht weniger als 4000 Wagen, die Friedrich, der Olmütz zu belagern sich anschickte, aus Schlesien von Zieten mit einer Bedeckung von 14,000 Mann zugeführt wurde. Als der ungeheure Zug sich in den Hohlwegen bei Domstadtl befand, brach Laudon aus dem Walde hervor, schlug nach verzweifelter Gegenwehr, wobei Zieten nur mit genauer Noth der Gefangenschaft entging, die Bedeckungsmannschaften und erbeutete fast den ganzen Wagenzug.

Die Folgen dieser kühnen und glücklichen That waren schwerwiegend für Friedrich II. Ohne Proviant und Munition sah er sich genöthigt, die Belagerung von Olmütz aufzugeben und sich nach Böhmen zurückzuziehen. Hier hatte sich der „Abgewiesene" zum ersten Mal wirklich furchtbar gemacht.

Bald sollte er noch vernichtender auftreten. Wir sprechen von dem berühmten Ueberfall bei Hochkirch.

Friedrich, nach Schlesien zurückgekehrt, hatte in sehr ungünstiger Stellung, der fast dreifach stärkeren österreichischen Armee unter Daun gegenüber, ein Lager bei Hochkirch bezogen. Es gelang Laudon, Daun, auf dessen allzugroße Vorsicht und Schwerfälligkeit Friedrich baute, zu einem Ueberfall des preußischen Lagers zu bewegen, wozu er den Plan sorgfältig ausgearbeitet hatte. Dieser Ueberfall wurde in der Nacht des 14. Oktober 1758 höchst geschickt und so erfolgreich ausgeführt, daß er den König dem Untergang nahe brachte. An fünf verschiedenen Stellen gleichzeitig angegriffen, vermochten die aus dem Schlafe aufgeschreckten Preußen sich nicht zu sammeln und geordnet zu kämpfen, so daß ein allgemeines Gemetzel entstand, in dem Kolben und Bajonette eine viel größere Rolle spielten, als die Schußwaffe. Wahre Wunder der aufopferndsten Tapferkeit wurden preußischer Seits vollführt; aber sie konnten die völlige Niederlage nicht abwenden. Prinz Fer-

dinand von Braunschweig und Marschall Keith fielen, und Friedrich der Große selbst war in Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen. Sein Verlust betrug 8000 Mann, 100 Kanonen und das ganze Lagergeräth. Doch verlor er deshalb den Muth nicht und behielt Geistesfreiheit genug, um den General Goltz mit den scherzenden Worten zu begrüßen: „Man hat uns heute Nacht nicht höflich geweckt, mein lieber Goltz," worauf der General erwiederte: „Wer sich am Tage nicht sprechen läßt, zu dem pflegt man Nachts zu kommen."

Zum zweiten Mal hatte der „Abgewiesene" den König zum Rückzug genöthigt.

Den verhängnißvollsten Schlag jedoch sollte Laudon erst im folgenden Jahre, 1759, gegen ihn führen, indem er einen bereits erkämpften Sieg in eine Niederlage verwandelte.

Mit 48,000 Mann stand Friedrich den verbündeten Oesterreichern und Russen mit zusammen 60,000 Mann, unter Laudon und Soltikoff, in der Nähe von Kunersdorf bei Frankfurt an der Oder gegenüber und griff die Letzteren am Mittag des 12. August mit so glücklichem Erfolge an, daß er bereits um zwei Uhr den Sieg nach Berlin und Schlesien melden konnte. Doch das Blatt sollte sich schrecklich wenden. Kaum waren die Siegesboten fort, da brach Laudon mit seinen Oesterreichern aus dem sogenannten Kuhgrunde, der von nun an Laudonsgrund heißt, hervor, griff die bereits erschöpften Preußen mit unwiderstehlichem Ungestüm an, und brachte sie überall zum Zurückweichen, das schließlich in wilde Flucht ausartete.

„Gibt es denn keine Kugel für mich?!" rief Friedrich verzweifelnd.

„Nie habe ich die preußische Armee in einem solchen Zustande gesehen," sagte General Tempelhof. „Kaum 8000 Mann von den 48,000 vermochte der König am nächsten Tage zu sammeln."

„Alles ist verloren, ich kann Berlin nicht schützen, retten Sie die königliche Familie," schrieb er an den Minister Grafen Finkenstein. Nie war Friedrich der Große so entmuthigt gewesen, und wenn es ihm dennoch gelang, der verzweifelten Lage eine günstigere Wendung zu geben, so war hiervon, neben seinem Genie, die unbegreifliche Unthätigkeit der Feinde, die er „ein wahres Wunder von Glück" nannte, die Ursache. Soltikoff war nicht nur nicht zur Verfolgung zu bewegen, sondern versagte als Oberbefehlshaber auch Laudon, dem eigentlichen Sieger, die Ermächtigung dazu.

Das Charakteristische dieser drei großen Erfolge Laudon's, der die wirksamen Mittel des „kleinen Krieges" auf den großen mit Glück und Geschick zu übertragen verstand, war das plötzliche unerwartete Erscheinen, die Ueberraschung. Auch seine nächste That, der Ueberfall des tapferen Generals Fouquet, der mit 13,000 Mann ein festes Lager bei Landshut bezogen hatte, und dessen Korps dabei fast ganz aufgerieben wurde, legte Zeugniß dafür ab, nicht minder die Ueberrumpelung der Festungen Glatz und Schweidnitz.

Nur einmal sollte es Laudon vergönnt sein, sich allein und bei ziemlich gleichen Kräften — je 30,000 Mann — in offener Feldschlacht mit dem zu messen, der seine Dienste einst verschmäht hatte. Wenn es aber im ersten Morgengrauen des 15. August 1760 bei Liegnitz, anstatt des von Laudon geplanten und von Daun gebilligten Ueberfalles nach dem Muster von Hochkirch, zu einer Schlacht kam, so war daran nur Friedrich's Wachsamkeit schuld, die in den „Sack", in dem die Oesterreicher die preußische Armee bereits gefangen zu haben glaubten, „ein Loch" gemacht hatte. Laudon fand zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Preußen, anstatt schlafend im Lager, in Schlachtordnung sich gegenüber und sah sich nach zweistündigem heißen Kampfe zum Rückzug genöthigt, von dem Friedrich be-

wundernd zu seinen Generalen sagte: „Sehen Sie, meine Herren, von Laudon kann man retiriren lernen.“ Eine nicht geringe Genugthuung aber mochte es für den König sein, den Mann mit der „fatalen Physiognomie“ hier nochmals gründlich abgewiesen zu haben.

Bald darauf, in der Nacht des 1. Oktober 1761, rächte sich Laudon für diesen Mißerfolg durch die bereits erwähnte Ueberrumpelung der wichtigen Festung Schweidnitz. Kaum glaublich will es erscheinen, daß ihm dafür fast der Prozeß gemacht wurde, weil er — nicht vorher den Hofkriegsrath in Wien um Erlaubniß dazu gebeten hatte.

Dies war Laudon's letzte That von Bedeutung im siebenjährigen Kriege, der, wie bereits gesagt, ohne ihn schwerlich eine so lange zeitliche Dauer gehabt haben würde, denn er, der Abgewiesene, war der einzige, Friedrich einigermaßen ebenbürtige Feldherr, und seine Erfolge würden sicherlich noch bedeutender gewesen sein, wenn er freie Hand gehabt und nicht fast immer in hemmender Abhängigkeit sich befunden hätte.

Friedrich der Große hat den Leistungen Laudon's, so nachtheilig sie auch für ihn waren, stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Einige seiner anerkennenden Aeußerungen haben wir bereits angeführt. Später sagte er einst in einem Kreise von Generalen: „Wir Alle haben Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Laudon nicht.“

Als er 1769 den Besuch des nachmaligen Kaisers Joseph II. in Neiße empfing, überhäufte er Laudon, der sich in dessen Gefolge befand, mit Lobsprüchen und Auszeichnungen.

„Zu mir, zu mir, mein Herr Feldmarschall!“ rief er, da Laudon sich in seiner Bescheidenheit am anderen Ende der Tafel niedersetzen wollte, „ich sehe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber.“ Und später ließ er den Mann, für den er einst keine Schwadron gehabt, neben sich sitzen.

Auch beschenkte er ihn mit zwei herrlichen Pferden nebst prächtigen Schabracken.

Nach den Anstrengungen des siebenjährigen Krieges sollte sich der Held einer langen Ruhezeit erfreuen, die er meistens an der Seite seiner Gattin auf seinem ihm von der Kaiserin geschenkten Gute in Böhmen zubrachte.

Im Jahre 1763 lernte Laudon in Karlsbad den Dichter Gellert kennen, und bald verband innige Freundschaft die beiden Männer, deren Beruf ein so verschiedener war. Eine vorzügliche Charakteristik des großen Feldherrn als Menschen gibt ein Brief Gellert's aus Karlsbad, aus welchem wir einige Stellen wiedergeben. Er schreibt:

„Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der General Laudon, ein Mann von besonderem Charakter: ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig, aber richtig und wahr redete, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen die gefällige Einfachheit und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich.

‚O!‘ sagte er einmal, ‚ich käme gern oft zu Ihnen, aber ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen.‘ Ein anderes Mal fing er an: ‚Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.‘

‚Das will ich Ihnen wohl sagen,‘ antwortete ich. ‚Aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.‘

Damals habe ich ihn das erste Mal lachen sehen, sonst lächelte er nur. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war.

Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war sein Kummer, daß er nicht studirt hatte. Aber sein natürlicher scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf Alles ersetzte bei ihm den Mangel der Wissenschaften."

Im bayrischen Erbfolgekriege 1778 wurde Laudon zum Hauptkommandirenden in Böhmen ernannt. Doch wurde der Streit, ohne daß es zu ernstlichen Kämpfen gekommen wäre, durch Unterhandlungen beigelegt.

Noch in den letzten Jahren seines Lebens erwarb sich der alte Held in den Kriegen gegen die Türkei 1788 und 1789, namentlich durch die Eroberung von Belgrad, neue Lorbeeren. Als aber England und Preußen, die den Untergang des türkischen Reiches nicht dulden wollten, mit der Pforte ein Bündniß abschlossen, wurde Laudon zum Generalissimus des gegen Preußen bestimmten Heeres ernannt, starb jedoch, von plötzlicher Krankheit befallen, während der Vorbereitungen zum Feldzuge zu Neutitschein in Böhmen am 14. Juli 1790 im 74. Lebensjahre, tief betrauert von seinem Kaiser, Leopold II., von der Armee und vom ganzen österreichischen Volke. Er war im besten Sinne des Wortes so populär, wie es seine großen Verdienste und sein edler, schlichter Charakter verdienten.

Das Wachsthum des Menschen.

Physiologische Skizze.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Alle Eltern beobachten die körperliche Entwickelung der Kinder mit größtem Interesse, und es erfüllt sie mit Freude zu sehen, wie die Kleinen wachsen und gedeihen. Und in der That bietet auch unter normalen Verhältnissen das Wachsthum des Menschen genug des Anziehenden.

Wenn wir ein neugeborenes Kind betrachten, so fällt uns sofort die Größe des Kopfes und die Länge der Arme und Beine auf, dagegen ist der Rumpf im Verhältniß zur Körpergröße ziemlich klein. Aber schon in den ersten Wochen vollzieht sich hier eine bedeutende Veränderung, denn der Rumpf nimmt allmälig an Größe zu. Das Wachsthum des Rumpfes nach der Geburt offenbart uns ein Gesetz, das sich bei der Entwickelung des Körpers an allen Gliedern wiederholt. Alle Organe wachsen nämlich desto stärker, je mehr sie thätig sind. Mit dem Eintritt des Kindes in das Leben beginnt aber eigentlich erst die Thätigkeit des Rumpfes, ja, man kann sagen, der Rumpf allein führt die Arbeit des kindlichen Körpers in den ersten Lebensjahren aus. Besteht doch die Arbeit, die der kindliche Körper anfänglich leistet, ausschließlich in der Nahrungs-

aufnahme, und erst ziemlich spät finden Arme und Beine Verwendung. Nach der Geburt muß das Kind sofort für seine Athmung selbst sorgen, die Lungen beginnen zu arbeiten, die Brustwände dehnen sich aus; ebenso werden die Verdauungsorgane in Thätigkeit versetzt, die sich von Tag zu Tag steigert, und die Folge dieser mannigfachen Arbeit ist das Wachsthum der Hülle, die alle die in Betracht kommenden Organe umgibt, des Rumpfes. Daher kommt es, daß der Rumpf in den ersten Lebensjahren einen auffallenden Vorsprung vor dem Wachsthum der Arme und Beine gewinnt, so daß sie im Verhältniß zur Gesammtkörpergröße bald kürzer erscheinen, als gleich nach der Geburt, obwohl auch sie stetig an Länge zunehmen.

Das Verhältniß ändert sich erst wieder nach dem dritten Jahre. Vom dritten bis sechsten Jahre erreicht der Arm mit der Hand die Länge des Rumpfes. Bis dahin ist das Bein noch kürzer als der Arm, jetzt aber beginnt auch das Bein zu wachsen, so daß Arme und Beine bis zum zehnten Jahre ungefähr gleich lang sind. Nun aber zeigt sich ein Unterschied in der Wachsthumskraft beider Glieder, denn das Bein fährt in seiner Wachsthumsbeschleunigung fort, während der Arm in seiner Entwickelung zurückbleibt. Beim Erwachsenen übertrifft schließlich das Bein den Rumpf an Länge um 34 Prozent, während ihn der Arm mit der Hand nur um 24 Prozent übersteigt.

Weder Arm noch Bein wachsen aber in ihren Theilen gleichmäßig. In den ersten vier Lebensjahren ist es bei der oberen Extremität namentlich der Oberarm, der sich durch schnelles Wachsthum auszeichnet, während der Unterarm mehr zurückbleibt. Nach dieser Zeit wechselt das Verhältniß. Nun nimmt der Unterarm ein schnelleres Wachsthum an, und der Oberarm entwickelt sich langsamer.

Aehnlich steht es beim Bein. Bis zum zweiten Lebensjahre behalten Oberschenkel und Unterschenkel annähernd

dasselbe Längenverhältniß zu einander. Mit dem dritten Lebensjahre beginnt aber ein gesteigertes Wachsthum des Oberschenkels, so daß etwa im neunten Lebensjahre der Oberschenkel den Unterschenkel am meisten an Länge übertrifft. Dann beschleunigt auch der Unterschenkel sein Wachsthum, er wird länger und länger, so daß er sich der Länge des Oberschenkels mehr und mehr nähert.

Am raschesten erfolgt das Wachsthum eines Kindes unmittelbar nach der Geburt. Das Neugeborene wächst im Verlauf des ersten Jahres ungefähr 20 Centimeter. Bis zum Alter von vier bis fünf Jahren nimmt das jährliche Wachsthum allmälig ab, so daß es während des zweiten Lebensjahres nur noch die Hälfte des ersten, und während des dritten Jahres nur noch den dritten Theil beträgt. Vom vierten bis fünften Jahre geht das Wachsthum bis zum sechzehnten Jahre beinahe regelmäßig vor sich. Quételet fand als Maß der jährlichen Zunahme für den männlichen Belgier etwa 56 Millimeter. Betrachtet man die jährliche Zunahme im Verhältniß zur Körperlänge, so ergibt sich, daß das Kind im ersten Lebensjahre um zwei Drittel seiner Größe wächst, während des zweiten um ein Siebentel, während des dritten um ein Elftel, während des vierten um ein Vierzehntel, während des fünften um ein Fünfzehntel und während des sechsten um ein Achtzehntel. Es wird also im Verhältniß die Zunahme von der Geburt an immer geringer.

An Gewicht sind die Knaben schon bei der Geburt durchschnittlich schwerer als die Mädchen. Das Durchschnittsgewicht eines Knaben beträgt 3,2 Kilogramm, während ein Mädchen 3,1 Kilogramm wiegt. Auch entwickeln sich die Knaben kräftiger als die Mädchen. Im ersten Jahr wiegt der Knabe schon 9,0, das Mädchen aber nur 8,6 Kilogramm. Im sechsten Jahre ist der Knabe mit 17,8 Kilogramm um 1 Kilogramm schwerer als das Mädchen. Um

das vierzehnte Jahr herum ist das Gewicht Beider mit 37 Kilogramm annähernd gleich. Dann aber überholt der Knabe wieder das Mädchen. So verhalten sich wenigstens die Gewichtsverhältnisse bei deutschen Kindern.

Aehnliche Ergebnisse liefern die Untersuchungen, die an belgischen Kindern angestellt wurden. Hier beträgt der Unterschied des Gewichts zwischen dem ersten und elften Jahr 1 bis 1½ Kilo, um das zwölfte Jahr herum wiegen die Individuen beiderlei Geschlechts ungefähr gleich viel, zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Jahr ist der Jüngling aber wieder um 8 bis 9 Kilogramm schwerer als die Jungfrau.

Die Grenze des Wachsthums liegt bei den verschiedenen Nationalitäten in verschiedenen Jahren. Am ehesten scheint das Wachsthum bei den Deutschen aufzuhören. Besonders interessant hierfür sind die Untersuchungen des amerikanischen Arztes Gould, der während des amerikanischen Befreiungskrieges über eine Million Männer von 17 bis 35 Jahren maß, die den verschiedensten Nationen entstammten. In der Gesammtzahl dieser Messungen fällt die Zeit der größten Körperlänge auf die Lebensjahre vom 31. bis 34., also viel später, als man gewöhnlich annimmt. Ganz anders aber wird das Bild, wenn man die einzelnen Nationalitäten auf die Wachsthumsgrenze ansieht. Gould fand, daß bei den Irländern das Wachsthum mit dem 34., bei den Engländern mit dem 29., bei den Schotten mit dem 28., bei den Franzosen, Belgiern und Schweizern mit dem 27., bei den Skandiaviern mit dem 25. und bei den Deutschen schon mit dem 23. Lebensjahr beendet ist.

Derselbe Gelehrte kommt zu der Ansicht, daß bei den nordamerikanischen Männern das Wachsthum etwa um das 20. Lebensjahr plötzlich bedeutend nachläßt. Trotzdem setzt sich aber die Größenzunahme ununterbrochen bis in das 23. Lebensjahr fort. Für ein bis zwei Jahre nachher

bleibt die mittlere Körpergröße nahezu dieselbe. Darauf zeigt sich wieder ein schwaches Wachsthum, das sich fortsetzt, bis die volle Körpergröße erreicht ist.

Das weibliche Geschlecht ist durchschnittlich in jeder Periode des Lebens kleiner als das männliche. Das Weib wächst langsamer als der Mann, scheint aber sein Wachsthum länger auszudehnen. Der ausgewachsene Mann unterscheidet sich vom ausgewachsenen Weibe dadurch, daß sein Rumpf im Verhältniß zu seiner Körpergröße etwas kürzer ist, als beim Weibe. Dagegen sind seine Arme und Beine, Hände und Füße im Verhältniß zur Körpergröße und Rumpflänge länger als die des Weibes. Auch sind seine Beine gegenüber seinen Armen, und seine Unterarme und Unterschenkel verglichen mit den Oberarmen und Oberschenkeln etwas länger als die gleichen Körpertheile des Weibes. Will man daher das Verhältniß in der Körpergestaltung der beiden Geschlechter kurz zusammenfassen, so kann man sagen, die männlichen Körperproportionen nähern sich mehr dem vollen Urbild menschlicher Körperentwickelung, während der Körper des Weibes mehr auf einer kindlichen Entwickelungsstufe stehen bleibt.

Mit dem Alter tritt wieder eine Abnahme der Körperlänge ein. Zuerst erfolgt die Abnahme kaum merklich, dann nimmt sie mehr und mehr zu, so daß sie an der Grenze des Greisenalters gegen 7 Centimeter betragen kann.

Wenden wir uns jetzt zu den Gewichtsverhältnissen. Der Mann erreicht im Durchschnitt sein größtes Gewicht um das vierzigste Lebensjahr und fängt mit sechzig Jahren an abzunehmen. Bei der Frau steigt das Gewicht zwischen dem achtzehnten und vierzigsten Jahr nur unbedeutend, ihr größtes Gewicht erreicht sie meist erst um das fünfzigste Lebensjahr. Auch wiegt bei gleichem Wuchse das Weib etwas mehr wie der Mann, so lange er unter 1,3 Meter groß ist, später wiegt es etwas weniger.

Mayer hat die verschiedenen Berufsarbeiter nach der Schwere und Größe geordnet und folgende Reihenfolge aufgestellt. Am größten und schwersten fand er die Bierbrauer und Büttner, denen sich die Zimmerleute anschlossen. Darnach kamen die Metzger, Bäcker, die kopfarbeitenden Berufe, Maurer, Schlosser und Schmiede, Weber, Schuhmacher, Handlungsdiener und Kellner, Schreiner und Drechsler und zuletzt die Schneider.

Der schon mehrfach erwähnte amerikanische Gelehrte Gould hat auch eine Statistik über die Mittelgröße erwachsener Personen aus den verschiedenen Nationalitäten aufgestellt. Er fand, daß die Bewohner der nordamerikanischen Unionsstaaten beträchtlich größer sind als die der europäischen Staaten. Nach den Nordamerikanern sind die Schotten und Skandinavier am größten, dann folgen Irländer und Engländer und zuletzt Deutsche und Franzosen.

Das Verhältniß der Körpergröße zum Körpergewichte hat man als Größen-Gewichtsverhältniß bezeichnet, indem man im Mittel berechnete, wie viel Gramm Körpergewicht auf je 1 Centimeter Körpergröße kommt. Bei den Europäern schwanken die gewonnenen Verhältnisse zwischen 366 Gramm bei den Engländern und 382 bei den Skandinaviern. Die Skandinavier haben demnach bei gleicher Körpergröße mehr Masse, sind also dicker. Zwischen ihnen stehen die Deutschen, bei denen 376 Gramm Körpergewicht auf 1 Centimeter Körpergröße fallen. Den Engländern am nächsten stehen die Franzosen, Irländer und Schotten, während die Nordamerikaner den Deutschen ähneln. Nur 364 Gramm zeigen die Spanier, Portugiesen und spanische Südamerikaner.

Um zu erkennen, in wieweit die Beschäftigungsart auf den Entwickelungsgang und die Wachsthumsverhältnisse einen Einfluß ausübt, hat man die Bevölkerung in drei Grupen, in ländliche oder städtische Arbeiter, in Matrosen und in

Angehörige der nicht mechanisch arbeitenden Stände getheilt. Die ländlichen oder städtischen Arbeiter arbeiten hauptsächlich mit den Armen, die Angehörigen der studirten Stände strengen fast nur im Gehen die unteren Gliedmaßen an, während die Matrosen von Jugend an Arme und Beine gleichmäßig gebrauchen müssen. Es läßt sich daher erwarten, daß bei der ersten Gruppe die oberen Gliedmaßen mehr entwickelt sind, bei der zweiten mehr die Schenkel, bei den Matrosen aber Arme und Beine gleichmäßig.

Die Untersuchungen ergeben nun, daß sich bei den Handarbeitern ein auffälliger Unterschied zwischen der oberen und unteren Körperhälfte zeigt. Jene ist außerordentlich entwickelt, diese aber ziemlich mangelhaft. Die Angehörigen der studirten Stände besitzen einen verhältnißmäßig langen Rumpf, aber etwas kurze Arme und Beine. Die Matrosen dagegen fallen durch die außerordentliche Länge ihrer Arme und Beine im Verhältniß zum Rumpf auf, der für die Körpergröße sehr kurz ist.

Vergleicht man die drei Arbeitsklassen miteinander, so hat der Handarbeiter längere Arme als der Matrose und der Gelehrte. Der Studirte aber hat längere Beine als der Handarbeiter. Er aber wird wieder vom Matrosen übertroffen. Gegenüber der Körperform des Matrosen muß daher diejenige der nicht mechanisch arbeitenden Menschen als eine Entwickelungsstufe angesehen werden, die niedriger als die des Seemanns ist. Die zu kurzen Arme mit den etwas längeren aber immer noch zu kurzen Beinen nähern den Körper der Gelehrten der weiblichen Körpergestalt. Die Körperform der Handarbeiter nimmt zwischen beiden eine Mittelstellung ein.

Innerhalb der Kulturrasse der Völker europäischer Abstammung lassen sich unter den Erwachsenen drei scharf ausgeprägte Formen unterscheiden: erstens das Weib, dann die Angehörigen der nicht mechanisch arbeitenden Stände

und schließlich die mit allen ihren Arbeitsorganen in angestrengter Weise arbeitenden Männer. Die letzte Klasse darf, so lange nicht eine Ueberarbeitung stattfindet, als die vollkommenste Ausbildung des menschlichen Körpers gelten. Bei den Angehörigen dieser Gruppe ist der Rumpf verhältnißmäßig kurz, Brust und Becken breit, Arme und Beine sind im Ganzen und ihren Theilen lang, das Fußgewölbe ist hoch, die Muskulatur des Unterarms und Unterschenkels ist dick, der Oberschenkel dagegen schlank. Diese Körperform entfernt sich daher am weitesten von den kindlichen Körperverhältnissen, und wir haben sie deshalb für die höchste Naturform anzusehen.

Bei den Angehörigen der gelehrten Stände, die der Ausarbeitung ihres Körpers durch ihren Beruf entzogen werden, werden sich die Einflüsse der Kultur im guten und schlechten Sinne am meisten geltend machen. Man wird daher ihre Körperform, die sich durch einen langen Rumpf, kurze Gliedmaßen und großen Kopfumfang auszeichnet, mit vollem Recht als die höchste Kulturform bezeichnen können.

Wenn wir nach diesen Gesichtspunkten die verschiedenen Nationalitäten betrachten, so nähern sich die Spanier und Engländer der Kulturform durch den verhältnißmäßig längsten Rumpf und die kürzesten Arme und Beine am meisten, Deutsche und Skandinavier entfernen sich durch den kürzesten Rumpf, die längsten Arme und Beine am meisten von ihr, während die Franzosen genau die Mitte einnehmen. Dabei ergibt sich eine ganz bestimmte Beziehung zwische[n] den Körpertheilen. Der längere Arm bedingt einen kür[ze]ren Rumpf und ein längeres Bein, der kürzere Arm [da]gegen einen längeren Rumpf und ein kürzeres Bein. [Die]selben Verhältnisse wiederholen sich an den einzelnen The[ilen] der oberen und unteren Gliedmaßen. Das kürzeste [Bein] hat den kürzesten Unterschenkel, das längste Bein

längsten Unterschenkel. Ebenso hat der kürzeste Arm den kürzesten, und der längste Arm den längsten Unterschenkel.

Auch zwischen der Körpergröße und der Breite und dem Umfang zeigt sich eine bestimmte Beziehung. Untersetzte Personen haben im Allgemeinen verhältnißmäßig die breitesten Schultern und das breiteste Becken, sowie den größten Umfang in der Brust und der Taille, dagegen sind bei sehr großen und sehr kleinen Individuen die Maße für Breite und Umfang geringer.

Wenn ein Gegensatz zwischen einer Kulturform und einer Naturform wirklich vorhanden ist, so muß er sich auch bei den außereuropäischen Kulturvölkern vorfinden. Aus den gesammelten Beobachtungen ergibt sich nun in der That, daß die asiatischen Kulturvölker, wie die Chinesen und Siamesen, sich durch Arme und Beine sowie durch einen verhältnißmäßig großen Kopfumfang der europäischen Kulturform anschließen. Am besten sind wir über die Körperverhältnisse der Japaner unterrichtet. Bei ihnen ist die Kulturform sogar noch schärfer ausgeprägt als bei den Europäern. Und dies ist ganz natürlich, denn die Japaner sind, wie wir wissen, ein viel älteres Kulturvolk als die meisten europäischen Völker.

Der Rumpf der Japaner ist sehr lang, verhältnißmäßig weit länger als beim Europäer. Wenn eine Anzahl Japaner und Europäer zusammensitzen, so sind sie meist fast ganz gleich groß, stehen sie aber, so ragen die Europäer um einen halben Kopf oder mehr hervor. Beim Europäer ist die Höhe des Beines stets weit größer als die Hälfte der Körperlänge, beim Japaner kleiner. An der Kürze des Beines nehmen Oberschenkel und Unterschenkel Theil. Wir haben also hier die ausgesprochene Kulturform.

Dagegen zeigen die Naturvölker, die ihre Körperkräfte nach allen Richtungen hin unausgesetzt bethätigen, wie zu erwarten ist, die Naturform. Die Hottentotten, Patagonier,

Fidschi-Insulaner, Sudanesen, Polynesier, Kanaken, Amboinesen, Kaffern und Kongoneger sind langarmig.

Die Wachsthumsverhältnisse stehen ohne Zweifel in einer ganz bestimmten Beziehung zum Wohnort des Menschen. Für diese Annahme sprechen namentlich die Beobachtungen, die in Nordamerika gesammelt worden sind. So hat die eingewanderte weiße Bevölkerung, die sich ja doch aus den verschiedensten Nationalitäten zusammensetzte, allmälig genau die Größe der Urbevölkerung angenommen. Dasselbe ist der Fall mit den Negern, auch sie haben sich dem Maß der Eingeborenen genähert. Das Land hat daher aus den eingewanderten Elementen eine neue, den nordamerikanischen Indianern ähnliche Rasse gebildet. Die Einwanderer werden in den folgenden Generationen größer als in ihrem alten Heimathlande, und die Zeit des Wachsthums verlängert sich.

Am besten wird der Einfluß des Landes auf das Wachsthum gekennzeichnet durch die in Amerika eingewanderten Irländer, deren Wachsthum ungefähr ebenso lange als das der Nordamerikaner dauert. Die noch im Wachsthum begriffenen Irländer bleiben zwar kleiner als die Nordamerikaner, dagegen werden sie in den Staaten am größten, wo auch die Nordamerikaner am größten sind, in den Staaten aber, wo auch die Nordamerikaner kleiner sind, bleiben auch die Irländer entsprechend kleiner.

Von merklicher Bedeutung für das Größenwachsthum ist ohne Zweifel das Gebirge. Bei demselben Volksstamm sind die Bewohner der Höhen in der Mehrzahl größer als die Bewohner der vorgelagerten Landstriche. Hier ist der Einfluß erklärlich. Das fortwährende Steigen regt das Wachsthum der unteren Gliedmaßen an, so daß sich daraus für den Körper ein größeres Längenmaß ergibt.

Auch scheint die Vermischung der einzelnen Völkerstämme das Wachsthum zu beeinflussen. Wenigstens sind

in Europa die reinsten Stämme germanischen und keltischen Blutes, die Skandinavier und die Schotten, größer als die mehr gemischten Engländer, Franzosen und Deutschen.

Tief eingreifend wirken in die Wachsthumsvorgänge auch die sozialen Verhältnisse, wie sie sich am klarsten ausdrücken, wenn man eine ackerbauende mit einer industriellen Bevölkerung vergleicht. Hat man doch für die städtische Bevölkerung eine geringere Körpergröße festgestellt als für die Landbevölkerung. Die moderne Industrie mit ihrer Fabrikarbeit gefährdet Gesundheit und Entwickelung des menschlichen Körpers ungemein. Von wesentlicher Bedeutung für das Körperwachsthum ist ferner die Ernährung. Schlechte Ernährung ist die Ursache der bei den Kindern so häufigen englischen Krankheit. Mit Recht sagt daher der Münchener Anthropolog Bollinger: „Die englische Krankheit oder Rhachitis, die in den höheren Graden neben anderweitigen Folgen die bekannten Säbelbeine der Kinder in den ersten Lebensjahren bedingt, und an welcher in den größeren Städten Europa's beiläufig ein Drittel aller Kinder leidet, hauptsächlich infolge mangelhafter Ernährung, hat zur Folge, daß die damit behafteten Kinder durchschnittlich um ein Fünftel kleiner sind als normale Kinder. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die relativ geringe Körperhöhe des sonst kräftigen altbayrischen Volksstamms in der Ebene mit der Häufigkeit der Rhachitis in einem gewissen Zusammenhange steht, während im südlichen gebirgigen Theile Altbayerns ebenso wie in Tirol, wo die Muttermilch die vorwiegende Nahrung der Säuglinge bildet, erheblich größere und stattlichere Körperformen angetroffen werden. Für diese Annahme, die für die Beurtheilung der Größenverhältnisse von weittragender Bedeutung ist, spricht die von J. Ranke für Bayern nachgewiesene Thatsache, daß dieselben Bezirke, welche die größte Anzahl von Kleinen aufweisen, auch die größte Kindersterblichkeit

haben. Dieselben sozialen Mißstände, welche die excessive Kindersterblichkeit verschulden, beeinträchtigen auch die Größenentwickelung des Skelettes. Der Einfluß krankhafter Momente auf die Körpergröße tritt hier so deutlich wie möglich zu Tage."

Wie wir sehen, liegt es zum Theil in unserer Hand, das Wachsthum des Körpers anzuregen und zu fördern. Eine zweckmäßige Ausarbeitung aller seiner Theile, eine angemessene Vertheilung von geistiger Thätigkeit und körperlicher Uebung, Aufenthalt in gesunder Luft und eine naturgemäße Ernährung sind die Mittel, die es uns ermöglichen, unserem Körper Gesundheit, Ebenmaß, hohen Wuchs und Schönheit zu verleihen.

Aus der Welt des schönen Scheins.

Bilder von den „weltbedeutenden Brettern“.

Von

Robert Misch.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten)

„Hinter den Kulissen!“ Ein Zauberwort, das auf Jung und Alt mit gleicher Kraft wirkt. Was gäbe Mancher darum, während einer Vorstellung hinter die Kulissen einer großen Bühne blicken, die Helden und Heldinnen, die Wunder dieser schönen Scheinwelt in der Nähe betrachten zu dürfen. Wohlgemerkt: hinter die Kulissen eines wirklichen, eines großen Theaters mit seinen Verwandlungs-, seinen Feuer- und Wasserkünsten; denn zwischen den Leinwandfetzen einer Dilettantenbühne hat sich ja fast jeder Städtebewohner schon einmal umhergetrieben.

Wer diesem Drange zum ersten Male Genüge leisten kann, wird anfangs eine große Enttäuschung erleben. Es sieht dort ganz anders aus, als er es sich vorgestellt hat, recht kahl und nüchtern. Schein — alles Schein! Die schönen Paläste, der prächtige Wald: nichts als grell bemalte Leinwand auf rohem Holzgestell! Wer aber Gelegenheit findet, länger und besser zu beobachten, entdeckt des Interessanten genug; gar bald bewundert er die Kunst und die Geschicklichkeit, mit der alle diese Effekte hervorgebracht werden, und

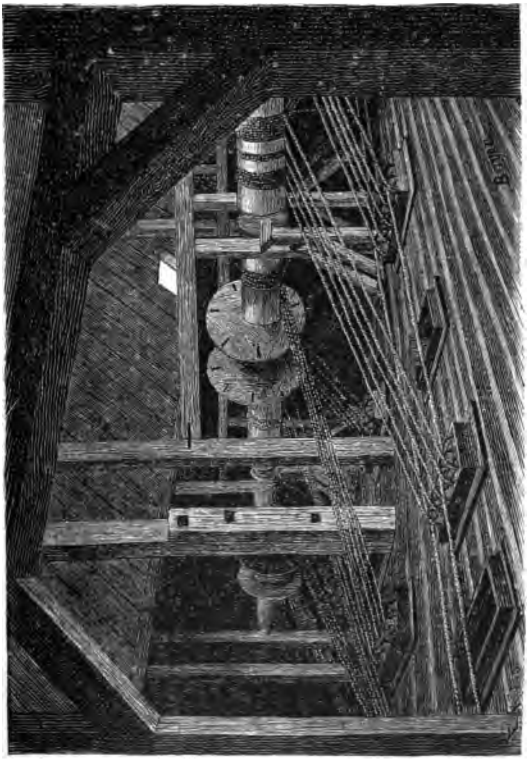
wiederum die Einfachheit, die oft die größten Wirkungen erzielt. Ein ungefähres Bild dieser Wunderwelt zu geben, soweit es der Raum gestattet, dazu sollen diese Zeilen dienen.

Jedes größere Theater zerfällt in drei, ziemlich gleich hohe Theile: in das eigentliche Bühnenhaus, das der Zuschauer größtentheils zu Gesicht bekommt, in die oberirdische Welt, in der die Prospekte hängen, und in die unterirdische der Versenkungen und Geisterwelt. Oberhalb des Bühnenraumes laufen zwei, auch drei offene Gallerien an den Wänden entlang, von denen aus die verschiedenen Hintergründe und Kulissen dirigirt werden. Das Ganze ein Gewirr von Prospekten, Stricken, Ketten und Gerüsten, über welchem sich der eigentliche Schnürboden befindet. Hier laufen diese Stricke und Ketten über Wellen und Räder; hier ist der feste Halt all' der Vorhänge und gemalten Wunder, die sich von oben vor den erstaunten Augen der Zuschauer herabsenken.

Diese Schnürbodenwelt wird natürlich nur bei großen, offenen Verwandlungen, bei Opern, gewissen klassischen und Ausstattungsstücken in Anspruch genommen. Bei Zimmerdekorationen, besonders in modernen Lustspielen, werden auch die Hinterwände vom Boden aus frei aufgestellt und durch festgebohrtes Lattenwerk gestützt. Dieser obere Raum ist so hoch oder noch höher als die Bühne selbst, so daß die großen Hintergründe frei darin hängen können, ohne aufgerollt zu werden. Niedriger ist meist der Versenkungsraum, in den die Geister hinabfahren. Die Vorrichtung dazu entspricht ungefähr einem Fahrstuhl unserer Hotels.

Die Bühne wirkt durch und auf unsere beiden vornehmsten Sinne, Auge und Ohr. Auf das letztere natürlich vor Allem durch das gesprochene Wort, mit dem wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Aber auch in anderer Weise wird das Ohr oft in Anspruch genommen, wobei

es sich willig zu allen Täuschungen hergibt, williger als das schärfer beobachtende Auge. Ein Beispiel dafür ist das Klavier- oder Geigenspiel auf der Bühne, das meistens



Der Schnürboden.

auf dem betreffenden Instrument nur „markirt“ wird, während der eigentliche Spieler die Töne hinter den Kulissen hervorbringt. Bei Geräuschen arbeitet die Phantasie des Hörers blitzschnell.

Hinter der Scene wird mit der Peitsche geknallt (mit-



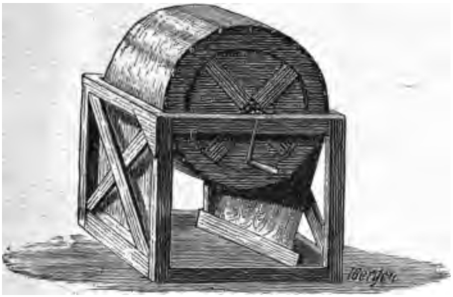
Die Donnertrommel.

telst eines Instrumentes, das einem großen Zirkel gleicht, dessen Schenkel der Inspizient mit Kraft zusammenklappt), und wir sehen im Geiste den Wagen halten, respektive den Schlitten nahen, wenn man ein Schellengehänge schüttelt. Denselben Dienst leistet das Posthorn, dessen allmälig verhallende Töne uns den abfahrenden Wagen vorzaubern, wie das Salvengeknatter eine Schlacht.

Zur Erzeugung verschiedener Geräusche bedient sich die Bühne der verschiedenartigsten Instrumente und Einrichtungen. Interessant ist der „Donnergott“, der auf seiner riesigen Pauke den anschwellenden und wieder verrollenden Donner in's Ohr zaubert. Kleinere Bühnen bedienen sich dazu eines geschüttelten Bleches; doch gibt es noch andere

Vorrichtungen, für deren Schilderung uns hier der Raum fehlt.

Das dazu gehörige Regengeräusch bringt man auch auf allerlei Arten hervor, deren einfachste und gebräuchlichste das Schütteln von Erbsen in einem Sieb ist; oder man läßt Sand durch verschiedene Roste laufen oder Erbsen durch ein spiralförmiges Gestell. Wind und Sturm werden durch die sogenannte Windtrommel erzeugt, deren mit Leisten besetzte Walze sich an der darüber straff gezogenen Seide reibt und so das Pfeifen nnd Rauschen der



Eine Windtrommel.

bewegten Luft sehr getreu nachahmt, deren Windstärke man übrigens durch schnelleres oder sanfteres Drehen regulirt. In der Grillparzer'schen „Ahnfrau“, wo es darauf ankommt, besonders schauerliche Töne, das Knarren eines Wetterhahns u. s. w. hervorzubringen, habe ich eine geschickt gehandhabte Geige zur Anwendung kommen sehen, ein Kniff, den, glaube ich, die Meininger erfunden haben, die überhaupt in der phantasievollen Ausnützung von akustischen Wirkungen eben so epochemachend waren, wie in der Ausgestaltung der optischen. Es gibt dann noch allerlei Krachmaschinen, mittelst deren man dem Ohre veranschaulicht, wie Häuser oder Felsen einstürzen; es sind dies große Gehäuse, in denen man

Steine und Holzstücke herunterpurzeln läßt, oder im Großen nachgeahmte „Knarren", wie sie im Kleinen die Kinder benutzen.

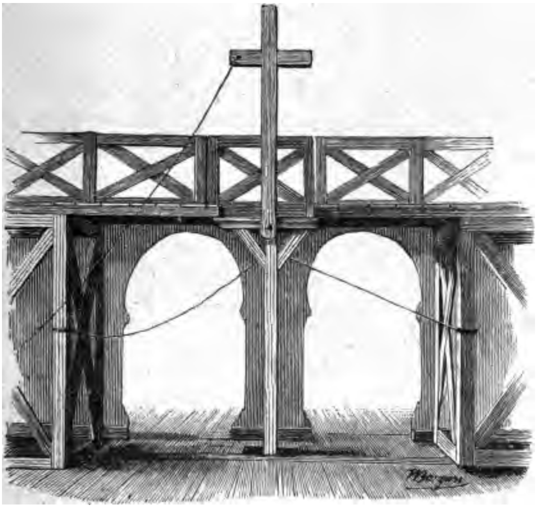
Diese akustischen Effekte treten aber zurück im Vergleich mit den optischen Wirkungen der Scene. Ist doch die Bühne selbst nur ein großer Guckkasten, in den wir nach dem Aufzug der Gardine staunend blicken. Heißt es doch Schauspiel und Schauspielhaus — nach dem Gesicht, nicht nach dem Gehör, trotzdem uns dieses das Dichterwort, den Hauptträger der dramatischen Kunst, vermittelt. Aber es ist auch erstaunlich, welche Fülle von Schaustücken aller Art, von malerischen Prachteffekten, von Licht- und Feuerwirkungen unsere Bühnentechniker durch die verschiedensten Mittel, oft von der einfachsten Art, hervorzuzaubern verstehen.

Daß die Kulissen im engeren Sinne das hauptsächlichste Mittel zur Versinnbildlichung der Scene sind, ist ja Jedermann bekannt, ebenso, daß sie für gewöhnlich aus Hintergrund und Seitentheilen bestehen. Daneben gibt es noch Versatzstücke aller Art: Gebüsche, Brücken, Geländer, Treppen, Bänke, praktikable Häuser und Balkone, Bäume u. dergl. mehr, die vor, neben und zwischen die Kulissen gestellt, gesetzt oder gelegt werden. Es ließe sich ein ganzes Buch über die verschiedenen Gattungen derselben und über ihre Befestigungsarten schreiben. Statt dessen wollen wir nur einige besonders auffallende Dekorationseffekte in Wort und Bild vorführen.

Die Verwandlungen der Scene finden entweder hinter dem Vorhang in aller Ruhe statt, oder es sind sogenannte offene, die sich blitzschnell vor den Augen des Publikums vollziehen. In diesem Fall muß Alles auf's Genaueste vorbereitet und einstudirt sein, damit auf ein gegebenes Klingelzeichen die alten Kulissen in die Höhe rauschen oder in die Tiefe versinken, die neuen sich herablassen oder ver-

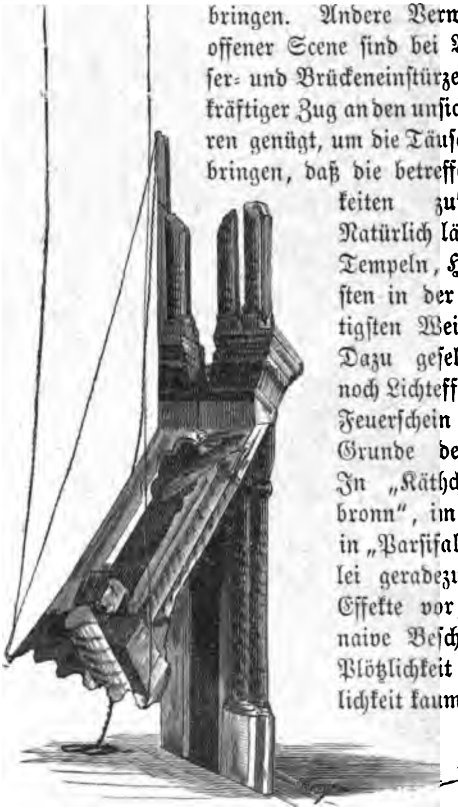
schieben können. In den letzten Jahren verdunkelt man zuweilen die Scene, um dem Zuschauer durch die zu deutliche mechanische Thätigkeit nicht die Illusion zu rauben. Das „Deutsche Theater" Ad. L'Arronge's in Berlin hat davon bei seinen vornehmen Klassiker-Inscenirungen einen häufigeren Gebrauch gemacht.

Als Mittelding zwischen der offenen und geschlossenen



Einsturzbrücke.

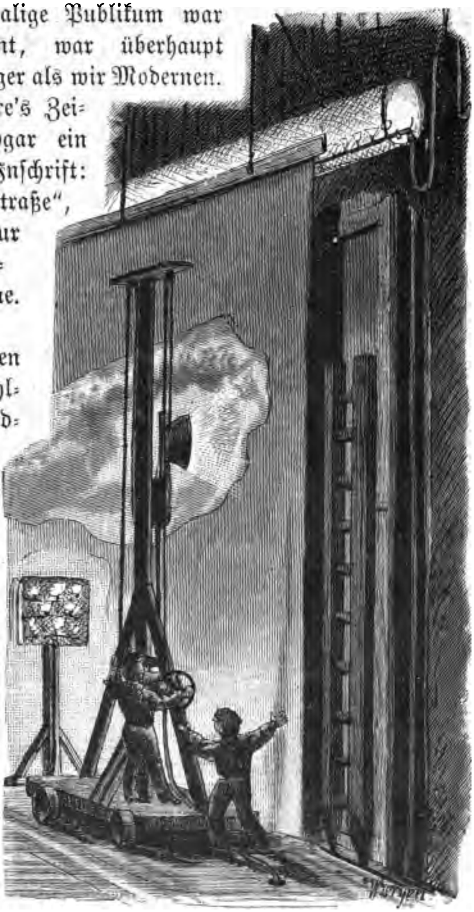
Verwandlung kann man die Wandeldekoration bezeichnen, die hauptsächlich bei Feeerien angewendet wird, deren sich jedoch auch Richard Wagner in seinem Schwanengesang, dem Bühnenfestspiel „Parsifal" bedient hat. Der Hintergrund schlingt sich dabei über zwei Walzen zu beiden Seiten der Scene, durch deren Drehung eine Fortbewegung der Bilder erfolgt. Durch Vordergründe, die sich ebenfalls, aber schneller bewegen, kann man die verschiedenartigsten Effekte hervor-



In Ruine zu verwandelndes Haus.

bringen. Andere Verwandlungen bei offener Scene sind bei Bränden, Häuser- und Brückeneinstürzen nöthig. Ein kräftiger Zug an den unsichtbaren Schnüren genügt, um die Täuschung hervorzubringen, daß die betreffenden Baulichkeiten zusammenstürzen. Natürlich läßt sich dies bei Tempeln, Häusern, Palästen in der verschiedenartigsten Weise modifiziren. Dazu gesellen sich dann noch Lichteffekte, Geräusche, Feuerschein &c. je nach dem Grunde des Ereignisses. In „Käthchen von Heilbronn“, im „Propheten“, in „Parsifal“ kommen derlei geradezu verblüffende Effekte vor, die sich der naive Beschauer in ihrer Plötzlichkeit und Natürlichkeit kaum erklären kann. Das Licht in seinen verschiedenen Abstufungen ist eines der wirksamsten Hilfsmittel der scenischen Kunst. Da das Tageslicht ausgeschlossen ist, so ist bekanntlich eine künstliche Beleuchtung der Bühne unter allen Umständen nöthig. Bis tief in das vorige Jahrhundert hinein bediente man sich des Kerzenlichtes, das natürlich die Bühne im Halbdunkel ließ. Es muß — nach unseren modernen Be-

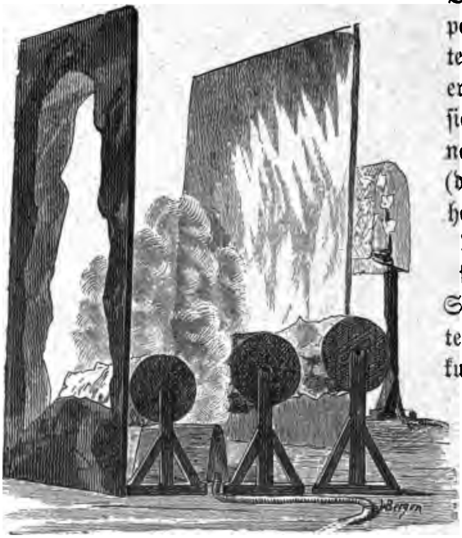
griffen — ein drolliger Anblick gewesen sein, wenn die Lampenputzer bei offener Scene, mitten während der Handlung des Stückes, aus der ersten Kulisse traten und die Rampenlichter „putzten", d. h. die Schnuppen abschnitten; aber das damalige Publikum war daran gewöhnt, war überhaupt phantasiekräftiger als wir Modernen. Zu Shakespeare's Zeiten diente sogar ein Brett mit der Inschrift: „Wald", „Straße", „Rittersaal" zur Versinnbildlichung der Scene. Aus diesem Grunde erklären sich auch die zahllosen Verwandlungen in den Stücken des großen Briten und seiner Zeitgenossen. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts, noch zur Zeit Schiller's und Goethe's, begnügte man sich mit einer bloßen Andeutung des Kostüms. Zu-



Der Mondwagen.

lius Cäsar erschien im Rokokokleide der Epoche, das ein römischer Helm und Mantel für das Publikum in's Antike verwandelte.

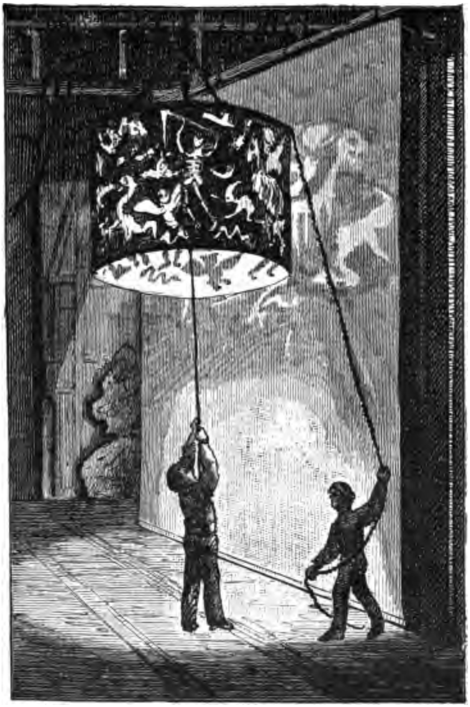
Doch zurück zur Bühnenbeleuchtung, die später durch Oel und Petroleum, dann durch Gas und jetzt zumeist durch elektrisches Glühlicht bewirkt wird. Sie zerfällt in Ober-, in Rampen- und in Seitenlicht. Das erstere befindet sich in den sogenannten Soffiten (den von oben herunterhängenden Kulissenstreifen); das Seitenlicht ist hinter jeder Seitenkulisse angebracht. Das Rampenlicht zieht sich im Halbkreis vorn an der Rampe vor dem Souffleurkasten um die Bühne.



Feuer zur „Zauberflöte“.

Durch gänzliche Verdunklung und allmälige Erhellung kann man Nacht, Dämmerung und Tag herstellen. Durch grüne und rothe Gläser, die sich vor die Lampen schieben, bringt man die verschiedensten Beleuchtungseffekte hervor, wie Sonnenauf- und Untergang, Mondscheinstimmung u. a. mehr. Die ganze Beleuchtung wird durch einen komplizirten Mechanismus regulirt, der in einem Kasten neben der ersten Kulisse zusammenläuft. Der Beleuchtungs-

inspektor ist hier Herr und Meister; er hat seine Bücher und Stichworte, nach denen er arbeitet. Besonders wirksam ist stets der holde Freund der Verliebten, der Mond. Die schimmernde Wolke, durch die er hier scheint, ist natürlich ein transparent gemalter Theil der Hintergrundskulisse. Daß er nöthigenfalls höher und tiefer steigen und seitwärts verschwinden kann, ermöglicht das bewegliche und verschiebbare Gestell, auf dem die Lampe befestigt ist. Es ist meist elektrisches Bogenlicht, das hierbei verwendet wird, ebenso wie zur Sonnenscheibe, für die man sich noch eines stärkeren Reflektors bedient.



Das wilde Heer im „Freischütz“.

Für das eigentliche Feuer wendet man jetzt nach Richard Wagner's Vorgang roth beleuchtete Dämpfe an, wie er sie beim Feuerzauber in der „Walküre“ zuerst benutzt hat.

Daneben spielt der rothe Flammenschein des bengalischen Lichtes noch immer seine Rolle. Allen Lesern bekannt ist die Feuerprobe aus der „Zauberflöte". Der hintere Prospekt ist mit transparenten Flammen bemalt, läßt also das dahinter aufgestellte Licht durch, vor dem rothbeleuchtete Dämpfe aufsteigen, die der Schlauch in einen Kasten leitet. Die sich drehenden Walzen in verschiedener Höhe sind feuerfarbig und glitzernd; sie stellen das flüssige, brodelnde Feuer dar, durch welches Tamino schreiten muß. Die Wirkung ist frappant — und wie einfach die Mittel!

Blitze wurden und werden auf die verschiedenartigste Weise hervorgebracht; doch verdrängt jetzt auch hier die Elektrizät alle anderen Methoden. An kleineren Bühnen benutzt man noch heute Kolophoniumpulver oder Bärlappsamen, den man durch eine Flamme bläst. An größeren läßt man ein Flöckchen Schießbaumwolle oder elektrisches Licht plötzlich aufflammen und wieder erlöschen, um die Helle des Blitzes darzustellen. Das Zickzack der Naturerscheinung selbst, wie es über den Himmel und durch die Lüfte läuft, stellt man durch die elektrische Blitzmaschine dar, eine Art Camera oder Laterna magica, die dieses bläuliche, schnell verschwindende Zickzack auf den Prospekt wirft. Oder dieser letztere enthält ein zickzackartiges Transparent, das sich auf einige Momente erhellt. Einer Art Camera oder Zauberlaterne bedient man sich auch, um Geistersch einungen nicht körperlicher Art hervorzubringen, wie den Walkürenritt oder das wilde Heer im „Freischütz". Eine andere Vorrichtung hierzu ist die transparente Trommel. Der Hintergrund, auf den die grell erleuchteten Figuren der sich drehenden Trommel in vergrößertem Maßstabe geworfen werden, ist natürlich durchsichtig.

Feuer und Licht bringen uns auf das Kapitel von der Feuersicherheit der Theater; doch würde uns das hier zu weit führen. Seit der Aera des elektrischen Lichtes, des eisernen

Vorhangs, der imprägnirten Kulissen, des Regenapparates, der Nothbeleuchtung und Noththüren, die sich nach außen öffnen, des feuersicheren Patentverputzes (System Rabitz), der steinernen Treppen, möglichst für jeden Rang, und so vieler anderen Vorschriften, hat sich ja die Sicherheit erheblich gesteigert. Freilich, Wachsamkeit und Kontrole von Seiten der Feuerwehr sind trotzdem vonnöthen. Und so mag uns denn der wackere Feuerwächter, der in später Nachtstunde am Schnürboden die Runde macht, beruhigen.



Feuerwehrmann mit Kontroluhr.

Neben den Feuer- spielen die Wasserwirkungen eine große Rolle, in allerneuester Zeit eine gar zu große, da man ganze Stücke für einen solchen Effekt geschrieben hat. Der Cirkus begann diese wässerige Aera mit den allbekannten Wasserpantomimen. In England und Amerika, von wo diese „Erfindung“ herstammt, wurden diese Meisterwerke auch zuerst aufgeführt; dann kam ein solches unter dem Titel: „Ein dunkles Geheimniß“ nach Wien, zuletzt auch nach Berlin, wo es aber bald wieder verschwand. Die Bühne ist da in ein Bassin verwandelt mit echtem Wasser, in dem kleine Boote plätschern, das sogar ein Dampfboot durchfurcht, und in das sich zuletzt die Heldin mit lautem Plätschern stürzt. In den Fachblättern erschienen Annoncen: „Eine

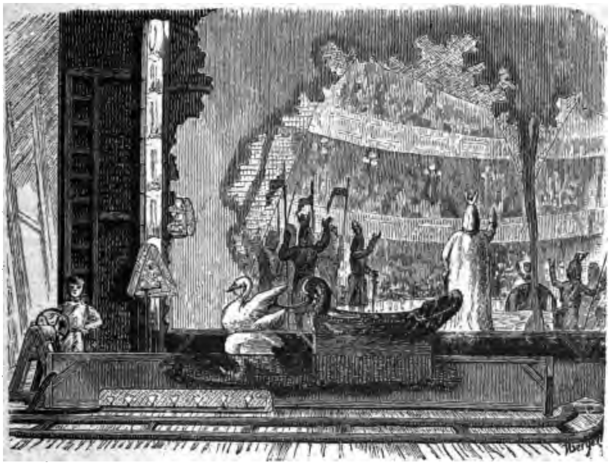
schwimmende Liebhaberin wird gesucht.“ Neben diesen Wassern, die sich allgemach wieder verlaufen, erscheinen uns die anderen Wassereffekte fast unscheinbar. Und doch erregt es in „Freund Fritz“ noch immer eine gewisse Sensation, wenn aus dem Brunnen, an dem Susel mit dem Rabbi Sichel plaudert, echtes Wasser strömt, das durch ein einfaches Pumpwerk aus einem kleinen Reservoir gehoben wird und durch einen unsichtbaren Schlauch wieder abströmt. Aehnlich wird es bei sogenannten „lebenden“ Fontänen gemacht, doch ist die Anwendung von wirklichem Wasser trotz



Ein Wasserfall.

des Zuges der Zeit im Ganzen eine ziemlich seltene. Man begnügt sich meist mit Nachahmungen. Ein „Wassersack“, zusammengenähte, wasserartig bemalte Leinwand, läuft als unendliche Rolle über Walzen. Die Drehung, unterstützt von transparenten Stellen, durch die das Licht flimmert, und von einer schmalen Wasserwand, die davor niederrinnt, erhöht die Täuschung. Wo die ganze Bühne von durchsichtigem Wasser erfüllt sein muß, wie in der ersten Scene des „Rheingold“, bedient man sich mit Glück

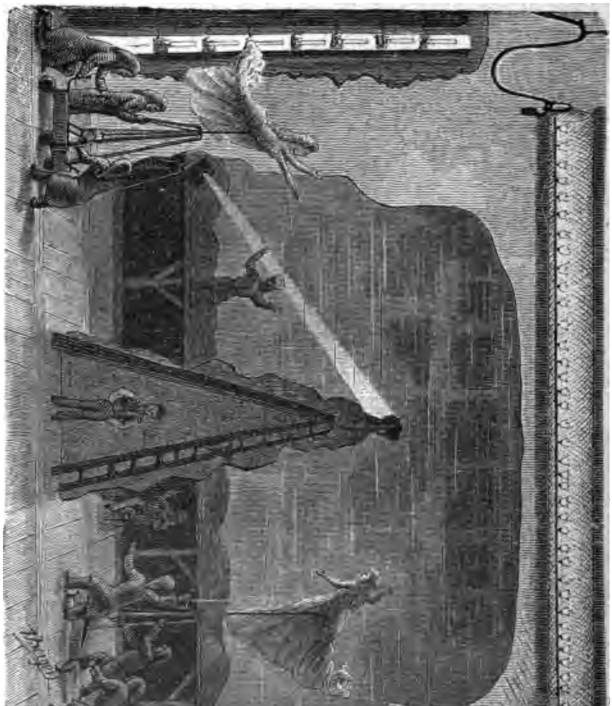
leicht bewegter, mit glitzernden Fäden durchsponnener Gaze. Plastische Schiffe ruhen auf Wagen, auf denen sie über die Bühne gezogen und eventuell auch durch eine Achse in schaukelnde Bewegung gesetzt werden können. Bei der berühmten Ankunft Lohengrin's auf seinem Schwanennachen läuft das Fahrzeug auf Schienen. Der breite Streifen quer über die Bühne ist eine sogenannte Wasserbahn, eine mit



Die Ankunft Lohengrins. (1. Akt.)

Wellen bemalte Leinwand, die an der linken Seite den Schein der Lichter durchläßt, so daß der Effekt glitzernden Wassers erzeugt wird. Wenn mehrere solcher hintereinander aufgespannten Bahnen, die oben die Form von Wellen haben, hin und her geschoben werden, erhält man die Illusion einer bewegten Wasserfläche. Durch einzelne Wasserrollen, die jede für sich durch einen Arbeiter gedreht werden, ist dieser Effekt noch täuschender zu erzielen. So macht es das Berliner Opernhaus bei der Rheinfahrt in der Oper

„Feensee". Einfacher ist es freilich, eine wasserartig bemalte Decke über die Bühne zu legen, unter der Jungen auf allen Vieren herumkriechen. Sehr einfach sind im

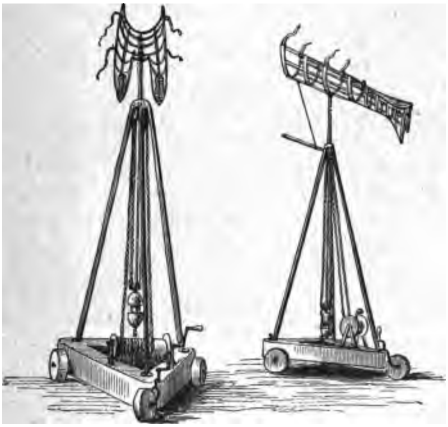


Aus „Rheingold", 1. Akt.

Grunde auch die Schwimmwagen, auf denen die Sängerinnen der Rheintöchter im „Rheingold" festgeschnallt werden, was freilich das Singen nicht gerade erleichtert. Die Gestelle können auf- und niedergewunden werden, während die Wagen zugleich nach vor-, rück- und seitwärts rollen.

Die langen Florgewänder verbergen dabei den Mechanismus ebenso, wie es das wellige Terrain des Hintergrundes thut, das durch Versatzstücke gebildet wird.

Unterdrückt nun die derart vorgeschrittene Theatertechnik, diese bunte Bilderwelt nicht den Geist und das Wort des Dichters? Wäre es nicht besser, zur Einfachheit der Scene zurückzukehren, der ein Shakespeare gehuldigt? Das sind



Schwimmwagen der Rheintöchter (Ring des Nibelungen).

vielerörterte Fragen, die wohl so bald noch nicht entschieden werden dürften, und über die seit einigen Jahren lebhaft hin und her gestritten wird. Aber die Freunde der scenischen Künste können sich auf Goethe berufen, der seinem Theaterdirektor im Vorspiel des „Faust" die Worte in den Mund legt:

. . . „Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen,"

ein Rath, den, wie wir gesehen haben, heutzutage die Bühnenleiter, besonders bei der großen Oper, gewissenhaft befolgen.

Aufgelöste Verlobungen.

Ein Beitrag zur Menschenkenntniß.

Von

Richard March.

Nicht nur Ehen, sondern auch Verlobungen werden aufgelöst, und Menschen, welche die feste Absicht, miteinander einen rechtsgiltigen Bund für's Leben schließen zu wollen, mehr oder minder feierlich kundgegeben haben, gehen plötzlich auseinander und kennen sich nicht mehr.

In der Regel wird als Grund der „Entlobung" das Schwinden jener „ewigen" Liebe angenommen, welche sich das Pärchen, nebst „ewiger" Treue in einer schönen Stunde — und wie viele gibt's deren in der Liebe nicht? — geschworen hat, und es mag damit in achtzig von hundert Fällen wohl auch seine Richtigkeit haben. In den übrigen zwanzig Fällen aber wird das Eheversprechen, wofür die Verlobung schon vor fünftausend und mehr Jahren betrachtet worden ist, aus ganz anderen, zum Theile recht sonderbaren Gründen zurückgefordert und zurückgegeben.

So hat eine junge, schöne und reiche Dame der St. Petersburger Gesellschaft ihre Verlobung mit ihrem Bräutigam aufgelöst, weil derselbe während einer in ihrer Gesellschaft unternommenen Spazierfahrt an ihrer Seite einnicken konnte; und dasselbe that in Spandau eine junge

Fabrikarbeiterin aus dem alleinigen Grunde, weil ihr Verlobter die Nacht vor der Hochzeit durchschwärmt hatte. Eine andere Deutsche, eine Berlinerin, wieder fand darin vollen Grund zur Entlobung, daß ihrem Bräutigam in dem Momente, wo sie ihm aus Versehen auf die neuen und engen Lackstiefeletten trat, infolge des Schmerzes ein Schimpfwort entschlüpfte, und eine englische Dame gab dem Verlobten das Wort zurück, weil er wenig Neigung bezeugte, Geld für Brautgeschenke auszugeben, somit, ihrer Ansicht nach, ein Knicker war. Noch grausamer war eine Schottin. Sie trat zurück, weil er sich unterstanden hatte, in ihrer Gegenwart eine Cigarre zu rauchen. Der Betroffene verklagte hierauf die Schöne wegen Bruch des Verlöbnisses und siehe da! der Richter fällte die für englische heirathslustige Raucher hochinteressante, vom Obergerichte bestätigte Entscheidung, daß die Dame keinen stichhaltigen Grund gehabt habe, aus ihrer Verbindlichkeit zu treten, und deshalb Schadenersatz leisten müsse.

Dergleichen zieht in England fast jede aufgelöste Verlobung nach sich, vorausgesetzt, daß der Mann zur Zeit, als er sich verlobte, bereits 21 Jahre alt, also großjährig war. Vor Erreichung dieser Altersstufe können somit unternehmende Jünglinge selbst „brieflich bestätigte“ Verlobungen auflösen, ohne die sonst unausbleibliche Geldbuße befürchten zu müssen. Dieselbe ist oft sehr bedeutend. Freilich betrug sie bei Mr. Arthur St., der seine Verlobung mit Miß Mathilda W. auflöste, weil er sich mit deren Mutter nicht vertragen konnte, in Anbetracht erwiesener Bösartigkeit der Letzteren, blos einen Farthing (etwa zwei Pfennige), allein es sind z. B. in dem Falle, wo der Verlobte zurücktrat, weil es sich herausstellte, daß seine Braut arm war, 2000, und in einem anderen Falle der Beschädigten einmal 50,000 Pfund Sterling zugesprochen worden, was daher kommt, daß in England die Verlobung eben als rechts-

verbindlich, und deren Auflösung so rechtswidrig angesehen wird, daß sie, wie ein englischer Anwalt einmal sagte, selbst der Tod nicht zu entschuldigen vermag.

Anlaß zu dieser Aeußerung bot ein Prozeß, der darauf hinzielte, einen als Verlobten verstorbenen Mann wegen Auflösung des Verlöbnisses schadenersatzpflichtig zu machen. Der Advokat des Testamentsvollstreckers lachte über diese Zumuthung. In seinen Augen war ein Verlöbniß rein persönlicher Natur, das mit dem Erlöschen der Person, also mit deren Tode, aufhöre, allein der klägerische Anwalt sah darin einen Vertrag, für dessen Bruch auch nach dem Tode auf Schadenersatz geklagt werden könne, und die englischen Richter gaben ihm in Anbetracht des Umstandes Recht, daß der Verstorbene vor seinem Hinscheiden wiederholt gemahnt wurde und Zeit genug gehabt hätte, sein Wort einzulösen.

Prozesse wegen willkürlicher einseitiger Auflösung einer Verlobung kommen nächst England am zahlreichsten in Amerika vor, und dort, vor einem New-Yorker Gerichte, ist auch die älteste schmählich Entlobte der Welt, Mathilde P., als Klägerin aufgetreten. Sie war bereits volle 72 Jahre alt, erhielt aber als Pflaster auf die, wie sie sagte, besonders tiefe Wunde, die ihr ein gleichalteriger Kaufmann geschlagen, 800 Dollars. Der Verurtheilte zahlte diesen Betrag mit Wonne, denn, meinte er, sie habe gedroht, ihm die Hölle auf Erden zu bereiten.

Hiermit wären wir wieder bei den Entlobungsgründen angelangt, und da müssen wir vor Allem jenes Grundes gedenken, der uns der seltsamste zu sein scheint. Man höre nur, um was es sich handelt. In Birmingham lebte und lebt wahrscheinlich noch ein etwas spleeniger Herr, Namens Mollin, der mit einer reizenden jungen Dame verlobt und von dem Verlangen beseelt war, die Feier seiner Hochzeit so großartig als möglich zu gestalten. Daher

wollte er sich, was die Ceremonie in der Kirche anbetrifft, auch nicht auf den Pastor verlassen, sondern verlangte eine Generalprobe derselben, um Einzelheiten, die ihm mißfallen könnten, noch bei Zeiten abzuändern. Nachdem sich Mr. Mollin beim Kirchenamte verpflichtet hatte, die doppelte Taxe zu zahlen, fand sich der Pfarrer auch zur Hochzeits-Generalprobe thatsächlich bereit. Die Braut erschien inmitten ihrer Verwandtschaft; der Zug bewegte sich langsam zum Altare, dort harrte der Priester im Ornate. Mr. Mollin, der eifrig in der Kirche umherlief, traf einige Abänderungen; endlich erklärte er sich zufriedengestellt, allein damit Alles wie am Schnürchen gehe, setzte er eine Wiederholung der Generalprobe auf den nächsten Tag fest. Es kam aber nicht mehr dazu, denn die Braut löste mit der Erklärung, sie verzichte darauf, sich mit einem Manne trauen zu lassen, der Alles so peinlich genau nehme, das Verlöbniß auf.

Nicht übel ist auch nachfolgende Entlobungsgeschichte. Ein in San Francisco lebender Marinearzt wurde zu einer längeren Fahrt beordert. Während seiner Abwesenheit hörte seine Verlobte medicinische Vorlesungen und wurde Homöopath. Der Marinearzt, ein Allopath, warf nach seiner Rückkehr seiner Braut vor, daß sie eine Quacksalberin sei, während sie ihn einen altmodischen Schlächter nannte. Und so haben Beide wegen Unverträglichkeit in den Ansichten über medicinische Schulen ihre Verlobung aufgehoben.

In New-York wieder ist die Zahl der Entlobungsgründe dadurch vermehrt worden, daß ein Offizier die Verlobung aufhob, weil ihm seine Braut am Neujahrstage mit der Meldung überraschte, im abgelaufenen Jahre durch Börsenspekulationen 25,000 Dollars — gewonnen zu haben. Triumphirend überreichte sie ihm den Gewinn, damit er darüber verfüge, er aber warf ihr das Geld vor die Füße und erklärte, unter keiner Bedingung ein Mädchen heirathen

zu wollen, das seine Weiblichkeit so weit vergessen habe. Ungefähr dasselbe sagte ein Pariser Fabrikant seiner Verlobten, als er erfuhr, daß sie mit „politischen" Frauen, wie Hubertine Auclerc, Luise Michel und Anderen Umgang pflog und die Absicht ausgesprochen habe, sich als Deputirte wählen zu lassen.

Diese Entlobungsgeschichte kam übrigens auch vor Gericht, und hier wurde der Grund des Fabrikanten als ebenso schwer wiegend anerkannt, wie jener, den ein Mann aus dem Volke zur Entschuldigung der Auflösung seines Verlöbnisses vorbrachte. Seine Braut verstand nämlich von der edlen Kochkunst nichts und war daher, wie der Richter entschied, vorerst wirklich heirathsunfähig. Dagegen aber wurde jener Mann, der Angesichts des Umstandes, daß sich seine Erkorene als zu musikalisch erwies und jeden freien Augenblick am Klavier verbrachte, zur Auflösung der Verlobung schritt, als wortbrüchig hingestellt, und ihm nahe gelegt, die Klavierwuth in geeigneter Weise zu heilen, was er denn auch, um nicht Schadenersatz zahlen zu müssen, thun zu wollen erklärte.

Das gleiche Erkenntniß erfloß in dem Falle, wo unbezähmbare Tanzlust des Mädchens als Entlobungsgrund figurirte. „Sehen Sie, Herr Richter," sprach während der Verhandlung dieser Angelegenheit der verklagte Mann, ein biederer Deutscher, „ich selber kann nicht recht tanzen, habe aber den Winter über einen Tanz nach dem anderen mitmachen müssen, weil sie es so wollte. Und wollte ich einmal nicht, dann mußte ich ruhig zusehen, wie sich Andere mit ihr im Kreise drehten. Das ist für einen Bräutigam denn doch zu viel, und darum will ich sie lieber nicht heirathen." — „Thun Sie's trotzdem," entgegnete der Richter. „Als Ehemann haben Sie ja Mittel genug, gewisse Launen Ihrer Frau zu bannen."

Die Richter aller Länder kommen überhaupt sehr oft

in die Lage, Klägern und Verklagten in Entlobungssachen einen guten Rath zu ertheilen, denn nicht wenige Verlöbnisse werden aus ganz nichtigen Gründen aufgelöst. In Belgien z. B. geschah dies einmal deshalb, weil der Bräutigam aus Scheu vor der Oeffentlichkeit durchaus nicht zu bewegen war, die Trauung anders als bei geschlossenen Kirchenthüren und nur in Gegenwart der nothwendigen Zeugen vornehmen zu lassen, und in St. Petersburg hat ein Herr Michael K. sein Wort infolge der plötzlich gemachten Entdeckung zurückgenommen, daß das Antlitz seiner Braut denn doch nicht den reinen russischen Typus zeige — ein nichtiger, vielleicht der nichtigste aller Entlobungsgründe.

Uebrigens steht außer Frage, daß die Auflösung einer Verlobung, insoferne sie vom Manne ausgeht, für das Mädchen unter Umständen nicht nur eine Schmach, sondern auch ein Unglück bedeuten kann. Man denke nur, welch' ein Aufsehen es erregt, wenn, wie dies in Wien geschah, ein stadtbekannter, hochangesehener, ernster Mann sein Verlöbniß mit einer Dame aus vornehmem Bürgerhause kurz vor der Hochzeit auflöst. Wie die Leute die Köpfe zusammenstecken, wie sie zischeln, sich in Vermuthungen aller Art ergehen und den betroffenen weiblichen Theil fortan mit scheelen Blicken betrachten. Ach, die Bedauernswerthe! Preisgegeben allen bösen Zungen, fast unmöglich in der Gesellschaft ist sie.

So ging es auch der oben erwähnten Wienerin. Man war lange auf Muthmaßungen angewiesen, was die plötzliche Aufhebung der Verlobung veranlaßt haben könnte, endlich aber kam doch die Wahrheit zu Tage: es war ein Mißverständniß. Der Mann hatte die nunmehrige Entlobte in Gesellschaft ihrer jüngeren Schwester auf einem Balle gesehen und sich in die jüngere Schwester so sterblich verliebt, daß er sogleich den Entschluß faßte, sie

zu heirathen. Und deshalb schrieb er schon nach kurzem Verkehre in der Familie der Erwählten an deren Vater einen Brief in welchem er ihn um die Hand des geliebten Mädchens bat. Postwendend erhielt er zustimmenden Bescheid und eilte auf den Flügeln der Liebe zu ihr, um ihr den ganzen Jubel seiner Seele zu verkünden. Doch wie geschah ihm! Nicht die jüngere Schwester, sondern die ältere begrüßte ihn als Bräutigam. War das ein Scherz? Er schmeichelte sich eine Weile mit diesem Gedanken und dann, als er dies nicht mehr konnte, hatte er nicht den Muth, das Mädchen aus seinem Traume zu wecken und — verlobte sich mit demselben. Wie der Irrthum entstanden ist, wird man fragen. Nun, sehr einfach. Der Verliebte war etwas zerstreut und hatte in dem Briefe, womit er um die Dame seines Herzens warb, statt Marie den Namen Anna geschrieben. Ein vorhandenes Konzept belehrte ihn über diesen verhängnißvollen Irrthum, und von da an war er fest entschlossen, die Verlobung aufrecht zu erhalten und sich in seine traurige Lage hineinzufinden. Indeß so willensstark und tapfer er auch war, die Kraft, das Opfer zu bringen, verließ ihn an dem Tage, an welchem sich Marie verlobte. Jetzt erst offenbarte er das Mißverständniß und erklärte, sein Wort zurücknehmen zu müssen, sollten nicht zwei Menschen tief unglücklich werden. Gleichzeitig bot er der Entlobten 100,000 Gulden (etwa 170,000 Mark) als Entschädigung an, wurde jedoch zurückgewiesen, denn das Mädchen liebte ihn, und alles Gold der Erde war nicht im Stande, ihr das verlorene Lebensglück zu ersetzen. Und auch das des Helden dieser wohl einzig dastehenden Verlobungsgeschichte ward durch die Auflösung seiner Verlobung nicht wieder hergestellt. Im Gegentheile, er wurde von Tag zu Tag elender und kehrte schließlich Wien und Europa den Rücken, um fern in Indien die schlimmen Folgen allzugroßer Zerstreutheit zu vergessen.

Denn am Ende hatte nur diese das Unheil verschuldet. Auch wäre dies gewiß nicht eingetreten, und — getrost sagen wir es — manche Verlobung würde nicht aufgelöst werden, wenn das starke Geschlecht von der Sitte, oder besser Unsitte, lassen wollte, Werbungen auch dort schriftlich vorzubringen, wo dies leicht mündlich geschehen kann. Freilich ist nicht Jeder redegewandt in ernsten Stunden, allein so viele Worte stehen doch männiglich zu Gebote, als nöthig sind, um die Hand eines Mädchens zu begehren, und wer sie nicht spricht, sondern schreibt, der offenbart wenig Selbstvertrauen. Und so hat er's gewöhnlich sich selbst zuzuschreiben, wenn nicht Alles klar, die wichtige Mitgiftfrage z. B. so wenig erörtert worden ist, daß sie hinterher zur Lösung des Verlöbnisses führt. Auch „frühere Verhältnisse" werden so gerne verschwiegen, kommen aber meist nach der Verlobung doch zu Tage und bilden dann den Auflösungsgrund. In Anbetracht dessen nahm denn auch ein gewisser Lebemann sein Wort in dem Momente zurück, als er erfuhr, daß sein zukünftiger Schwiegervater Erkundigungen über seine Vergangenheit einziehen wolle. Ganz natürlich! Er wußte ja, daß das Resultat dieser Erkundigungen ein für ihn sehr nachtheiliges sein und zur Zurückgabe seines Wortes führen werde, und zog es daher vor, selbst zu brechen.

Früherer Verhältnisse wegen büßte unter anderen auch ein deutsches Mädchen ihren Verlobten ein — eine alltägliche Geschichte, von der nicht weiter gesprochen zu werden brauchte, wenn sie nicht in einem öffentlichen Blatte in folgender Weise zur Kenntniß weiterer Kreise gebracht worden wäre: „Meine Verlobung mit Fräulein Minna, Tochter des Herrn Abdecker Kurt F., ist aufgehoben, da die Verlobung im Versehen von mir geschehen ist, indem ich erst hinterher erfuhr, daß Fräulein Minna Neigung zu einem Schneiderlehrlinge hatte, und ich nicht dessen

Nachtreter in ihrem Herzen sein wollte.“ So lautete diese originelle Entlobungsanzeige und ward, ganz wider Erwarten ihres Verfassers, vom Publikum mehr lächerlich als triftig befunden.

Als absolut triftig kann überhaupt nur die in einem ungarischen Blatte veröffentlichte Erklärung betrachtet werden: „Um Leichtgläubige vor Nachtheil zu bewahren und um Irrthümern vorzubeugen, finde ich mich hiermit veranlaßt, zu erklären, daß die Verlobung meiner Tochter mit Ernest Graf N. aus dem Grunde endgiltig gelöst und alle Beziehungen zu demselben vollends abgebrochen wurden, weil ich erst jetzt in Erfahrung gebracht, daß obenbenannter Ehekandidat bereits vor drei Jahren eine rechtsgiltige Ehe im Auslande geschlossen hat. B. P., Laszlo.“

In der That, Jemand, der schon verheirathet ist, darf sich nicht mehr verloben, und wenn er es dennoch thut, dann ist er ein Betrüger und kann sogar moralisch zum Mörder werden, denn nicht wenige weibliche Wesen hat eine derartige Schmach in Tod und Verderben getrieben, wie denn aufgelöste Verlobungen überhaupt gar oft Katastrophen im Gefolge haben, die an Tragik nichts zu wünschen lassen. So ist vor ein paar Jahren die junge italienische Schauspielerin Armida Ch. vom Bord des Dampfers „Manilla“, auf dem sie aus Südamerika heimkehrte, in den Ocean gesprungen, unmittelbar nachdem ihr Verlobter sein Wort zurückgenommen hatte.

Doch nicht alle Verlobte nehmen die Sache so tragisch. Da ist z. B. Eugenie Desirée Clary, die schöne Tochter eines Marseiller Seidenhändlers. Joseph Bonaparte, nachmals König beider Sizilien und Spaniens, liebte sie und verlobte sich mit ihr. Da aber kam sein Bruder Napoleon und sagte nach Erkenntniß der Situation, Mann und Frau müßten verschiedenen Temperamentes sein, um einander

zu ergänzen, Joseph und Desirée aber seien Beide ruhige Naturen, weshalb er rathe, das Verlöbniß zu lösen. „Nimm Du die energische Julie, die Schwester Deiner bisherigen Braut, zur Frau, ich aber werde mich mit der sanften Desirée verloben," schloß er seine Auseinandersetzung, und es geschah zu allseitiger Zufriedenheit nach seinen Worten.

Wie bald aber löste Napoleon dieses Verlöbniß durch seine Vermählung mit Josephine Beauharnais! Als Desirée davon erfuhr, schrieb sie ihm: „Sie sind also vermählt, die arme Desirée darf Sie nicht mehr lieben, sie darf nicht mehr an Sie denken. Vermählt! Ich kann mich mit dem Gedanken nicht vertraut machen — er tödtet mich — ich kann ihn nicht überleben. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich meinem Versprechen treuer zu bleiben verstehe. Trotzdem Sie das Band, das uns umschlang, zerrissen, werde ich mich nie mit einem Anderen verloben."

Aber sie verlobte sich doch, und zwar mit dem General Bernadotte, der sie auch heirathete und zur Königin von Schweden machte.

Doch, wie schon gesagt, geht die Sache nicht immer so gut aus, und Jeder sollte daher an dem Grundsatze festhalten, daß die Verlobung ein rechtsverbindliches Eheversprechen ist. Die Griechen und Römer, sowie alle Völker, deren die Geschichte des Alterthums gedenkt, waren hiervon ganz durchdrungen, und hatte der Mann seiner Erkorenen den Verlobungsring gegeben, so war dies ein Zeichen, daß ihre getroffene Verabredung, einander zu heirathen, als unerbrüchlich und so gut wie unterschrieben und besiegelt zu betrachten sei. Die Auflösung solch' eines Verlöbnisses, ein Zurücktreten war damals einfach unmöglich; es kam erst im Mittelalter auf, doch war eine gewisse Zeit, 6 bis 12 Monate, festgesetzt, innerhalb welcher der

Verlobungsring zurückgegeben werden konnte. Sonst mußte geheirathet werden. Nachmals aber hieß es immer häufiger:

„Herum gescherzt, herum geherzt,
Und endlich gar verlassen,"

und heute wandern die Ringlein von einer Hand zur andern, man zahlt „Reugeld" wie in China, wo die Scheidung vor der Hochzeit den Verlust aller der Verlobten gemachten Geschenke nach sich zieht, und im Grunde genommen halten derzeit nur die Wilden die Verlobung für unauflöslich.

Wir sind aber weit entfernt davon, die Wilden deshalb als die „besseren Menschen" hinzustellen. Besser ist es in jedem Falle, wenn die Verlobten bei richtiger Erkenntniß der Verschiedenheit der Charaktere auseinander gehen, als in eine Ehe hineinlaufen, die für Beide unglücklich ausfällt. Vor leichtfertigem Bruch eines Verlöbnisses aber bewahrt die Frau meistens die Furcht vor dem öffentlichen Tadel, den Mann die Rücksicht auf das Portemonnaie, wenn auch weibliche Wesen von Zartgefühl wohl nicht klagbar, sondern sich mit dem Bewußtsein trösten werden, daß eine ohne eigene Schuld aufgelöste Verlobung wohl ein Herzeleid, vielleicht ein Unglück, aber niemals eine Schande sein kann, daß aber, sich ein gebrochenes Eheversprechen mit Geld bezahlen zu lassen, auf keinen Fall ehrenvoll ist, weshalb wir wünschen, daß diese Art der Genugthuung noch recht lange auf England und Amerika beschränkt bleiben möge.

Mannigfaltiges.

Ein Unersättlicher. — Es war in Nizza. Mit einem Freunde hatte ich soeben ein großes Hotel verlassen, und der langbärtige, hochgewachsene und sehr stattlich aussehende Portier schloß hinter uns die Thür.

„Was denken Sie von dem Manne?“ fragte mein Freund, als wir die Straße erreicht hatten.

„Dieser Portier muß jedenfalls bessere Tage gesehen und einer ganz andern Gesellschaftsklasse angehört haben, denn er verabschiedete sich von uns nicht mit der Aufgeblasenheit eines unverschämt gewordenen Hausdieners, sondern mit der unverfälschten Haltung eines vornehmen Mannes.“

„Sie haben Recht. Unser Portier gehört einem alten, freiherrlichen Geschlecht an.“

„Sie scherzen.“

„Durchaus nicht. Ich kenne zufällig seine Geschichte; soll ich sie Ihnen erzählen?!“

Wenn nicht aus Neugier, mußte ich aus Höflichkeit antworten: „Gewiß, sie wird mich sehr interessiren,“ und der Freund begann:

„Unser Baron kam vor etwa fünfzehn Jahren zu seiner Erholung an die Riviera; natürlich mußte auch der Spielhölle von Monte Carlo ein Besuch abgestattet werden, die freilich damals noch nicht jene Pracht entfaltete, mit der sie heute Alles zu blenden sucht. — Ein paar Louisd'or kann man ja springen lassen. Der Baron spielt mit wechselndem Glück; bald zieht ihm der Croupier mit seinem Rechen den Einsatz fort, bald wird ihm eine Summe als Gewinn zugeworfen.

Da klopft Jemand dem Baron leise auf die Schulter; er schaut auf und in das Antlitz eines alten, lieben Kameraden, mit dem er jahrelang bei einem Regiment gestanden, den er aber aus dem Gesicht verloren hat, als Beide den Abschied genommen hatten. Der grüne Tisch ist für einen Augenblick vergessen. Der Baron springt auf und wendet sich nur noch an seinen Tischnachbar mit den Worten: „Bitte, lassen Sie den Einsatz so lange stehen, bis ich wiederkomme;" nimmt dann den Arm seines ehemaligen Kameraden und ist mit diesem bald im lebhaften Geplauder begriffen.

„Aber hattest Du nicht gesetzt?" fragte endlich der Freund. „Willst Du Dich nicht einmal darnach umsehen, was aus Deinem Gelde geworden ist?"

„O, die paar Louisd'or werden längst in den Abgrund gerollt sein," antwortet der Baron und nähert sich mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt dem Spieltisch wieder.

„Schwarz gewinnt — Roth verliert," ruft soeben der Croupier, und dann werden eine Menge Banknoten zu einem bereits sehr ansehnlichen Häufchen geschoben, das auf Schwarz liegt. Der Baron will seinen alten Platz einnehmen; gerade dort liegt der Berg von Goldstücken und Banknoten, und er hat eben die Frage auf den Lippen, wem diese große Summe gehöre, da bemerkt sein Nachbar: „Das ist aus Ihren acht Louisd'or geworden. Nehmen Sie nur das Geld an sich, aber lassen Sie die Hälfte auf Schwarz stehen; Schwarz ist im Glück."

„Nein, zieh' Alles zurück und bring' den Raub in Sicherheit," flüstert ihm der Freund zu, und der Baron hält es auch für das Klügste, diesem Rathe zu folgen.

Er bemächtigt sich in freudiger Aufregung seines Gewinnes, denn auch den Kältesten verläßt ein wenig die Ruhe, wenn ihm ganz unerwartet ein solches Sümmchen in den Schoß fällt.

„Schwarz gewinnt — Roth verliert," läßt sich wieder die eintönige Stimme des Croupiers vernehmen.

„Na, hatte ich nicht Recht?" sagte der Nachbar. „Jetzt hätten Sie 12,000 Franken mehr. Man muß seinem Glücke nicht aus dem Wege gehen."

„O, ich bin schon zufrieden," entgegnet der Baron und wäh-

rend er die Beute in seine Taschen unterzubringen sucht, fragt er den Nachbar leise: „Aber wie haben Sie es gemacht, daß aus meinen paar Louisd'or diese ungeheure Summe geworden ist?"

„Das ist sehr einfach. Als Sie fortgingen, standen für Sie auf Schwarz acht Louisd'or. Nun kam gerade eine hübsche Serie von Schwarz; ich ließ Alles stehen, und so wuchs Ihr Gewinn wie ein rollender Schneeball. Sehen Sie, Schwarz ist noch immer am Gewinn. Wie schade, daß Sie Ihr Geld nicht länger stehen ließen."

„Dann trage ich also die Schuld, daß Du nicht mehr gewonnen hast," sagte der Freund ein wenig betreten.

„Nein, ohne Dein plötzliches Erscheinen und ohne die Verwegenheit unseres lieben Landsmannes hätte ich überhaupt nicht so viel Geld gewonnen, denn ich würde nicht den Muth gehabt haben, so weit zu gehen, sondern meinen Satz viel eher zurückgezogen haben."

„Ich dachte," entgegnete der gefällige Nachbar, „schlimmsten Falls geht ja nur der Satz flöten, den der Herr schon verloren gegeben hat."

„Sie haben Recht, und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar," bemerkte der Baron; „aber für heute hab' ich wirklich genug," und er ladet den Fremden und seinen Freund ein, im Hotel de Paris bei einer Flasche Sekt und mit einem guten Souper den glänzenden Sieg zu feiern.

Man bleibt einige Stunden fröhlich zusammen und dann geht der Andere an den grünen Tisch zurück, die Freunde sind allein und nun erst zählt der Baron in Ruhe seinen Gewinn. Es sind gerade 80,480 Franken. Nun werden Pläne für die Zukunft entworfen. Mit dieser Summe kann das kleine, im Lauf der Zeit recht unscheinbar gewordene Schlößchen wieder glänzend hergestellt werden und es bleibt noch so viel übrig, um die Ländereien zu verbessern. Genug, der Baron, der bisher auf dem von seinen Vätern ererbten Besitzthum mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat, sieht jetzt plötzlich in eine rosige, lachende Zukunft ...

„Und wirst Du das Geld der Spielbank nicht wieder zurückbringen?" fragt der Freund besorgt.

„Wo denkst Du hin? So thöricht bin ich nicht! Ich gebe

dem Wirth zur Aufbewahrung sofort 75,000 Franken, das sind rund 60,000 Mark, und mit dem Rest kann ich ja morgen mein Heil noch einmal versuchen."

„Es wäre besser, wenn Du gleich morgen mit mir nach Hause reistest," mahnt der getreue Eckardt.

„Sei ohne Sorgen, mehr als 5000 Franken werden auf keinen Fall auf's Spiel gesetzt, dann hör' ich auf." —

Der Wirth empfängt die 75,000 Franken, schließt sie in seinen Geldschrank ein und stellt einen Schein über die Summe aus.

„Aber Sie geben dies Geld auf keinen Fall heraus, auch wenn es der Herr Baron schon morgen wieder zurückfordern sollte," bemerkte der Freund. „Bist Du damit einverstanden?"

„Ganz recht," erwiederte lachend der Baron, auf den die Vorsicht seines Kameraden erheiternd wirkt. „Du kennst die menschliche Schwäche, aber Du hast nichts zu fürchten. Also Herr Wirth, ich bitte Sie, mir mein Depot nur kurz vor meiner Abreise herauszugeben und vorher nicht einen Centime. — Bist Du nun zufrieden und beruhigt?"

Die Freunde trennen sich, denn der Andere muß schon am folgenden Tage in die Heimath zurückreisen, während der Baron den Spielsaal aufsucht, um mit dem Gewinnüberschuß dem Glück noch einmal die Hand zu bieten.

Nach wenigen Stunden kehrt er in sein Hotel zurück und läßt den Wirth rufen. „Geben Sie mir von meinem Depot 10,000 Franken!"

Der Wirth zuckt die Achseln. „Das darf ich nicht, Herr Baron. Man hat es mir verboten."

„Wer?"

„Sie selbst."

„Unsinn, ich habe Eile. Bitte, halten Sie mich nicht auf und geben Sie mir mein Geld heraus."

„Sie haben mir ausdrücklich in Gegenwart Ihres Freundes befohlen, vor Ihrer Abreise nicht einen Centime herauszugeben, und es ist in Ihrem eigenen Interesse, Herr Baron."

„Langweilen Sie mich nicht!" unterbricht ihn dieser verdrießlich. „Geben Sie mir die 10,000 Franken."

„Die Sie nur verspielen würden! Ich kann dies nicht verantworten, Herr Baron."

„Sie wollen mich doch nicht bevormunden?"

„Das nicht, Herr Baron, aber Sie haben mir Ihr Geld unter der ausdrücklichen Bedingung anvertraut —"

„Ach, hören Sie auf! Es ist *mein* Geld, und ich kann es jeden Augenblick zurückfordern. Ich finde Ihre Weigerung ganz unpassend. Jetzt will ich das ganze Depot."

„Sie werden es bereuen, Herr Baron, wie es vor Ihnen schon Tausende bereut haben."

„Ich bitte, halten Sie mir keine Moralpredigten, sondern geben Sie mir meine 75,000 Franken."

„Herr Baron —"

„Nun ist meine Geduld zu Ende!" ruft dieser in höchster Aufregung aus. „Wenn Sie mir nicht sofort mein Depot herausgeben, wende ich mich an die Polizei."

Jetzt geht auch die Geduld des Wirthes zur Neige; er tritt an seinen Geldschrank, zieht das wohlverwahrte Packet heraus und überreicht es dem Baron mit einer höflichen Verbeugung und mit den Worten: „Bitte, sehen Sie nach, ob die Summe stimmt."

Der Baron stürzt fort, ohne zu zählen; schon nach einigen Stunden kommt er zurück.

Er hat Alles verloren.

Er schreibt an seinen Bankier und läßt sich neues Geld schicken; auch dieses wird von der unersättlichen Spielbank verschlungen; die launenhafte Glücksgöttin hat sich nun einmal von unserem Baron gewendet und kehrt nicht mehr zurück.

Aber der Verblendete trägt sich mit der trügerischen Hoffnung, daß er dennoch das Glück zwingen werde. Und wie all' diese Unseligen, die an der Spielbank viel verloren haben, hofft er dies zu erreichen, sobald er nur im Stande ist, mit größeren Mitteln am grünen Tisch zu sitzen und einen sicheren Einsatz zu wagen.

Der Baron reist nach Hause, verkauft rasch sein schönes Besitzthum und kehrt mit der ganzen, ihm zur Verfügung stehenden Summe nach Monte Carlo zurück. Er ist überzeugt, daß er jetzt das einzig richtige, unfehlbare Spielsystem entdeckt hat und daß er nicht nur all' seine Verluste rasch zurückerobern, sondern noch einen ungeheuren Gewinn davon tragen wird.

Nach wenigen Wochen hat der von blinder Spielleidenschaft ergriffene Mann den letzten Louisd'or verloren und sieht sich dem Nichts gegenüber. Ein letzter Rest von Lebenslust hält ihn davon ab, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und so ist er glücklich, als er endlich einen Unterschlupf in jenem großen Hotel findet, das wir soeben verlassen haben. Der Mann hat jetzt seinen jähen Sturz so gut überwunden, daß er ganz selbstzufrieden in die Welt schaut und beinahe völlig vergessen hat, daß es eine Zeit gab, wo er nicht Portier war und wo man ihn Herr Baron nannte."

„Und welche Lehre können Diejenigen daraus ziehen, die nach Monte Carlo pilgern und dort einmal ihr Glück am grünen Tisch versuchen wollen?" fragte ich meinen Freund.

„Aufhören, wenn man verloren, aber auch aufhören und für immer aufhören, wenn man gewonnen hat," war die Antwort. „Alle, die dort spielen, gehen nur an der Unersättlichkeit zu Grunde. Es ist eine alte Wahrheit: wir bedürfen wenig, wenn wir unglücklich sind; unersättlich aber macht uns das Glück."

Ludwig Habicht.

Gemeinschaftliche Jagden der Thiere. — Wenn wir wissen, welche ungemeine Anhänglichkeit manche Thiere aneinander besitzen, so wundern wir uns nicht, von zuverlässigen Beobachtern zu hören, daß sich verschiedene Thiere auch gegenseitig beistehen, sowohl zu gemeinsamer Jagd, wie zur Vertheidigung gegen ihre Feinde. So suchen Schwalben sehr oft Gefangene ihrer Art zu befreien, helfen einander beim Nestbau, und wenn der Spatz sich eines ihrer Nester bemächtigt hat, so beobachtet man mit Vergnügen, wie auf das Zetergeschrei der Beraubten die Schwestern oft massenhaft herbeieilen, um den frechen Eindringling zu verjagen. Bei diesem Kampfe geht meist der kleine Bau zu Grunde; dann bringt jede ein Schnäbelchen feuchter Erde herbei, und in wenigen Tagen ist das Nestchen wiederhergestellt.

In Rußland kommt es gar nicht selten vor, daß Wölfe sich beim Angriff auf eine Heerde gegenseitig unterstützen. Sind es nur zwei, so legt sich der eine in einen Hinterhalt, während der andere der Heerde entgegengeht, bis er, vom Hunde hart verfolgt, nach dem Walde eilt. In diesem Augenblicke stürzt der andere

Wolf aus seinem Verstecke hervor, ergreift ein Schaf und trägt es flugs davon, bevor noch der treue Wächter wieder zurückgekehrt ist.

Der Fuchs läßt sich zwar seine Jagdkniffe nicht gern von andern absehen, doch geschieht es auch bisweilen, daß er in Gemeinschaft jagt.

Im August 1890 begab sich eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang der Förster Hüter in Nordheim im Walde auf eine Schneise, als er mitten auf derselben eine Kette Fasanen erblickte, die alle ruhig mit erhobenen Köpfen dastanden und ihre Aufmerksamkeit auf einen entfernten Gegenstand richteten. Der Waidmann schlich sich bis auf etwa 50 Schritte heran, als er ungefähr 200 Schritte weiter drei Füchse entdeckte, die auf einer besonders schmalen Stelle der Schneise langsam umherschlichen und so thaten, als bemerkten sie die Fasanen gar nicht. Auf einmal war einer von ihnen auf der rechten Seite der Schneise im Dickicht verschwunden, während die beiden andern ihr Spiel noch ein Weilchen forttrieben und dann langsam, als hätten sie durchaus nichts Böses im Sinn, auf der Schneise herabkamen. Plötzlich verschwanden die Fasanen links im Dickicht, und einen Augenblick darnach stand der vorher verschwundene Schelm an der Stelle, wo soeben noch die leckeren Vögeln waren, indem er von rechts her aus dem Dickicht kam. Ohne Zweifel war dies ein wohlgeplantes gemeinsames Unternehmen; die beiden auf der Schneise bleibenden Füchse sollten die Aufmerksamkeit der Vögel beschäftigen, während der dritte die Aufgabe hatte, sich unbemerkt fortzuschleichen und jene meuchlings zu überfallen.

In der That sollte man den Thieren kaum eine solche List zutrauen; doch sind die Fälle gar nicht so selten, wo wir Thiere mit andern vereinigt Handlungen unternehmen sehen, um einen Zweck zu erreichen, dessen Erlangung ihnen allein ganz unmöglich wäre. Der Besitzer einer Anzahl Kaninchen aus der Umgebung von Barmen bemerkte nach der „K. Z.“ von 1881, daß nach und nach sechs Kaninchen aus seinem Stalle verschwanden. Der Stall bestand aus einem meterhohen und nach allen Seiten festgeschlossenen Bretterkasten, an dessen oberem Theile sich eine zur Fütterung bestimmte enge Oeffnung befand, die jeden Abend durch ein mit Steinen beschwertes

Brett geschlossen wurde. Da jeden Morgen nur eines der Thiere fehlte, die übrigen aber sich unbeschädigt zeigten und auch der Verschluß nicht leicht zu beseitigen war, so blieb die Möglichkeit ausgeschlossen, daß etwa ein Wiesel den nächtigen Einbruch verübt haben könnte. Der Besitzer mußte demnach auf die Vermuthung kommen, daß die Entwendung seiner Kaninchen durch Menschen geschehen sei; nur fand er nicht den leisesten Anhalt, auf wen er den Verdacht lenken sollte. Und doch war ihm viel daran gelegen, den Dieb zu entdecken.

Er verstärkte zunächst den Verschluß, indem er das die Oeffnung deckende Brett auf der einen Seite festnagelte und es dann mit Rasen und Steinen beschwerte. Darauf hielt er in der folgenden Nacht Wache, um den Kaninchendieb zu ertappen. Er mußte lange warten. Mitternacht war bereits lange vorüber, und die Hoffnung, in dieser Nacht Entdeckungen zu machen, wurde immer schwächer, als er auf einmal am Kasten ein Geräusch bemerkte. Wie groß aber war sein Erstaunen, statt des erwarteten Menschen — zwei Hunde auf dem Kasten zu erblicken. Der eine war ein ihm bekannter großer Hund aus der Nachbarschaft, ein Abkömmling einer Bernhardinerhündin und eines großen zottigen Schäferhundes, der von allen seinen Kameraden rings gefürchtet wurde. Der andere war ein fremder kleiner Dachshund, eben dünn genug, um durch das Futterloch in den Kasten hinab gelangen zu können. Der große Hund, der sich sonst nie mit kleinen Kläffern abzugeben pflegte und sich trotzdem mit dem schmächtigen Dachshund auf ein regelmäßiges Stelldichein zum Zweck des nächtlichen Einbruchs verständigt haben mußte, scharrte nun Rasen und Steine bei Seite, preßte mit Gewalt das Brett auf der einen Seite empor und ließ den Dächsel in den Kasten hinab. Nach einigen Augenblicken schon kam der kleine Dieb mit einem Kaninchen im Maule zurück und übergab es seinem großen Kameraden, worauf sich beide so geräuschlos als möglich aus dem Staube machten, um unbelästigt ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Die Thatsache ist verbürgt.

„Im Keller eines Hauses in Innsbruck,“ erzählt Professor Della Torre, „fehlten letzten Winter wiederholt einzelne Eier, welche während dieser Jahreszeit daselbst aufbewahrt wurden. Der Ver-

dacht fiel zunächst auf das Dienstmädchen, das nun Alles aufbot, seine Unschuld nachzuweisen. In dieser kritischen Lage stellte sie sich auf die Lauer und wurde dadurch Zeugin von der Diebeslist, welche die Ratten — denn diese waren die Diebe — anwendeten, um in den Besitz der Eier zu gelangen, die in einem flachen Kasten lose beisammen lagen. Lüstern kam eine Ratte aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekrochen, bald gefolgt von einer zweiten. Darauf ergreift die erste ein Ei und drückte es mit ihren Vorderpfoten an sich, um es nicht fallen zu lassen. Da sie nun aber in dieser Lage nicht laufen konnte, so ergriff die zweite mit ihren Zähnen deren Schwanz und zog sie so schnell als möglich zu dem Loch, aus dem sie hervorgekommen waren. Dieses ganze Geschäft, das nach der Zahl der fehlenden Eier auf ziemlicher Uebung beruhte, dauerte kaum zwei Minuten. Eine Stunde später erschien das diebische Paar wieder, entschieden in derselben Absicht, und durch gefällige Mittheilung der benachtheiligten Familie hatte ich Gelegenheit, Augenzeuge eines derartigen Vorganges zu sein, der sich nach den Versicherungen des gerechtfertigten Mädchens stets auf dieselbe Weise abspielte."

Daß viele Thiere sich gegenseitig im Kampfe gegen ihre Feinde beistehen, hat man oft beobachtet; daß sie aber ihre List bei ihren gemeinsamen Plünderungen und Räubereien bis zu einem derartigen Raffinement zu entwickeln vermögen, wie es die beiden hier zuletzt angeführten Fälle zeigen, ist wohl eine Seltenheit.

L. Haschert.

Ein nützlicher Feuertod. — Wie würden unsere Vorfahren staunen, wenn sie, durch Zauberkraft geweckt, einen Gang durch die Städte unternehmen sollten, in denen sie einst hinter Mauer und Thor dichtgedrängt saßen! Sie würden sicher Vieles bewundern und nicht am allerwenigsten die Reinlichkeit, in welcher die Straßen der Großstädte erhalten werden. Ja, wir können stolz auf diese Errungenschaft sein, obwohl sie uns ziemlich viel Geld kostet. Hat doch die Stadtverwaltung von Berlin für die Abfuhr des Straßenkehrichts allein im Jahre 1890 bis 1891 rund 378,000 Mark bezahlt und dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß die Hausbesitzer den Hauskehricht auf eigene Kosten fortschaffen lassen mußten. Aber wir sind in dieser Beziehung

noch nicht an dem Ziel angelangt, welches der Kulturmenschheit als Ideal vorschwebt.

Wir lassen in Großstädten Straßenkehricht und Hausschmutz abfahren und lassen ihn an bestimmten Abladeplätzen in der Nähe der Stadt liegen. Auf diese Weise werden viele Unebenheiten der Terrains ausgeglichen und nach Jahren, wenn die Stadt größer geworden ist, bauen sich auf diesen ehemaligen Abladeplätzen Menschen an. Man kann nicht sagen, daß durch dieses Verfahren der Boden in der Stadtumgegend verbessert werde.

Die Fortschaffung und Vernichtung des Mülls, wie der Kehricht genannt wird, beschäftigt darum lebhaft Diejenigen, die zu Wächtern der öffentlichen Gesundheitspflege berufen sind, und gerade jetzt nach der ganz Deutschland drohenden Choleragefahr dürfte diese Frage in der Fachpresse eifrig erörtert werden. Unter Anderem wurde die Verbrennung des Mülls der Großstädte empfohlen, unter Hinweis auf gelungene Versuche dieser Art, die schon seit einer Reihe von Jahren in England gemacht worden sind. In Berlin ist eine Agitation im Gange, welche diese Vernichtungsmethode des Straßenschmutzes auch bei uns einführen möchte. Einige erläuternde Worte darüber dürften aus diesem Grunde auch einen weiteren Leserkreis interessiren.

Birmingham war die erste Stadt, welche im Jahre 1876 Verbrennungsöfen, sogenannte Destruktors, für das Stadtmüll errichtete, 1877 folgte Leeds diesem Beispiel, im Jahre 1881 schloß sich Bradford an, später London u. s. w.

Die Einrichtung einer solchen Anstalt ist in großen Zügen folgende: In der Centrale ist ein großer Ofen gebaut, der oben eine Oeffnung hat; neben dieser Oeffnung befindet sich eine Plattform, auf welche die mit Müll beladenen Wagen durch eine Rampe anfahren und den Kehricht abladen. Von hier wird zuerst eine kleine Menge des Mülls in den Ofen geschüttet und mit Hilfe von Steinkohlen in Brand gesteckt. Ist der Straßenschmutz und Hauskehricht in gehörige Gluth gerathen, so wird das Müll weiter nachgeschüttet und brennt ohne Kohlenzugabe von selbst weiter. Gute Rauchverzehrer sorgen dafür, daß die Umgebung durch giftige oder übelriechende Gase nicht im Geringsten belästigt wird, so daß die Destruktors selbst mitten in den Städten errichtet werden.

Der Ofen brennt Tag und Nacht; nur Sonntags hält er, dem englischen Brauche entsprechend, Sonntagsruhe, wird aber Montags zwischen 12 und 1 Uhr Morgens wieder in Brand gesteckt. Ein einzelner Ofen verzehrt wöchentlich 500 bis 700 Centner Müll, es gibt aber selbstverständlich Anstalten, die mehrere solche Oefen besitzen.

Dem Hygieniker lacht beim Anblick einer solchen Vorrichtung das Herz im Leibe, denn was an gesundsheitsschädlichen Keimen in den vielen Centnern Mülls vorhanden war, das wird durch die Feuersgluth sicher und für immer aus der Welt geschafft. Das klingt sehr schön, aber es ist doch kostspielig, wird man meinen. Der Bau einer solchen Anstalt, die Unterhaltung derselben, die Kohlen zum Anbrennen des Mülls, das Alles kostet Geld. Ohne Zweifel, aber der Destruktor ist nicht allein ein Vernichter, wie sein Name besagt, er ist auch ein Produzent und ist, wie wir bereits angedeutet haben, wohl im Stande, unter Umständen nicht nur die Kosten zu decken, sondern noch einen Reingewinn abzuwerfen. Das Verbrennen des Schmutzes ist gewinnbringend, das ist sicher das Interessanteste an der Neuerung.

Das verbrannte Müll liefert einen Rückstand, eine Mischung von Asche, Sand und Erde, der von den Verbrennungstechnikern des Destructors „Klinkers“ genannt wird. Diese Klinkers sind durchaus nicht werthlos.

Sie werden gern zur Füllung von Fehlböden bei Neubauten genommen. Der Fehlboden ist der Raum zwischen der Decke eines unteren und dem Fußboden eines oberen Stockwerkes. Unter der Diele oder dem Parquet, auf dem der geneigte Leser sitzt, befindet sich der Fehlboden; dieser Raum ist nicht leer; würde er leer sein, so würden die Leute in dem unteren Stockwerke jedes Geräusch der oberen „Miethsgenossen“ hören und sicher in Verzweiflung gerathen. Der Raum wird also ausgefüllt und von rechtswegen sollte dazu reiner Sand oder ähnliches reines Material genommen werden, in Wirklichkeit aber füllen die Bauherren nur zu oft den Fehlboden mit altem Schutt aus, der voll Unrath ist und ein wahres Pilzbeet unter unseren Füßen bildet. Der Sand ist theuer, die Klinkers sind billiger, und da sie die Feuerprobe bestanden haben, so sind sie frei von allen Unreinigkeiten und

schädlichen Keimen. Sie sind ein ausgezeichnetes Füllmittel für den Fehlboden.

Ferner werden die Klinkers gern zum Aufschütten der Straßenterrains, namentlich als Unterlage für ein leichtes Pflaster genommen. So kommt das Müll in veredelter Gestalt wieder auf die Straße.

Die Techniker der Destruktors haben aber auch gelernt, aus den Klinkers Steine zu bereiten, aus denen man Häuser baut, oder die zum Pflastern der Straßen verwendet werden, auch eine Art Mörtel wird aus den Klinkers gewonnen. Wir sehen also um den verbrannten Straßen- und Hauskehricht eine ganz eigenartige Industrie aufblühen.

Aber die „Zerstörer“ leisten noch Wunderbareres. Dem nichtigen Schmutz entlocken sie gewaltige Kräfte, welche Dampfmaschinen und Pumpwerke treiben, oder elektrische Lampen leuchten lassen, oder dem Handwerker Druckluft zum Betrieb seiner kleinen Maschinen in's Haus zuführen. Und diese Leistung ist keine Hexerei, sie ist äußerst einfach. Das verbrennende Müll erzeugt eine gewaltige Hitze; man läßt sie nicht verloren gehen. Die erhitzten Verbrennungsgase heizen, bevor sie in's Freie entlassen werden, einen Röhrendampfkessel, und die hier gewonnene Dampfkraft kann nunmehr zum Betrieb aller möglichen Maschinen, zur Erzeugung von Druckluft oder Elektrizität verwendet werden.

Das ist wahrlich ein Beispiel, das der Nachahmung werth erscheint. Aber es gibt vorsichtige Leute, welche jeder Neuerung abhold sind. Diese Leute sind bei uns nicht selten und sie meinen, daß der englische Stadtschmutz diese Wunder verrichten könne, der deutsche aber nicht; der englische könne von selbst fortbrennen, der deutsche würde es nicht thun. Der englische Kehricht enthalte nämlich sehr viel Kohlenstaub und unverbrannte Kohle, da in den englischen Kaminen die Kohle nicht so ausgenützt werde, wie in unseren Oefen. Dem gegenüber muß man aber erwiedern, daß in einigen Destruktors in England die Kohle aus dem Schmutz vorher entfernt wird, um besonders verwerthet zu werden, und ferner, daß die Engländer auch im Sommer ihren Kehricht verbrennen und in der warmen Jahreszeit doch ihre Wohnungen nicht heizen und darum auch ihr Hauskehricht in dieser Zeit nicht so viel Kohle enthalten kann.

Das ist nun eine Streitfrage, die sich auf dem Papier nicht austragen läßt; man muß dem deutschen Straßenkehricht durch einen praktischen Versuch mit Feuer und Flamme zu Leibe gehen; dann wird es sich zeigen, was er kann. Und wir möchten Denjenigen Recht geben, die da meinen: „Er wird brennen!"

C. Falkenhorst.

Das „Seel-zagende" Elsaß. — Im Jahre 1676 erschien bei Leonhard Loschge in Nürnberg ein Büchlein, das man heute kaum noch auf einer Bibliothek findet, unter dem Titel: „Das Seel-zagende Elsaß." Der Verfasser Balthasar Han gibt darin eine Beschreibung „des alt-berühmten, schönen, edlen, jetzt fast öden Landgrafenthums Alsatia, mit Erzählung deren von Kron Frankreich etzliche Jahre beschehener grausamer Invasion und Verheerung ꝛc." Das Titelbild zeigt die trauernde Alsatia; sie sitzt auf den Trümmern niedergebrannter Häuser, und zwei französische Krieger mit brennenden Lunten, gezückten Degen und Pistolen dringen auf sie ein. Darunter stehen die Worte:

„Elsaß, ach! das edle Land
Seel-zagt zwischen Raub und Brand."

Obwohl das Elsaß seit dem Westfälischen Frieden von 1648 zu Frankreich gehörte, vermochten sich seine Bewohner nicht mit den neuen Verhältnissen zu befreunden; jeder Blick auf den deutschen Rhein erfüllte sie mit frischem Haß gegen ihren Gewaltherrn in Paris. Wohl hatte Frankreich bei der Abtretung des Landes sich verpflichtet, die althergebrachten Rechte und Privilegien des Landes zu respektiren, als aber König Ludwig im Jahre 1657 einen obersten Gerichtshof in Metz errichtete, da fühlten die Bürger der Reichsstädte, daß nun die letzte Stunde für ihre Privilegien geschlagen habe. Sie hatten sich nicht getäuscht. Ihre Deputirten, welche sich in Ensisheim versammelten, protestirten gegen jede Schmälerung ihrer Rechte, doch umsonst, Kaiser und Reich konnten nicht helfen. Die Stadträthe verweigerten dem König den Eid, dafür verloren sie das Wahlrecht, und nun rückte die französische Soldateska heran, den Widerstand der Städte zu brechen. Die Städte setzten sich zur Wehre, doch ihre Mauern widerstanden den französischen Kanonen nicht, eine Stadt nach der andern wurde überwältigt, die Kanonen davon geführt, die Zeug-

häuser ausgeräumt und die Eidesverweigerer als Hochverräther bestraft. Frankreich behandelte „diese ihre zarte Tochter als eine grausame Stiefmutter."

Als dann im Jahre 1672 zwischen Frankreich und Holland ein Krieg ausbrach, in welchen auch der Kaiser und das Reich wie Spanien verwickelt wurden, nahmen die Bewohner des Elsaß die kaiserlichen und die Reichstruppen wie ihre Befreier auf. Dafür wurden sie von den Franzosen als Landesverräther betrachtet, französische Beamte in die Städte gesetzt, und das ganze Land nach Kriegsrecht behandelt. Diese Zustände und was da Alles von den Franzosen geschah, um die Elsässer dem Willen ihres Königs zu unterwerfen, das schildert Balthasar Han in seinem Büchlein, das er wohlweislich in Nürnberg und nicht etwa in Straßburg oder Kolmar erscheinen ließ, weil er wußte, daß ihn dann die französische Regierung als Hochverräther bestrafen würde. Er klagt, Elsaß, das schöne Land, sei zu einer „vollkommenen Kriegsschule" geworden, indem es „die allerherbsten, schärff- und schwersten Kriegs-Lectiones lernen und recitiren müssen." Gut und Ehre sei dahin; in diesem dreijährigen Kriege habe das Land mehr gelitten, als in dem ganzen dreißigjährigen Kriege; „denn die schönsten und vornehmsten Städte, die sich von undenklichen Jahren her Reichsstädte gerühmt, sind zerrissen, entfestiget und zu Steinhaufen gemacht worden." Von Tag zu Tag wachse Jammer und Elend. Und wem war dieses Unglück zu danken?" — Seit das „wankelmüthige" Frankreich die so theuer erworbene „Reichs-Tranquillität" trotzig zerstöret, sei dieses edle Land durch der Franzosen („als die es billig schützen und schirmen sollen") Waffengrimm auf das Grausamste verheeret, zerstöret und an vielen Orten verödet worden.

„Wo ist doch wohl erhöret, daß selbst sein eigen Land
Ein Fürst hat umgekehret, verstöret und verbrannt,
Als hie geschehen ist!
Der arme Bauersmann hat alles lassen stehen,
Mußt mit dem Bettelstab an andre Oerter gehen;
Sein Gut ist fortgeraubt, sein Hof hinweggebrannt,
Sein Vieh ist durchgebracht, die Scheuren umgewandt.
Der edle Rebenstock tyrannisch ausgerissen,

Die Gärten und Gebäu verheeret und zerschmissen,
Und dieses ist das Dorf. Der Städte schwere Noth
Zeigt Jammer, Weh und Klag', Verzweiflung, Noth und Tod."

Der Verfasser fährt fort: „Sollen das Thaten des allerchristlichsten Königs heißen?" Es scheine aber, „weil die von Grimm und Nachgier besessenen Franzosen in diesem fast seelzagenden Lande so crudel und grausam prozedieren, sie sähen bereits im Geist, daß sie solches in die Länge nicht werden behaupten können, sondern es seinem alten Herrn, als unserm Allergnädigsten Reichsoberhaupt aus gerechtem, göttlichen Verhängniß wieder werden überlassen müssen. Amen! Gott verhelfe, daß solches bald mit dieses bedrängten Landes verlangter Vergnügung und des H. Römischen Reichs höchster Zufriedenheit geschehen möge. Ja! Amen! Es geschehe! Es geschehe!"

So also dachte man im Elsaß vor zweihundert Jahren.

C. T.

Champignonzucht. — Einer der vorzüglichsten eßbaren Schwämme ist der bei uns heimische Champignon, der sich von Mai bis Oktober auf Feldern, Wiesen, unter Obstbäumen und da, wo Mist untergegraben ist, auch in Wäldern findet.

Man kann den Champignon, der ein gesundes, wohlschmeckendes Nahrungsmittel bildet und in der feineren Küche als Würze und Beilage unentbehrlich ist, auch künstlich jederzeit und an allen Orten züchten, die nicht direkt dem Sonnenlichte ausgesetzt sind, also in Schuppen, Kellern, beschatteten Mistbeeten u. s. w. Um etwa zur Verfügung stehende Räume ganz auszunützen, kann man auch an den Wänden bis ein Meter breit, etwa 60 Centimeter von einander entfernte Bretter anbringen, die man an der Vorderseite mit 20 bis 25 Centimeter hohen Leisten versieht. Auf diesen Brettern setzt man dann Champignonbeete oder „Weiler" auf, nachdem der Mist dazu folgendermaßen vorbereitet ist:

Man nehme strohfreien Pferdemist, schichte ihn auf Haufen und arbeite ihn wiederholt um, damit er weich und nur mäßig warm bleibe, ohne zu stark zu brennen. Zuletzt schichte man ihn, am besten auf einem Lager von Bauschutt, ein Meter hoch und oben abgerundet auf. Alsdann versehe man den Misthaufen mit zahlreichen, 10 Centimeter von einander entfernten Löchern, die

man mit Stückchen Brutstein füllt, welche durch jede größere Samenhandlung bezogen werden können. Der ganze Haufen wird von allen Seiten leicht mit Stroh eingehüllt, worauf er sich meist schon nach zehn Tagen ganz von Mycelium (Brutfäden) durchzogen zeigt. Sollte dies nicht der Fall sein, muß der Mist, damit er sich etwas mehr erwärmt, von Neuem umgearbeitet, und

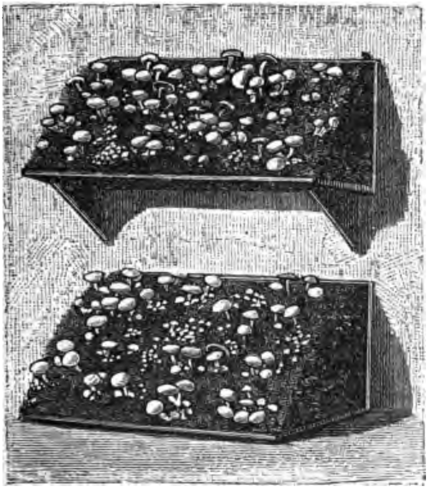


Champignons.

frische Brut eingelegt werden. Sobald er sich aber von den weißen Fäden durchzogen zeigt, ist er 5—6 Centimeter hoch mit einer nicht zu nassen Mischung von altem Lehm, Rasenerde und Sand (letzterer 1/3), der man bis zur Hälfte der ganzen Masse Gyps oder gebrannten und gepulverten Kalk zusetzt, zu bedecken, über die abermals eine Strohhülle gelegt wird. Dies „Beet" darf niemals naß sein, sollte es jedoch zu sehr austrocknen, so ist es nach Bedarf leicht mit einer Brause zu übergießen oder durch Löcher, die man mittelst eines Stockes macht, mit bis auf 20° R.

erwärmtem Wasser anzufeuchten. Nach vier bis sechs Wochen kommen aus der Erddecke die Champignons hervor, die täglich zu ernten sind, indem man die größten durch Drehen heraushebt, wodurch die gleichzeitige Herausnahme und damit das Verderben jüngerer Pilze und der Brut vermieden wird.

Ein gut angelegtes Beet bleibt drei Monate und länger er-



Champignonweiler an der Wand.

tragsfähig. Die betreffende Stelle muß jedesmal gründlich gereinigt werden, bevor sie zur Anlage eines neuen Beetes dienen darf. F. R.

Eine unfreiwillige Wasserpartie. — Während meiner bergmännischen Karrière, die mehrere Jahre dauerte, bewohnte ich längere Zeit eine kleine Hütte tief in der zerklüfteten Gegend des in Südkalifornien gelegenen Silberminendistriktes Calico. Wenn im Allgemeinen auch große Dürre in diesen Landestheilen herrscht, und Regentage zu den Seltenheiten zählen, so gehen dafür mitunter Wolkenbrüche und Platzregen nieder, die arge Verwüstungen

anrichten und in Thalschluchten, welche für gewöhnlich vollkommen trocken sind, plötzlich reißende Ströme entstehen lassen. Mein Häuschen stand an einem Bergabhange, während darunter mehrere einer großen Bergwerksgesellschaft gehörige Gebäude sich befanden. Unter Anderem war daselbst auch ein Stall errichtet, der für gewöhnlich freilich leer stand und meist von Arbeitern als Nachtquartier benutzt wurde. Einige Schritte von ihm entfernt stand eine umfangreiche, meist mit einem Deckel versehene Futterkiste, die so geräumig war, daß ein Mensch sehr bequem sein Lager darin aufzuschlagen vermochte. Dieser Umstand war von einem alten irischen Bergmann benutzt worden, der gern für sich allein lebte und sich demzufolge in diesem Behälter ganz häuslich eingerichtet hatte. War es warm, so schlief er in der offen stehenden Kiste, während er den Deckel von innen schloß, sobald es draußen kühl wurde.

Es war gerade in einer Jahreszeit, in der man auf feuchte Niederschläge rechnen durfte, und es erschien nicht angebracht, Nachts ungedeckt zuzubringen. Dies bewog auch den bereits bejahrten Mann, sich stets fest in seinen Bau zu verschließen.

Eines Tags hatte es in Unterbrechungen schon einige Schauer gegeben, und Abends bewölkte sich der Himmel dermaßen, daß man mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, es werde in der Nacht ein gehöriger Regen fallen. Ich legte mich ziemlich früh zu Bett und ermüdet von anstrengender Arbeit schlief ich bald ein. Plötzlich, vielleicht gegen Mitternacht, erwachte ich von einem Getöse, das sich unmittelbar über meinem Kopfe vernehmen ließ. Es war der strömende Regen, der mit solcher Wucht auf mein Dach sich ergoß, daß ich jeden Moment fürchtete, dasselbe werde unter der Last zusammenbrechen. Als ich hinaushorchte, konnte ich ganz deutlich das Rauschen der Fluthen vernehmen, die sich durch das Thal wälzten, was mir den Beweis lieferte, daß sich dort bereits ein reißender Strom gebildet haben mußte.

Da meine Hütte jedoch dicht hielt, und das Dach dem Anprall des Regens Widerstand leistete, so sah ich nicht ein, weshalb ich munter bleiben sollte, und ließ mich vom Traumgott wieder umfangen. Morgens erwachte ich zeitig. Der Regen hatte nachgelassen, doch flossen von allen Seiten Wasserrinnen die Berge

herunter, die sich unten im Thale vereinigten und den dort entstandenen Strom immer von Neuem speisten. Neugierig öffnete ich alsbald die Thür, um zu sehen, wie meine Umgebung eigentlich ausschaue. Die verschiedenen Gebäude, obwohl rings von Wasser umgeben, standen noch, dagegen vermißte ich sofort die Futterkiste des Irländers. Da sie unbefestigt auf dem Erdboden stand, so hatte sie sicherlich dem Wasserschwall nicht zu widerstehen vermocht und war ohne Zweifel thalabwärts entführt worden. An dem Möbel an sich war ja nicht so viel gelegen, vermuthlich wurde aber auch der lebendige Inhalt des Kastens mit davon getragen. Der Mann hatte, wie ich wußte, einen ungemein festen Schlaf und war vielleicht jetzt noch nicht erwacht, wenn seine Lagerstatt dicht hielt. War letzteres jedoch nicht der Fall, so lag die Möglichkeit nahe, daß er in dem improvisirten Nachen ertrunken war.

Schnell lief ich hinunter und erkundigte mich, ob der Insasse der Futterkiste anwesend sei. Als mir dies verneint wurde, forderte ich zwei der Anwesenden auf, mich zu begleiten, und begab mich mit ihnen auf die Suche nach dem abhanden Gekommenen.

Kaum waren wir ein Viertelstündchen gegangen, als wir die bewußte Kiste, zwischen zwei Felsen eingeklemmt, von brausendem Gewässer umgeben, unbeweglich stehen sahen. Mit einiger Mühe und nasse Füße nicht scheuend bahnten wir uns einen Weg zu dem Kasten, der äußerlich unversehrt und dessen Deckel noch geschlossen war. Da er von innen verriegelt worden, so trommelten wir mit aller Macht dagegen, um den Insassen, falls er noch am Leben, zu erwecken. Nach geraumer Zeit antwortete uns ein dumpfes Grunzen, und eine unzufriedene Stimme fragte, weshalb man ihn im besten Schlafe störe. Auf unsere Entgegnung, er möge doch öffnen, dann werde er den Grund der Störung schon erkennen, fiel der Riegel, der Deckel klappte in die Höhe, und ein noch völlig verschlafener, sehr verwundert dreinschauender Kopf kam zum Vorschein.

Der Kasten mußte übrigens sehr gut gearbeitet sein, denn er hatte in der That kein Leck erhalten. Von einer noch festeren Konstitution wie der Kasten mußte aber der darin befindliche Bewohner sein, daß er trotz des Getöses um ihn herum und trotz

der Wasserreise nicht erwacht war. Ein Glück für den neuen Seehelden war es, daß sein Schiff sich festgefahren hatte, sonst wäre er vielleicht in Kurzem auf den Stillen Ocean hinausgetrieben worden.

Die Futterkiste als Nachtquartier gab der Mann übrigens keineswegs auf, er stellte sie von jetzt an nur nicht mehr unten in's Thal, sondern oben auf den Berg. O. v. Briesen.

Glockenspiele. — Sicherlich sind die Glockenspiele nur aus dem Bestreben hervorgegangen, mit mehreren zu einem Geläute gehörigen Glocken von verschiedenen Tönen melodische und harmonische Wirkungen zu erreichen. Dies Bestreben scheint schon frühzeitig von den Klöstern ausgegangen und bis in die neueste Zeit fortgesetzt worden zu sein. Da große Glocken wohl zu viel technische Schwierigkeiten bereiten mochten, beschäftigte man sich zunächst mit dem harmonischen Abstimmen von Handglöckchen. Thatsächlich findet sich denn auch in einer dem 6. Jahrhundert zugeschriebenen Handschrift des Klosters St. Blasien bereits die zeichnerische Darstellung eines Mönches, welcher fünf an einem Stabe nebeneinander aufgehängte Glöckchen mit einem Hämmerchen rührt. Vielleicht hatten diese Vorrichtungen den Zweck, die Töne des Kirchengesanges zu bestimmen und ihn selber durch die verschiedensten Tonkombinationen zu beleben. Die klösterliche Uebung war es auch wohl, welche den Buchdrucker Fabian Stedmann in England 1668 veranlaßte, durch seine Schrift „Tintinnalogia, or the art of ringing“ Anleitung zur Kunst des Glockenläutens zu geben, so daß sich dieselbe dort seit dem 17. Jahrhundert zu einer eigenthümlichen Volksbelustigung ausbildete.

Aus diesem Glockenläuten mit der Hand entwickelte sich die Mechanik der Glockenspiele. Sie war selbstredend anfänglich sehr einfach. Bei dem „Baiern“, wie es außer England auch am Rhein und Westfalen an Festtagen üblich ist, wurde sie folgendermaßen hergestellt. Man band um den unteren Stumpf des Klöppels jeder der aus vier oder mehr Oktaven diatonisch oder chromatisch abgestimmten Glocken ein Seil und befestigte es in wagrechter Richtung. An dessen Mitte knüpfte man einen Strick, den man durch Löcher der Fußböden in tiefer gelegene Stock-

werke des Thurmes leitete und hier mit einem Trittbrett verband. Wurde nun der Tritt niedergedrückt, so schlug der Klöppel an die Glocke, ohne, wenn der Druck aufhörte, die andere Seite berühren zu können. Dadurch war eine, wenn auch einfache und mühsame, dennoch dem Zweck entsprechende Klaviatur hergestellt, die das Spielen von Melodien ermöglichte. Später erfuhr diese Mechanik allerlei Verbesserungen. An die Stelle der Stricke traten Drähte, und statt der Klöppel ließ man federnde Hämmer an die Glocke schlagen. Endlich wichen auch diese, und man brachte das Glockenspiel mit Uhrwerken und Walzen in Verbindung, die nunmehr das Spiel nach Art der Spieldosen selbst besorgten.

Als eigentliche Heimath aller dieser Glockenspiele sind die Niederlande anzusehen; und zwar scheinen sie hier infolge der Handelsbeziehungen zu China, wo Glockenspiele schon lange im Gebrauch waren, eingeführt worden zu sein. Das älteste Glockenspiel enthält der Thurm der unvollendet gebliebenen Martinskirche zu Alost in Ostflandern; es soll von einem wahnsinnigen Künstler verfertigt worden sein. Uebrigens sind Glockenspiele in den Niederlanden auf den meisten Kirchen- und Stadthausthürmen zu finden.

Unter jenen, die sich durch besonderen Wohlklang auszeichnen, stehen die von dem Lothringer Meister Franz Hemony verfertigten obenan. Es sind dies folgende: Zütphen mit 26 Glocken; Enkhusen ebenfalls mit 26 Glocken; Deventer mit 25 Glocken; Herzogenbusch, auf dem Rathhause, mit 15 Glocken; Utrecht, auf der Jakobuskirche, mit 25 Glocken; Amsterdam, auf der Börse, mit 20 Glocken. Noch größer sind die Glockenspiele zu Brügge und Antwerpen; und zwar hatte das erstere ursprünglich 42, erhielt aber nach seiner Zerstörung durch einen Blitzschlag im Jahre 1741 47 Glocken von 1/2 bis 5 Fuß Durchmesser; während das letztere, im Jahre 1540 aus 60 Glocken bestehende, jetzt 90 zählt, deren kleinste 15 Zoll im Durchmesser hat. Das größte von allen ist jedoch das Glockenspiel zu Delft, welches nach älteren Angaben 800, nach neueren sogar 1000 Glocken besitzen soll.

Während heute das Spiel auf der Tastatur wenig im Ge-

brauch ist, hört man aus dem vorigen Jahrhundert von berühmten Glockenisten, die Virtuosen auf ihrem ungefügen Instrument waren. Ein gewisser Scheppen zu Löwen soll ein sehr schweres Violinsolo ausgeführt haben, und ein Anderer, Namens Potthoff in Amsterdam, der nicht minder berühmt war, komponirte dreistimmige Stücke für sein Instrument. Ein blinder Organist dortselbst trug 1772 Fugen mit Läufern und Trillern auf dem Glockenspiele des Rathhauses vor.

In Deutschland ist eines der ältesten Glockenspiele das zu Düren. Es stammt aus dem 16. Jahrhundert. Die Glocken tragen die Namen der zwölf Apostel; die größte hat 0,89, die kleinste 0,31 Meter Durchmesser. Die Walze des Uhrwerks enthält in jeder Reihe 24 Löcher, je zwei für einen Ton. Das Glockenspiel im Münsterthurm zu Aachen ist ebenfalls sehr alt. Es bestand aus 20 Glocken, welche die Namen von Aposteln und Kirchenheiligen trugen. Die Mechanik zu demselben bestand nur in einer mit Zapfen versehenen Walze, welche gedreht wurde, und einer Klaviatur, mit Handklötzchen zu spielen oder zu schlagen. Im Jahre 1857 wurde dies alte Glockenspiel durch ein neues von 32 Glocken in chromatischer Reihenfolge ersetzt. Leider ist es wegen seiner unreinen Stimmung nicht zu gebrauchen. Größer wie dieses ist das Glockenspiel zu Malmedy; es besteht aus 35 Glocken. Ebensoviel Glocken hat auch das 1736 in Holland gegossene Glockenspiel der Katharinenkirche zu Danzig. Berühmt sind ferner die Glockenspiele zu Berlin und Potsdam. Das vom Volke „Singeuhr" benannte Glockenspiel auf der reformirten Parochialkirche zu Berlin, welches aus 35, im Jahre 1714 von dem Amsterdamer Glockengießer de Graave gegossenen Glocken besteht, spielt halbstündlich einen Choralvers. Monatlich wird damit gewechselt, weil das Werk zu zwölf Melodien eingerichtet ist. Das aus 40 Glocken bestehende Potsdamer Glockenspiel, welches 1736 angefertigt wurde und 27,000 Thaler kostete, spielt das ganze Jahr hindurch bei jeder vollen Stunde den Choral „Lobe den Herren" und bei jeder halben Stunde die bekannte Volksweise „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit"; außerdem läßt es sich, wie das Berliner, jede Achtelstunde mit einer Kadenz hören. Schließlich erwähnen wir noch das auf dem Schlosse zu

Darmstadt befindliche Glockenspiel mit 28 Glocken. Von anderen Glockenspielen ist das zu Salzburg wegen seines herrlichen Klanges berühmt. Das nur aus 8 Glocken bestehende in Genf scheint stets nur weltliche Weisen gespielt zu haben, in der Revolutionszeit sogar die berüchtigte Carmagnole. Seit seiner Wiederherstellung im Jahre 1849 spielte es vier ziemlich leichtfertige Liedchen.

Ernst Kreowski.

Wie man im Alter leben soll. — Das Alter hat seine besonderen Gefahren und auch wieder seine besondere Sicherheit in Bezug auf Krankheiten. Während zum Beispiel bei einem Kind sich die Körpertemperatur bei der geringsten Veranlassung steigert, kann sie im Alter überhaupt kaum gesteigert werden. Im Allgemeinen kann es als Regel gelten, daß der Mensch im Alter für eine akute Krankheit wenig empfänglich ist. Wenn Jemand einmal die achtzig passirt hat, so wird er selten mehr von einer speziellen Krankheit befallen. Wenn Verletzungen, wie zum Beispiel Knochenbrüche, auch leicht vorkommen können, so werden sie in der Regel auch gründlich und rasch geheilt, selbst im Alter von hundert Jahren. Leichte Unfälle verursachen ernstliche Niedergeschlagenheit, aber größere Beschädigungen werden überwunden, und wunderbare Erholungen von schweren Krankheiten kommen häufig genug vor. Wunden und Geschwüre heilen bei alten Leuten oft schneller als bei jungen, und erstaunlich ist, wie vollständig und rasch sie sich oft von Kongestionen, Schlaganfällen, Lähmungen, Pneumonie und anderen Uebeln erholen. Möglich, daß diese günstigen Resultate der langen Zeit zu danken sind, während welcher die Organe gemeinsam gearbeitet und einander geholfen haben, ebenso wie alte Soldaten durch Dick und Dünn gehen und Strapazen und Widerwärtigkeiten ertragen, denen jüngere Truppen unterliegen würden. Dagegen neigt das Alter dazu, daß leichte Krankheiten chronisch werden.

Was nun alte Leute besonders zu beachten haben, ist mäßige, gut verdauliche Nahrung, hinreichende Wärme und gleichmäßiges, ruhiges Leben, wobei das Erstere, die Nahrung oder das Brennmaterial für die Lebenslampe, die Hauptsache ist. Während alle festgesetzte Diät zu verwerfen ist, wo es möglicherweise vermieden werden kann, mögen hier noch einige weitere Fingerzeige am Platze sein.

Je älter Jemand ist, desto weniger Nahrung bedarf er. Luigi Cornaro, der hundert Jahre alt ward, nahm, obgleich von schwächlicher Konstitution, nur 12 Unzen fester Nahrung und 14 Unzen Flüssigkeit während seiner letzteren Lebenszeit täglich zu sich, und seine ernstlichste Krankheit ward dadurch verursacht, daß er sich durch die fortwährenden Bitten seiner Freunde überreden ließ, seine tägliche Ration zu vergrößern. Proteïn oder animalische Nahrung braucht der alte Mensch sehr wenig, und wiewohl falsche Zähne in mancher Beziehung für das Alter eine Wohlthat sind, so verleiten sie anderseits leicht zu einem zu großen Fleischkonsum. Nicht die Quantität Kohle selbst, die wir in einen Ofen werfen, ist's, welche das Zimmer erwärmt, sondern die Quantität, die verbrannt werden kann, und die große Hauptsache ist, eine Verstopfung der Verdauungs- und Absonderungsorgane durch unmäßiges Essen zu vermeiden. Die Nahrung der Kinderstube ist auch für's Alter die beste: Brod, Milch und Honig ist für alte Leute eine vorzügliche Diät. Milch bekommt beinahe einem Jeden, und warme Milch mit etwas Nährmehl bildet einen wunderbaren Trank. Reifes oder gut gekochtes Obst ist besonders gesund für alte Leute, und ebenso können sie auch Fett, Creme und Butter als für sie zuträglich genießen. Warme Speisen sind sehr empfehlenswerth; Suppe, durch Rahm oder Mark kräftiger gemacht, ist leicht verdaulich und nahrhaft. Alle Mahlzeiten sollten regelmäßig sein und jede Ueberschreitung sollte vermieden werden. Von 800 Personen über achtzig Jahre waren 90 Prozent mäßige, und nur 10 Prozent große Esser. Sobald das Gewicht zunimmt, sollte die Diät verringert werden. Außer dem Nachmittagsschläfchen, wie es mit vorrückendem Alter Gewohnheit wird, kann auch ein kurzer Schlummer nach dem Frühstück oder vor dem Mittagsessen oft von Nutzen sein.

Die Kleidung sollte warm und zugleich leicht sein; Pelz ist besonders für's Alter ein unschätzbares Material. Die Unterkleider sollten von Wolle sein und sowohl Füße als Hände sollten warm bekleidet sein. Ein Flaumfederpolster, das im Winter gewärmt werden sollte, ist als Bettdecke oder Zugabe zu empfehlen: überhaupt sollte keine alte Person im Bett Kälte erleiden. Zwei Uhr Morgens ist die Stunde, wo die meisten Sterbefälle stattfinden,

und zwar, weil gerade um diese Zeit die Temperatur des Körpers am niedrigsten und dessen Widerstandsfähigkeit am geringsten ist. Alle Gewohnheiten alter Leute sollten beachtet und nicht leichtsinnigerweise geändert werden; alles was erschöpft, sollte vermieden werden, daher frühes Aufstehen nicht zuträglich ist. Das Trinken harten Wassers ist verwerflich, weil es die kalkartigen Bildungen im Körper beschleunigt.

Im Alter sollen selbstverständlich alle wunden Punkte in der Konstitution sorgfältig berücksichtigt werden, was aber leider selten der Fall ist; der Jugend läßt man alle erdenkliche Sorge angedeihen, das Alter hingegen wird vernachlässigt, weil man für alte Leute im Allgemeinen nicht das Interesse hat, wie für junge. Christlich ist das jedenfalls nicht! — Ueberall da aber, wo es geschieht, wo die gegebenen Winke befolgt werden, ist auf ein hohes und angenehmes Alter sicher zu hoffen. B. Fr.

Die erste Besteigung des St. Eliasberges. — In Alaska, dem 1867 von den Vereinigten Staaten dem Zaren abgekauften sogenannten „russischen Nordamerika", befindet sich der fast 6000 Meter hohe St. Eliasberg. Bei seiner hohen nördlichen Lage unter dem 60. Breitengrade liegt bei ihm die Grenze des ewigen Schnee's schon in 800 Fuß Höhe und seine Besteigung ist lange Zeit für unmöglich gehalten worden. Professor Russel von der amerikanischen Geographischen Gesellschaft war der Erste, der mit wenigen Begleitern im Jahre 1890 den Gipfel des Berges zu erreichten suchte; aber die Forscher waren nach vielen Mühseligkeiten und gefährlichen Abenteuern gezwungen, ihre Anstrengungen, den Gipfel zu ersteigen, aufzugeben, weil der Winter vor der Thüre war. Im Frühling 1891 machte sich nun Professor Russel nebst einer Anzahl von Männern, die in Olympia wichtige Forschungen vollbracht hatten, abermals auf den Weg, in der Hoffnung, diesmal den First des Berges zu erreichen. Nachdem mehrere Monate lang keine Nachricht von der Expedition eingetroffen war, bemächtigte sich der Angehörigen und Freunde der Expeditionsmitglieder eine nicht geringe Besorgniß um ihr Leben, bis schließlich die Kunde von ihrem Eintreffen in Seattle und ihrem Wohlbefinden den Befürchtungen ein Ende machte.

Als die Expedition die Scy-Bai erreichte, traf sie der erste

Unfall. Es war am 16. Juni, und die Wellen waren so hoch, daß eines der Boote umschlug, und Lieutenant Robinson nebst einem Expeditionsmitglied und 4 Matrosen ihren Tod in den Fluthen fanden. Die Brandung war eine solche, daß man drei Tage brauchte, um zu landen.

Nachdem die Reisenden den Strand erreicht hatten, machten sie sich nach der nördlichen Seite des Eliasberges auf den Weg. Ein Tag Steigens brachte sie bereits bis zur Schneelinie, die ganzen beiden folgenden Monate nun verbrachten sie in Schnee und Eis und wenigstens 30 Nächte lang schliefen sie im Schnee; die übrige Zeit dienten ihnen Felsen glacialer Moränen als Nachtlager. Ihre Kleidung war Wollenstoff; sie waren oft bis auf die Haut durchnäßt, schliefen aber, ohne ihre Kleider abzulegen, und erkälteten sich trotz alledem doch nie. Der Mundvorrath ward in Kisten von je 50 Pfund getragen, und ein Oelofen wurde oberhalb der Vegetationsgrenze gebraucht.

Die ersten 6 Wochen wurden mit Uebersteigen der Gletscher am Nordende des Berges verbracht, die einzige Seite, wo ein Aufstieg möglich ist. In 8000 Fuß Seehöhe warteten sie 12 Tage auf eine Gelegenheit, die Spitze zu erreichen. Sie machten verschiedene Versuche zu dem Ende, wurden aber jedesmal vom Schnee zurückgetrieben. Endlich erreichten sie die Seehöhe von 14,500 Fuß, waren aber gezwungen, nach zwanzigstündigem unausgesetztem Klettern, bis auf's Aeußerste erschöpft, hier Halt zu machen. Einmal brach ein Sturm los und schnitt Professor Russel, der sich allein auf einer Felsenspitze befand, 4 Tage lang von der Gesellschaft ab.

Von ihrem hohen Standpunkte aus konnte die Expedition eine Fläche nach Norden übersehen, auf der noch nie ein menschliches Auge gehaftet hatte; der überraschte Blick schweifte über eine Region von 300 Meilen Ausdehnung hin, die äußerst öde war und aus Gletschern, Schnee- und Eisfeldern befand, die nur von starren Felsspitzen unterbrochen wurden.

Professor Russel fand bei seinen Messungen für den Eliasberg eine Höhe von 18,000 bis 19,000 Fuß, sich eine genauere Fixirung derselben jedoch vorbehaltend.

Beträchtliche Zeit ward auf das Studium der Gletscher, als

einen der Hauptzwecke der Expedition, verwandt, und zwar besonders auf dasjenige des Mataspinagletschers, welcher viele Quadratmeilen südöstlich vom Eliasberg, zwischen Scy-Bai und Yakutat-Bai einnimmt. Die Eliasgletscher sind viel größer als irgend einer in der Schweiz, und der einzige vorgenannte ist größer als alle Alpengletscher zusammen genommen. Die Dicke des Eises wird auf 1500 bis 2000 Fuß geschätzt. V. Fr.

Die Schlummermaschine. — „Wie soll ich ohne das Plätschern der Fontäne, an welches ich seit so langen Jahren gewöhnt bin, in meiner neuen Wohnung einschlafen?" rief Clemens IX., als er, in seinem 82. Jahr zum Papst gewählt, den Vatikan bezog. Er ging zu Bett, und siehe da — war es Wirklichkeit oder Täuschung? — er hörte eine Fontäne rauschen und schlief ein.

Der berühmte Bildhauer Bernini, ein Freund des Papstes, hatte an die Fontäne im Garten der früheren Wohnung des Papstes ebenso gut gedacht, wie dieser selbst, und auf ein Mittel gesonnen, sie im Vatikan, der bei seiner hohen Lage ohne Wasser ist, auf irgend eine Weise zu ersetzen. Er hatte einen großen Ballon von Seidenpapier anfertigen lassen, auf welchem Klöppel ruhten, die von den Zähnen eines sich umdrehenden Rades in Bewegung gesetzt wurden und, indem sie gegen den Ballon schlugen, ein Geräusch hervorbrachten, welches genau dem Murmeln und Rauschen des Wassers entsprach.

Als der Papst am nächsten Morgen, vom sanftesten Schlummer erquickt, den Bildhauer im Nebenzimmer traf und das Räthsel gelöst erhielt, sagte er lächelnd: „Ei, ei, ich hätte von einem so alten Freunde nicht erwartet, daß er mich gleich in der ersten Nacht meines Pontifikats so täuschen würde!" —dn—

York's Kassation. — Der berühmte Heerführer aus den Befreiungskriegen und nachmalige Graf v. Wartenburg, Hans David Ludwig v. York, erhielt am 11. Juni 1777 das Lieutenantspatent und marschirte im Frühjahr 1778 mit seinem Regimente (Luck) in seinen ersten Feldzug. Nach Beendigung desselben unterhielten sich eines schönen Tages die Offiziere der Garnison miteinander, sie neckten sich gegenseitig über die Beute, die der Eine oder der Andere aus Feindesland mitgenommen,

und der Stabskapitän v. Naurath äußerte, er habe eine Altardecke aus einer Kirche mitgebracht. Da brach York in die Worte aus: „Aber das ist ja gestohlen!“ Diese Aeußerung hatte für ihn die schlimmsten Folgen. Ueber die Einzelheiten ist man nicht genau unterrichtet, aber das Resultat war Kassation und einjährige Festungsstrafe. Der König bestätigte das Urtheil, und York wurde in die Citadelle von Königsberg abgeführt. Vergebens verwandte sich General v. Luck unter dem 3. Juni 1780 und auch der Vater York's für ihn. Letzterer erhielt folgende Antwort vom König: „Mein lieber Kapitän v. York. Ich kann Eurem Sohn, da derselbe wider die Subordination gehandelt und dieserhalb kassirt worden, auf die in Eurem Schreiben vom 1. dieses für ihn gethane Bitte nicht helfen. Es würde solches von nicht guten Folgen sein. Ich bin inzwischen darum nicht weniger Euer wohl affektionirter König.“ — Nach Beendigung seiner Haft entschloß sich York, in Holland Dienste zu suchen, das zu Ende des Jahres 1780 mit England in Krieg verwickelt wurde. Zur Unterstützung gab ihm sein Vater 20 Dukaten, seine früheren Kameraden verloosten ein paar Pistolen, die er ihnen zum Kauf angeboten hatte, und schickten ihm die dafür eingegangenen 150 Thaler als Andenken. York schiffte sich Anfang Mai 1781 in Pillau nach Kopenhagen ein und fuhr von da zu Schiff nach Amsterdam. Nach einem bewegten Leben gelang es ihm erst unter Friedrich Wilhelm II. wieder, in die preußische Armee und zwar als Hauptmann im Füsilierbataillon Plüskow, welches in Namslau stand, eingereiht zu werden. D.

Die Behandlung der Geisteskranken im Mittelalter. — Interessante Bilder aus der Geschichte des deutschen Städtelebens bietet das von Andrean herausgegebene „Bürgerthum in Leid und Freud“. Es gibt Aufschluß über Städtebünde, Zünfte, Münzwesen, Stellung der mittelalterlichen Juden, über die Folter, Medicinalwesen, bürgerliche Wehrverfassung, Bauwesen u. s. w. Hier wollen wir unsere Aufmerksamkeit nur darauf lenken, was besagtes Buch von der Behandlung Geisteskranker im Mittelalter sagt. Während unsere Zeit diesen Unglücklichen die größte Sorgfalt angedeihen läßt, durften damals, wofür man viele Beispiele anführen könnte, geistig Gestörte frei herumlaufen, bis ihr

Zustand gefährlich wurde oder öffentliches Aergerniß erregte. Dann wurden sie beseitigt. Bemittelte Geisteskranke überließ man der Aufsicht und der Pflege ihrer Verwandten, von denen sie in eine Art Käfig gesperrt und in irgend einem Raume aufbewahrt wurden. Natürlich kam es hierbei zu vielen Rohheiten. Gelang es nicht, heimathsberechtigte aber unvermögende Irre in ein Spital einzukaufen oder bei Verwandten unterzubringen, so mußte der Rath für ihre Verwahrung „in des Raths Gefängniß" sorgen. Fremde Narren aber schaffte man sich in einer viel summarischeren Weise vom Halse. Diese behandelte man wie einfache Landstreicher und trieb sie über die Grenze in's Nachbarland, ja vorher erhielten sie sogar für unbewußt verübten Unfug empfindliche Strafen. So wurde in Frankfurt a. M. 1445 ein „Narr" fortgebracht und vorher vom Henker mit Ruthen gepeitscht, im Jahre 1451 erhielt ein Anderer dieselbe Strafe. Zuweilen suchte man in einem Anfalle von Gutmüthigkeit Halbblödsinnige durch ein Stück Geld zum Fortgehen zu bewegen. Der gewöhnlichste Fall war aber der, daß man die „Narren" in verschlossene Wagen setzte, in eine weit entlegene Gegend fuhr und dann des Nachts einfach fortjagte. Oder man setzte sie in Kähne und brachte sie irgendwo an's Ufer. So mußten 1406 mehrere Frankfurter Schiffer einen Wahnsinnigen, der großen Unfug getrieben hatte, Nachts bis Mainz fahren und dort aussetzen, und im Jahre 1427 brachte man einen verrückt gewordenen Schmiedeknecht ebenfalls bis zum Rhein. Als er jedoch wiederholt den Weg nach Frankfurt zurückgefunden hatte, schleppte man ihn endlich bis Kreuznach, zog ihm noch einmal saubere Kleider an und überließ ihn seinem Schicksale. Er that der Stadt Frankfurt den Gefallen, jetzt zu verschwinden und nie wieder zum Vorschein zu kommen. D.

Ein königlicher Gasthof. — Als Joseph II., Kaiser von Oesterreich, einst Frankreich besuchte, kam der Herzog von L. in Nancy, dessen Einladung der Kaiser mit dem Bemerken abgelehnt hatte, er sei als einfacher Reisender gewöhnt, im Hotel zu wohnen, auf einen sehr glücklichen Gedanken. Er bestimmte sämmtliche Gasthofsinhaber in Nancy, ihre Aushängeschilder zu entfernen, während er selbst ein solches in riesigen Dimensionen oberhalb des Thores seines Palastes anbringen ließ, welches das öster-

reichische Wappen und die Worte trug: „Gasthof des Königs." — Joseph II. konnte einer so geistvollen Einladung nicht widerstehen. Als der Kaiser vor dem Thore des Palastes abstieg, empfing ihn der Herzog in der Tracht eines Gastwirthes und spielte auch seine Rolle mit einer bewunderungswürdigen Natürlichkeit. Die sämmtlichen Mitglieder seines Hauses hatten je ein Amt, sei es in der Küche, sei es in der Bedienung zu bekleiden, und die vornehmsten Damen trugen Hauben und Schürzen der Mägde. Der Kaiser ging gern auf den Scherz ein, lachte herzlich und blieb drei Tage in diesem merkwürdigsten aller Gasthöfe, in denen er je gewohnt. —dn—

Die Sage vom Pelikan und ihre naturwissenschaftliche Auflösung. — Die Sage vom Pelikan ist bekannt, wonach derselbe — das schönste Bild der opferfreudigen Liebe — sich die Brust mit dem Schnabel aufreißt, um seine Jungen das aus der Brust strömende Blut trinken zu lassen. So rührend und poetisch diese Sage ist, eine so prosaische Grundlage hat sie, und es dürfte wohl interessiren, zu erfahren, wie dieselbe zu Stande gekommen ist. Die Pelikane nämlich haben unter dem Schnabel, dessen Spitze blutroth ist, einen großen Kehlsack. Um den Jungen, die noch nicht fliegen können, Trank und Speise zu bringen, füllen sie diesen Beutel mit Hilfe des Schnabels mit Wasser und werfen auch die kleinen Fische, die sie fangen, in den Beutel hinein. Nun fliegen sie mit dem Vorrath nach dem Neste. Jetzt kommen die Jungen und stellen sich um den alten Pelikan herum, dieser drückt den Schnabel an die Brust, um das Wasser und die Fische aus dem Beutel auszupressen, die Jungen fahren mit ihren Schnäbeln nach der Schnabelspitze des alten Pelikans, um die dort ausfließende Nahrung aufzufangen, und nun ist die alte Sage erklärt: die an die fast weiße Brust gepreßte blutrothe Schnabelspitze des Pelikans sieht wie ein blutiger Riß an der Brust aus, und da die Jungen mit ihren Schnäbeln nach der Schnabelspitze des alten Pelikans fahren, so scheinen sie aus dem blutigen Riß zu trinken. Jeder, der Gelegenheit hat, einer solchen Scene aus der Ferne beizuwohnen, wird leicht die Vorstellung gewinnen, daß die Jungen wirklich aus der aufgerissenen Brust trinken, und so entstand eben auch die uralte Sage. J. D.

Die Weiber keine Menschen! — Im Jahre 1595 erschien kurz nach Neujahr ein Büchlein, in dem der Verfasser „darthun und beweisen will, daß die Weiber keine Menschen sind und nicht könnten selig werden; wenn sie stürben, gienge bei ihnen, wie sonst bei einem thummen Vieh, zugleich Leib und Seele mit einander auff!" Man denke sich die Entrüstung des schönen Geschlechts. Zu seiner Genugthuung erließen jedoch noch in demselben Jahre die Universitäten Wittenberg und Leipzig ein ernstes Warnungsschreiben, in dem die studirende Jugend ermahnt wurde, solches Machwerk nicht einmal des Lesens werth zu achten, viel weniger Frauen oder Jungfrauen damit „im Schertz zu vociren", damit „Weibes-Personen, als sonst ein schwaches Werkzeug, nicht etwa in zweiffelhafftige Gedanken wegen ihrer Seligkeit, durch weitere Anleitung des Satans, gerathen möchten." Und ein gar gelehrter Mann, der Doktor der Theologie Simon Gedicke, widerlegte diese „Lästerschrift" gründlich und wies mit vielen einleuchtenden Gründen nach, daß die Weiber wirklich und wahrhaftig Menschen seien. D.

Unreimbar! — Die Wörter „Silber" und „Mensch" gehören zu denjenigen, auf die man einen Reim wohl vergeblich suchen dürfte. Betreffs des letzten Wortes vermochte der Dichter Adolph Böttge wenigstens auf die Mehrzahl „Menschen" zu reimen. Er that dies in seinem modernen Heldengericht „Till Eulenspiegel":

„Der Herzog trug sich wie vernünft'ge Menschen —
Hier stolpr' ich, denkt ihr, weil sich ein bewußtes
Wörtlein nicht reimen läßt, doch mit Türenn'schen
Kriegslisten bring' ich trotz des Reimverlustes
Den Vers zum Sieg, wie Blücher im Brienn'schen
Gefecht, und zwing' in's Bett ihn des Prokrustes." D.

Unsere Ahnen. — Ein jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Eltern im 4., 32 im 5. Grade, 64 im 6. Grade u. s. w. In der 16. Generation hat Jeder schon 65,532 Eltern. 16 Generationen nehmen einen Zeitraum von 500 Jahren ein. Unter den 65,532 Eltern, die ein jeder der jetzt lebenden Menschen in dem 14. Jahrhundert hatte, waren sicherlich Personen aller Stände, reiche und arme, hohe und niedrige, und der Unterschied in der Herkunft der Menschen wird